Gottfried Wunderlich

Max Burckhard

Max Burckhard

Gottfried Wunderlich

Roman

Wiener Verlag
Wien und Leipzig 1906.

Die ersten vier Kapitel wurden im Jahre 1896 geschrieben, die übrigen 1905.

Erstes Kapitel.

Auf der Landstraße, die von Wels, der alten Stadt an der Traun, über zahllose Hügel bergauf, bergab zum Tale der Krems führt, humpelte langsam ein Postwagen dahin. Und in dem Postwagen saß der kleine Gottfried Wunderlich und sah mit seinen stillen, klugen Augen staunend hinaus in die neue Welt, die sich vor ihm auftat. Denn hier war alles so ganz anders als daheim. Dort die weite, flache Ebene, Felder an Felder, Bäume fast nur im engen Umkreis der Orte und den Straßen entlang, Wasser nur in trüben Tümpeln und schlammigen Gräben, die in geraden Linien die Aecker durchzogen, bis sie sich zwischen ihnen endlich dem Auge verloren. Hier aber zog es in stets wechselnden Bildern an dem Wagen vorbei. Jetzt ging es durch dunkeln, würzig duftenden Nadelwald, dessen Boden schwellende Moose und schwankende Farne wuchernd bedeckten, jetzt wieder durch helle, tauschimmernde Wiesen, in denen dunkle Rispen und wollhaarige Gräser sich wiegten, dann an verschlungenen Hecken vorüber, dahin an verstreuten Gruppen knorriger Bäume, an stattlichen Höfen vorbei, jeder umrahmt von seinem Bestande an Feld und Wiese und Wald.

Und immer bergauf, bergab, ein Hügel nach dem andern; und überall der Grundton erquickendes, frisches Grün und überall rieselndes Wasser, von jeder Lehne herab sickert es, aus jedem Hügel heraus quillt es, an jedem Hage dahin eilen murmelnd und plätschernd die kleinen, flüchtigen Wellen.

Da gab es freilich viel zu schauen für den kleinen Gottfried. Und gar, wenn von einer Hügelwelle sich ein Ausblick bot auf die mächtigen Bergketten, die sich in der Ferne aus diesem Hügelmeere emporhoben, konnte er kein Auge von den seltsamen Linien wenden, in denen Himmel und Erde sich schieden. Denn Berge, die hatte er bisher noch nie so recht gesehen. Nur an ganz reinen Abenden waren in seinem Heimatsdorf manchmal blaue Schatten am fernen Horizonte emporgetaucht, und von denen hatte der Vater, wenn er mit ihm durch die Felder dahinschritt, gesagt, das seien Berge. Berge, Berge, nach ihnen hatte er sich immer gesehnt, wie nach einem Wunderbaren, Unerreichbaren. Und nun lagen sie vor ihm, und immer näher und näher rückten sie heran, seit ihn nach langer nächtiger Eisenbahnfahrt die alte Postkutsche in ihren mächtigen Schoß aufgenommen hatte. Ihn und die alte Tante und einen kleinen Jungen, wie er einer war, und einige größere und zwei ganz große, von denen der eine gar schon etwas wie einen Schnurrbart, jeder aber einen dicken Knotenstock und eine unförmliche Tabakspfeife hatte, aus der er um die Wette mit dem andern

qualmte. Und sie alle fuhren gleich ihm nach dem alten Stifte, wo lauter Geistliche wohnten, die den ganzen Tag darüber nachdachten, wie sie all den Jungen das viele Latein und Griechisch und die schwierigen andern Sachen in die Köpfe hineinbringen könnten; denn daß das nicht ganz leicht sei, hatte er sich schon gedacht, daß es aber so schwer sei, wie er jetzt aus den Reden der andern Studenten entnahm, das hatte er doch nicht geglaubt.

Da war gleich der Große mit dem Schnurrbart, der hätte schon in die oberste Klasse kommen sollen, und alles hatte er gelernt und gewußt, und es war doch noch immer zu wenig gewesen, und er durfte nicht wie der andere Große in die oberste Klasse, sondern mußte noch ein ganzes Jahr in dieselbe Klasse gehen, in der er schon gewesen war. Aber, sagte er, jetzt werde er erst recht nichts lernen und man werde schon sehen, und wenn man so gegen ihn sei, dann wisse er auch, was er zu tun habe. Und dabei spuckte er einen Mundvoll Tabaksaft zum Fenster hinaus, der Tante gerade an der Nase vorbei. Denn das war sein Recht, weil er schon in die oberste Klasse hätte kommen sollen, und die Tante nur einen herbrachte, der erst in die unterste Klasse kam. Eigentlich wäre es sein Recht gewesen, beim Fenster zu sitzen, und darum hatte er sich mit dem Einsteigen in den Postwagen gemütlich Zeit gelassen, während die Tante und Gottfried, so als führen die Größeren gar nicht mit,

rasch die Eckplätze bei dem Eingange zu den zwei langen Sitzreihen besetzt hatten. Dann war der andere kleine Junge eingestiegen und hatte sich neben Gottfried gesetzt, und dann waren die Mittleren gekommen, und jeder war erst nach einigem Zaudern über die Füße der Tante und der Jungen hinübergeklettert, so als wäre es zweifellos deren Sache, weiter hineinzurücken. Und endlich war auch der Große, der den Schnurrbartanflug hatte, auf das Trittbrett gestiegen und hatte, ein Paar Augenblicke zuwartend, in den Wagen gesehen. Und dann hatte er leicht mit dem Stocke gegen Gottfrieds Beine getippt, Allez, allez junger Mann", und hatte durch eine in das Innere des Wagens weisende Handbewegung seinen Wünschen unzweideutig Nachdruck verliehen. Gottfried hatte sich natürlich sofort angeschickt, der als so selbstverständlich vorgebrachten Forderung Folge zu leisten, aber die Rechnung war ohne die Tante gemacht. „Bleib' nur sitzen, Gottfried," hatte sie gesagt, „hier im Stellwagen ist einer wie der andere, und wer zuerst kommt, mahlt zuerst."

Und so war es gekommen, daß Gottfried und der andere Junge, der sich gedacht haben mochte, der von der alten Dame aufgestellte Satz gelte eigentlich auch für ihn, auf den guten Plätzen saßen, während die zwei Großen in das Innere des Kastens hatten hineinschliefen müssen. Sie hatten dies freilich nicht getan, ohne den frechen Jungen einige

seltsam verheißungsvolle Blicke zuzuwerfen, und hätten gewiß auch sofort eine passende Bemerkung gemacht, wenn ihnen eine solche nur gleich eingefallen wäre. Aber guter Wille und Nachdenken allein nützen da nichts, das muß tiefer sitzen, und so hatten sie bisher nur einige dunkle Reden über den Zusammenhang von Vergangenem und Zukünftigem zustande gebracht und eine tiefsinnige Erörterung darüber gepflogen, ob es immer gut sei, wenn Söhne ihren Müttern folgen. Dem kleinen Jungen neben Gottfried mußte hiebei doch schon eine böse Ahnung, wohin das alles ziele, aufgedämmert sein, denn er war immer weiter von Gottfried weggerückt, daß man sehe, er gehöre nicht zu ihm; Gottfried selbst aber ließ sich gar nicht einfallen, daß er bei der Sache beteiligt sei, und das war nur natürlich, da ja doch die Tante seine Tante und nicht seine Mutter war.

Seine Mutter war ja schon lange, lange gestorben, und er selber konnte sich nur mehr abends, wenn er im Bette lag und es ganz still und dunkel war, an das liebe, blasse, schmale Gesicht erinnern, das so zärtlich und sorgsam in sein Kinderbettchen hineingeblickt hatte. Da konnte er freilich nicht daraufkommen, daß die Rede auf ihn gemünzt sei. Auch hörte er, so sehr ihn natürlich alles interessierte, was seine künftigen Studiengenossen da sprachen, doch eigentlich immer nur mit halbem Ohre zu, da es draußen gar zu viel zu schauen gab.

Das über die furchtbare Schwierigkeit der Studien und die gräßliche Strenge der Professoren war ihm aber doch so nahe gegangen, daß er wieder ein bißchen in den Wagen herein auf seine Begleitung zu gucken begonnen hatte, und die lebhaftere Aufmerksamkeit Gottfrieds reizte nun die beiden Beleidigten zu neuerlichen Anstrengungen, sich ihm verständlich zu machen.

„Sag' mir mal, Mo," wandte sich der mit dem Schnurrbartanflug an seinen Altersgenossen, als er den Tabaksaft glücklich an der Dame, die Eckplätze so liebte, vorbeigebracht hatte, „sag' mir mal, Mo, du kennst ja die alten Schreyers! Die kleine Kröte, der kleine Schreyer, kommt doch heuer auch wieder her?" — „Was weiß ich," erwiderte Mo, „meinst, ich weiß mir in den Ferien nichts Gescheiteres, als die alten Schreyers zu besuchen? Wird wohl schon wieder kommen, sonst hätte wohl mein Alter einmal was davon gesagt." — „Wäre mir leid, recht leid, wenn er nicht mehr käme." Da neigte sich einer von den Mittleren ehrerbietig vor und bemerkte mit bescheidenem Tone: „Bitte Herr Rauscher, ich habe den Schreyer erst diese Tage auf der Pferdebahn getroffen, er wäre so gerne nicht mehr herauf, aber sein Alter nimmt ihn nicht weg." — „Nun, das ist mir lieb zu hören, sehr lieb. Glaube gerne, daß er nicht mehr her möchte, der hat eine feine Nase." Und dann fuhr Herr Rauscher zu Herrn Mo fort, so als wäre der junge

Mann, der ihm die freundliche Auskunft gegeben, gar nicht auf der Welt: „Weißt du, Mo, mit dem habe ich noch eine kleine Rechnung. Der Lausbub ist mir gerade vor den Ferien bei der Beichte vorgelaufen, weil er sich früher hingestellt hat zum Beichtstuhl. Hab' ihn den letzten Tag nicht mehr erwischen können, aber dem werd' ich schon noch zeigen, wer zuerst mahlt und wer zuerst drischt."

Die treffliche Bemerkung Herrn Rauschers wurde von Herrn Mo durch einige leichte Bewegungen mit dem Stocke noch klarer veranschaulicht, während alle andern jungen Herren außer Gottfried und seinem kleinen Nachbar furchtbar über den Witz lachen mußten. Gottfried wurde über und über rot und sah fragend die Tante an, aber die hatte offenbar gar nicht zugehört. Der andere Junge zur Seite Gottfrieds aber rückte von diesem noch etwas weiter weg und verzog den Mund zu einem beifälligen Grinsen, als ginge ihn die Geschichte vom kleinen Schreyer gar nichts an. Bald aber hatte auch Gottfried wieder auf das abschreckende Beispiel jugendlicher Verkommenheit vergessen, das ihm in Gestalt des kleinen Schreyer vorgeführt worden war, ja hie und da vergaß er sogar auf den großen Herrn Rauscher und auf Herrn Mo und auf alle andern herinnen, wenn es draußen gar zu schön wurde; dann aber hörte er zur Abwechslung wieder ein bißchen zu, was Herr Rauscher Herrn Mo und Herr Mo Herrn Rauscher erzählte, und was die andern

dazu sagten, wenn Herr Rauscher oder Herr Mo sich zu einer gelegentlichen Frage an sie herabließen; denn wenn Herr Rauscher oder Herr Mo die andern nicht fragten, dann schwiegen diese auch schön still und begleiteten deren Gedankenaustausch nur mit bescheiden zustimmendem oder ehrfurchtsvoll bewundernden Mienenspiel.

Da merkte Gottfried denn doch, daß ein sehr großer Unterschied sei zwischen Herrn Rauscher und Herrn Mo und ihm und allen andern, und er dachte, es müßte sehr schön sein, wenn er auch einmal so groß sein werde wie Herr Rauscher und Herr Mo, und auch alle so aufmerksam zuhören werden, wenn er etwas erzählte. Er würde aber dann, dachte er sich, viel netter sein mit den Kleinen und insbesondere auch den ganz kleinen Jungen hie und da einige freundliche Worte sagen, sie fragen, wie sie hießen und woher sie kämen, und ihnen zureden, sie mögen nur keine Angst haben, denn das Studieren sei doch nicht so schwer; und das würde er sagen, wenn es auch noch so schwer wäre, nur damit die kleinen Jungen nicht allzu verzagt würden. Denn ihm selber war jetzt wirklich ein bißchen bange geworden. Wenn er nun am Schlusse des Jahres nicht alles wußte, oder alles wußte wie Herr Rauscher, und doch noch ein Jahr in derselben Klasse bleiben mußte? Was würde der Vater sagen? Wie müßte er sich schämen vor ihm! Noch beim Abschied, als Gottfried sich an dem Rande des Bettes hingekniet

hatte, in dem Vater schon viele Wochen liegen mußte, und der Kranke segnend seine zitternde Rechte auf den Scheitel des leise weinenden Knaben gelegt hatte, hatte er ihm gesagt: „Mach' mir keine Schande, mein Bauxerl“ — so nannte er ihn gerne, wenn ihm weich ums Herz wurde — „lerne fleißig, daß aus dir ein tüchtiger, braver Mensch wird, und dein Vater, und wenn auch der es vielleicht nicht mehr erlebt, die Tante Freude an dir hat.“ Da wurde ihm ganz weh, als er daran denken mußte, und er fühlte, wie ein leichter, dünner Schleier sich über Wald und Wiesen und über alles, was er ansah, legte. Und da richtete er in seiner Herzenstrübsal die Blicke auf die Tante; die aber machte gar nicht ihr gewöhnliches strenges Gesicht, sondern nickte ihm ganz freundlich zu, und jetzt neigte sie sich gar zu ihm herüber und sagte ihm leise ins Ohr: „Kopf hoch, Gottfriedl, wird nicht so schlimm werden.“

Wie die alte Frau doch manchmal seine innersten Gedanken erriet! So gleich damals, als er sie zum erstenmal gesehen hatte. Das aber war erst vor wenigen Tagen gewesen. Früher hatte Vater kaum von ihr gesprochen und nur einmal erwähnt, sie sei böse auf ihn und sei auch böse gewesen auf die Mutter. Aber als Vater krank geworden war und es immer nicht besser werden wollte, da hatte er Gottfried eines Tages gesagt, er habe der Tante seinetwegen geschrieben, und da war sie bald darauf selber gekommen. Und nachdem sie lange allein mit

dem Vater gesprochen, hatte man ihn hereingerufen in die Stube. Und da hatte ihn die Tante lange angesehen mit ihren seltsam prüfenden Augen, und dann hatte sie gesagt: „So versuchen wir's halt", und der Vater hatte gemeint, Gottfried müsse die Tante jetzt lieben und verehren, wie wenn sie seine Mutter wäre, denn sie wolle wie eine Mutter für ihn sorgen, und da müsse er ihr eigentlich noch dankbarer sein, eben weil sie nicht seine Mutter sei. Und da hatte sich Gottfried gedacht, wie seine Mutter könnte er doch niemand lieb haben, aber er hatte kein Wort gesagt und die Tante nur so angesehen, und da hatte sie ihm gleich geantwortet, wie wenn er geredet hätte. „Nein, nein, Gottfried, hast schon Recht; die Mutter war die Mutter, und ich bin und bleib' die alte Tante — und daß du's gleich weißt, Dank erwarte ich mir auch keinen." Und dann war sie zum Herrn Schuldirektor gegangen und dann zum Herrn Katecheten, und dann hatte sie einen Brief in eben das Stift, wo sie jetzt hinfuhren, geschrieben, und als die Antwort gekommen war, dann hatte sie Gottfried zu Schuster und Schneider und in verschiedene Geschäftsläden geführt und alles Nötige angeschafft. Und in alle Sachen mußte ein großer Einser hineingemacht werden, das hatte nämlich ausdrücklich in dem Briefe gestanden, den sie als Antwort bekommen hatte, denn jeder, der ins Kloster kam, erhielt eine Nummer, und „eins", das war gerade die Nummer, die Gottfried bekom-

men hatte. Und dann hatte sie einen festen Koffer gekauft, und dann hatte sie alles hineingepackt und war mit Gottfried und dem Koffer hergefahren. Und bei alledem hatte sie die ganzen Tage nur wenig geredet, aber wenn sie etwas sagte, dann war es immer etwas und so gerade die rechte Antwort auf das, was Gottfried eben im Kopfe herumging. Und darum hatte er auch die Tante lieb gewonnen, aber so ganz anders, als er die Mutter in der Erinnerung lieb hatte. Er hätte sich nicht getraut, die Tante zu umarmen oder gar zu küssen, ach, und wie hätte er das doch gleich bei der Mutter getan, ihr jubelnd ans Herz stürzend, wenn sie so auf einmal wieder gekommen wäre! Er hielt sich sogar immer ganz still in der Nähe der Tante und sagte nur etwas zu ihr, wenn sie ihn um etwas fragte, dann nahm er sich aber auch recht zusammen, daß es was Richtiges sei. Und so hatten sie eigentlich auch die ganze Reise gemacht, fast ohne etwas zu reden, aber Gottfried merkte es kaum, oder es schien ihm doch nicht abzugehen, denn er hatte die Empfindung, daß die Tante ja doch immer genau wisse, was er sich denke. Und darum sah er auch jetzt die Tante nur an und suchte ein recht tapferes Gesicht zu machen, und die Tante verstand auch ganz gut, daß er meinte, er werde sich schon zusammennehmen, damit er sicher in keiner Klasse zwei Jahre bleiben müsse, denn daß sie ihm zugenickt hatte, das hieß, „so ist es recht“. Das wußte sie nämlich ganz genau, daß sich Gott-

fried nicht etwa davor gefürchtet hatte, Herr Rauscher werde es ihm machen wie dem kleinen Schreyer, sondern nur davor, daß das Studieren am Ende doch zu schwer für ihn werden könnte. Und da wurde Gottfried auch wieder ganz vergnügt und sah fröhlich in das lachende Grün.

Und jetzt ging es wieder in einen Wald und mitten im Walde hielt der Wagen still. Und da stand ein großes Haus, gerade so, wie es sich Gottfried immer vorgestellt, wenn er in den Geschichtenbüchern, die der Herr Direktor und der Herr Katechet den Kindern liehen, von dem Räuberhause im Walde gelesen hatte. „Ah, der Wirt im Holz,“ sagte Herr Rauscher, und „der Wirt im Holz,“ wiederholten halblaut ehrfurchtsvoll die jüngern Herren. „Eigentlich schnell gegangen,“ sagte Herr Mo, und mit zustimmendem leisem Murmeln bestätigten die jüngern Herren, daß es sehr schnell gegangen sei. „Aber eigentlich doch eine langweilige Brodlerei,“ meinte Herr Rauscher, und die jüngern Herren konnten nicht anders, als mit allgemeinem Kopfnicken bestätigen, daß es doch eine sehr langweilige Brodlerei sei. „Sehr guter Most hier,“ bemerkte Herr Mo, und die Mienen aller jüngern Herren verklärten sich, als fühlten sie schon den Most auf den Zungen und als tränken sie nichts auf der Welt lieber als Most. „Saueres Zeug,“ sagte Herr Rauscher, und alle jüngern Herren verzogen den Mund und es schüttelte sie, ganz, als hätten sie Essig verschluckt. „Wollen

ihn doch kosten," sagte Herr Mo. — „Meinetwegen," sagte Herr Rauscher, „wenigstens kann man die Füße wieder einmal ausstrecken." Und hiemit erhob er sich und stieg über die Tante und die zwei Jungen hinüber und aus dem Wagen hinaus, und dann folgte ihm Herr Mo, und dann folgten die jüngern Herren und jeder von ihnen machte es genau so, wie er es bei Herrn Rauscher und bei Herrn Mo gesehen hatte, und draußen streckten sie alle zuerst ein paarmal die Beine, und das taten auch die, die mit ihren Füßen nicht einmal auf den Boden der Kutsche hatten herabreichen können, genau so, als hätten sie im Wagen ihre Beine eben so wenig ausstrecken können wie Herr Rauscher und Herr Mo. Und dann schrieen Herr Rauscher und Herr Mo laut nach Most und die jüngern Herren schrieen auch nach Most, und weil ihnen niemand einen Most herausbrachte, machten sie es schließlich alle wie es der Kutscher gemacht hatte und gingen in das Wirtshaus hinein. Und da die Tante auch aus dem Wagen stieg, um zu sehen, ob nichts von Gottfrieds Reisegepäck beim Fahren herabgefallen sei, blieben die zwei kleinen Jungen allein drinnen im Wagen sitzen.

Eine Weile saßen sie ganz ruhig und keines sagte etwas. Und dann blickte Gottfried ein wenig nach dem andern Jungen hin, und da hatte der gerade auch ihn angesehen. Und da meinte er, er müsse doch etwas sagen und nahm sich einen Rand und fragte:

„Kommst du auch in die erste Klasse?“ — „Dumme Frage,“ antwortete der mürrisch, „das siehst du doch, sonst wär' ich gewiß nicht auch so dumm gewesen wie du und hätte schon gewußt, daß man den Größern Platz machen muß. Jetzt werden wir alle zwei unsere Prügel kriegen, paß' nur auf.“ Und nach einer Weile sagte er mit einem giftigen Blick auf die alte Dame, die sich eben überzeugte, ob der Koffer, der richtig noch da war, auch gut angebunden sei, „das haben wir deiner Mutter da zu danken.“ — „Das ist ja nicht meine Mutter,“ erwiderte Gottfried leise, „das ist ja meine Tante.“ — „Na also, Tante,“ brummte der andere, „das ist doch egal, die Hauptsache ist, daß du nicht einmal hast allein fahren dürfen.“ Und wieder nach einer Weile sagte er: „Wie heißt du denn?“ — „Wunderlich,“ sagte Gottfried, „Wunderlich Gottfried.“ — „Sind das zwei dumme Namen.“ Das war Gottfried nie aufgefallen, aber jetzt kam es ihm selbst so vor. „Und wie heißt denn du?“ erwiderte er die Frage. „Geht's dich was an?“ lautete die Gegenfrage. „Und du,“ fügte der Junge hinzu, „daß du dir nicht etwa einfallen läßt, wenn die andern kommen, so zu tun, als hätten wir zusammen was geredet — ich hab' nichts mit dir zu schaffen — verstanden?“ Und dabei sah er Gottfried ganz böse an, und da gerade Herr Rauscher und Herr Mo und die andern jungen Herren draußen wieder sichtbar wurden, drehte er Gottfried den Rücken zu und

fing mit den Beinen zu schlenkern an, wobei er immer mit dem einen Stiefelabsatz gegen Gottfrieds Schienbein anschlug, jedesmal genau an dieselbe Stelle. Gottfried zog seinen Fuß zurück, aber das half ihm nichts; ohne auch nur einen Blick hinzuwerfen, wußte der andere genau, wo er das Schienbein zu suchen hatte, und schlenkerte mit unfehlbarer Treffsicherheit weiter. „Du stoßest mich immer," sagte Gottfried. Da drehte sich der Junge um und streckte Gottfried die Zunge heraus; und weil Herr Rauscher und Herr Mo und die andern gerade wieder zum Wagen hergekommen waren, so sahen sie das auch, und da lachte Herr Rauscher recht herzlich und auch Herr Mo lächelte, und weil Herr Mo gelächelt und Herr Rauscher gelacht hatte, konnten sich die andern jungen Herren gar nicht fassen vor Lachen und mußten sich die Seiten halten, sonst wären sie wahrhaftig geplatzt. Und dann stiegen die jüngern Herrn, durch eine freundliche Bewegung der Stöcke von Herrn Mo und Rauscher eingeladen, ein, und da rückte der andere kleine Junge gleich ganz artig in die innerste Ecke des Wagens, so daß sich Herr Mo neben Gottfried setzen konnte, und Herr Rauscher setzte sich wieder auf seinen frühern Platz neben dem der Tante; denn auf den getraute er sich doch nicht zu setzen, obwohl er ein paarmal prüfend auf ihn hingesehen hatte. Dafür aber machte er sich jetzt breit, so daß für die Tante, die sich eben auch über das Vorhandensein von Gottfrieds Hut-

schachtel beruhigt hatte und daher ebenfalls wieder in den Wagen stieg, kaum Platz blieb. Da blinzten Herr Mo und Herr Rauscher sich schmunzelnd zu, und die jungen Herren mußten auch alle schmunzeln und blinzten sich ebenfalls zu, und der Kleine in der Ecke konnte sogar ein lautes Lachen nicht verbeißen. Aber die Tante merkte das alles nicht, sondern setzte sich einfach nieder, so daß sie zur Hälfte auf Herrn Rauscher zu sitzen kam und dessen Beine und er selbst ganz unter ihren weiten Röcken verschwanden und Herr Rauscher sich erst mühsam wieder ans Freie arbeiten mußte, wobei er ein ziemlich dummes Gesicht machte. Und das machten getreulich auch die andern jungen Herren.

Herr Rauscher fand aber, nachdem sich der Wagen in Bewegung gesetzt hatte, bald wieder seine frühere Würde und sagte nur, daß manche Wagen sehr enge seien und manche Leute sehr viel Platz brauchten, eine Ansicht, der alle jungen Herren beistimmten. Und dann wandte er sich an den kleinen Jungen, der so höflich in die Ecke gerückt war, und sagte huldvoll: „Nun, wie heißt man denn, junger Mann?“ Und da sagte der Junge rasch: „Schragel.“ — „I, der junge Schragel,“ fiel mit freudig überraschtem Tone Herr Mo ein, „wohl ein Sohn des alten Herrn Schragel?“ — „Ja, das ist mein Vater,“ erwiderte der junge Schragel, ganz stolz, daß sein Vater die Ehre habe, von Herrn Mo gekannt zu sein, und da lachte Herr Mo, sichtlich

befriedigt über seinen gelungenen Witz, und die jungen Herren lachten auch und blickten den jungen Schragel ganz spöttisch an. Aber da sagte Herr Rauscher: „Sekkiert mir den kleinen Schragel nicht, das ist ein sehr netter und artiger Bursche, der weiß, was sich schickt und gehört; und wer von euch" — das ging natürlich auf die jungen Herren — „dem jungen Schragel etwas macht, hat es mit mir zu tun." Da sahen alle den jungen Schragel ganz freundlich an und nickten ihm aufmunternd zu.

„Also du wirst jetzt auch ein Student?" setzte Herr Rauscher sein Gespräch mit dem jungen Schragel fort. „Ja," sagte der junge Schragel. „Nun, wirst du recht fleißig sein und tüchtig studieren?" fragte Herr Rauscher in möglichst wohlwollendem Tone weiter. „Nein," sagte der junge Schragel. „So?" fuhr Herr Rauscher in seinen pädagogischen Nachforschungen fort, „ja warum denn nicht?" — „Weil das sehr langweilig ist," antwortete ganz bestimmt der junge Schragel. „Ach, seht ihr," rief triumphierend Herr Rauscher, „was das für ein intelligenter Bursche ist!" — „Da wirst du aber durchfallen," sagte ebenso bestimmt wie der junge Schragel Herr Mo. „O nein," grinste der junge Schragel, und auf einen erstaunten Blick Herrn Rauschers fügte er hinzu, „ich werde nur gerade so viel lernen, daß ich nicht durchfalle". Da ging ein beifälliges Murmeln durch beide Sitzreihen, aber Herr Rauscher machte ein etwas bedenkliches Gesicht und kratzte sich

nachdenklich auf dem Kopf, und dann sagte er bedächtig: „Ja, wenn das nur so leicht wäre, aber man erratet es halt nicht immer aufs Haar," und da machten alle andern auch ein bedenkliches Gesicht und kratzten sich auch auf ihren Köpfen.

Aber der junge Schragel war nicht aus der Fassung zu bringen. „Ich werde immer so tun, als ob ich recht fleißig wäre und mit den Professoren recht artig sein und sie schon von weitem grüßen, und da werden sie mich schon durchlassen." — „O pfui," sagte Herr Rauscher, und „pfui" wiederholten alle halblaut, und der kleine Schragel, der mit den Professoren artig sein und sie schon von weitem grüßen wollte, sank plötzlich tief in den Augen aller. Aber der kleine Schragel ließ sich nicht irre machen und war seiner Sache ganz sicher. „Wenn aber die Professoren vorüber sind oder bei der Tür hinausgehen, werde ich hinter ihnen die Zunge herausstrecken." — „Ah," sagte Herr Rauscher, und der junge Schragel fing wieder an, sich in der allgemeinen Achtung bedeutend zu heben. „Wenn das aber dein Kollege da" — Herr Rauscher deutete mit dem Kopfe nachlässig auf Gottfried hin — „den Professoren wieder sagt, daß du ihnen die Zunge nachstreckst?"

Aller Augen richteten sich auf Gottfried hin und alle gaben ganz deutlich zu verstehen, daß ihm ihrer Meinung nach das ganz gut zuzutrauen sei, so daß Gottfried ganz rot wurde im Gesicht. „Dann

werde ich ihn durchhauen," sagte mit natürlicher Einfachheit der kleine Schragel, und mit einem jähen Ruck war er wieder ganz oben, und es schien allen selbstverständlich, daß der junge Schragel den andern Jungen hauen werde; man brauchte ja beide nur anzusehen, da der junge Schragel mit dem kleinen Stierkopf, dem breiten gedrungenen Körper und den unproportionierten Fäusten und dort der andere Junge mit dem blassen Gesicht, der schmalen Figur und den kleinen, dünnen Kinderhänden. Der kleine Schragel wollte aber offenbar die Meinung nicht aufkommen lassen, als könnte er Gottfried nur hauen, weil der ein schwaches Bürschchen sei, und fügte daher erläuternd hinzu: „Ich habe schon zu Hause in der Schule jeden gehauen." — „Wenn aber einer stärker ist als du?" warf Herr Mo ein. „Dann packe ich ihn bei den Haaren und trete ihm mit den Stiefeln in den Bauch," erwiderte, ohne sich einen Moment zu besinnen, der kleine Schragel. „Nun, ich sehe schon," sagte Herr Rauscher, „du bist ein ganz tüchtiger Junge und es wird ein richtiger Student aus dir. Du kommst doch auch in das Konvikt?" — „Ja," sagte der kleine Schragel. „Nun, das ist schön," endete Herr Rauscher sein herablassendes Gespräch mit dem kleinen Schragel, „wir sind auch alle lauter Konviktoren."

Den kleinen Gottfried aber fragte niemand, ob er auch in das Konvikt komme, es war ihnen genug, zu wissen, daß der kleine Schragel, der alle Kame-

raden hauen werde, im Konvikt sei. Und dann begann Herr Rauscher eine tiefsinnige Unterredung mit Herrn Mo über die Frage, wo das beste Bier zu bekommen sei, und sie einigten sich schließlich dahin, daß das Bier überall gut sei, und dann folgte ein ebenso tiefsinniges Gespräch darüber, welcher von den Professoren der gemeinste sei, und das Resultat war wieder, daß alle Professoren gemein seien. Der kleine Gottfried aber hatte schon längst seinen Kopf recht weit zum Fenster hinausgestreckt, daß er möglichst wenig höre, und seine Gedanken waren weit, weit weggeflogen zu den Bergen, die in immer deutlicheren Umrissen hervorgetreten waren und hinter denen stets neue sich erhoben, und er stand immer auf dem weitesten und höchsten und dachte, wie herrlich es sein müßte, über die andern hinüberzusehen.

Und als er so nach den Bergen hinblickte, da stiegen auf einmal hinter einer Anhöhe, auf die der Wagen eben hinauffuhr, ein Paar spitze Türme empor und dann noch ein merkwürdiger Turm mit einem runden Aufsatz, und da hörte er, wie Herr Rauscher sagte: „der mathematische Turm“, und dann ging es an einem Friedhofe vorbei, und Herr Rauscher sagte: „der Friedhof“, und dann kam eine große Scheune voll Holz, und Herr Rauscher sagte: „der Scheiterstadl“, und dann fuhr der Wagen einen Berg hinab an einem Gebäude vorüber, ober dessen Tür ein blau angestrichener Heiliger auf einem Beine stand, denn das andere hatte er wohl bei irgend einer

Gelegenheit verloren, und Herr Rauscher sagte: „das Spital", und bald darauf hielt der Wagen, und Herr Rauscher und Herr Mo und alle jungen Herren sagten: „so," standen auf, stiegen über die Beine der Tante und Gottfrieds hinüber, und der kleine Schragel stieg als der letzte hinüber und stieß dabei mit seinem Stiefel an Gottfrieds Schienbein und richtig wieder genau auf den gewissen Fleck, und das war die einzige Notiz, die überhaupt von Gottfried genommen wurde. Und dann fuhr der Wagen noch ein Stück und hielt vor einem Gasthause, und da stiegen jetzt auch die Tante und Gottfried aus, und die Tante sah nach, ob der Koffer und die Hutschachtel noch da seien, und blieb so lange beim Wagen stehen, bis der Koffer und die Hutschachtel abgeladen waren. Und dann, als der Hausknecht die Sachen in das Zimmer hinauftrug, ging sie gleich hinterdrein, denn, mochte sie denken, sicher ist sicher.

Zweites Kapitel.

Nachdem Gottfried mit der Tante gefrühstückt hatte, wurde der Koffer aufgesperrt und Gottfried mußte seinen schwarzen Anzug, der ganz zu oberst darin lag, und ein Paar Handschuhe anziehen und den kleinen Zylinderhut aufsetzen, den die Tante sorgsam aus der Hutschachtel herausgenommen hatte. Denn das hatte der Herr Konviktsdirektor geschrieben, daß alle Studenten einen Zylinder haben müssen,

damit sie am Sonntag, wenn sie gemeinsam in die Kirche gehen, und sonst bei feierlichen Gelegenheiten sich seiner bedienen können. Und das war doch jetzt eine feierliche Gelegenheit, wo Gottfried in die Schule hineingebracht wurde. Die Tante aber zog ein schwarzes Kleid an, und so gingen sie beide wie zu einem Leichenbegängnis in das Kloster hinein.

Und da hatten sie nicht weit zu gehen, denn das Kloster lag gerade dem Gasthause gegenüber. Wirtshäuser und Kirchen gehören nämlich immer zusammen. Und da kamen sie zuerst durch ein großes Tor und dann in einen großen Hof, und dann ging es über eine Brücke, unter der ein Graben voll schmutzigen Wassers, aus dem gerade ein feister Karpfe herausschnappte, an einer langen Mauerfront dahinlief, und dann war wieder ein Tor, und da stand ein Mann mit einem zweispitzigen Hut und einem großen Stock mit silbernem Knopf, aber das Schönste an ihm war eine brennend rote Weste, die war fast so rot wie seine Nase. Und vor dem blieb die Tante stehen, und Gottfried nahm seinen Zylinder ab und verbeugte sich tief, denn er dachte, das sei gewiß der Herr Gymnasialdirektor oder gar der Herr Prälat. Es war aber nicht der Herr Gymnasialdirektor und nicht der Herr Prälat, denn die Tante machte gar nicht viel Geschichten mit ihm und fragte ihn, wo man zum Konviktsdirektor gehe. Der Mann mußte aber doch etwas sein, denn er machte auch nicht viel Geschichten mit der Tante, sondern deutete

nur mit dem Daumen über seine Achsel nach rückwärts: „Steht so oben, großmächtig auch noch.“ Und richtig hing dort eine schwarze Tafel über einer Stiege, und auf der Tafel stand mit großen Buchstaben: „Direktorat des Konviktes“ und da ging die Tante mit Gottfried hinauf, und dann kamen sie zu einer braunen Tür, und da hing wieder genau so eine Tafel. Gottfried putzte sich die Schuhe, obwohl sie ganz rein waren, auf einer Decke ab, die vor der Türe lag, und die Tante klopfte an die Tür. Aber es rührte sich nichts. Da versuchte die Tante die Klinke, und da wies sich's, daß das nur eine Außentür war, und innen war wieder so eine braune Tür. Als Gottfried mit der Tante in den dunkeln Vorraum trat, ward ihm ganz seltsam zu Mute. Ein eigentümlicher Geruch schlug ihm entgegen, genau wie er ihn immer im Zimmer des Herrn Katecheten wahrgenommen hatte, wenn er zu ihm gekommen war, sich Bücher auszuleihen. Und es war so still in dem dunkeln Winkel zwischen den beiden Türen, daß ihm ganz ängstlich wurde. Und wieder klopfte die Tante, erst leise, dann stärker, und dann hörte man schwere Stiefel aus einem Nebenzimmer hereinknarren und eine Tür schließen, und eine Stimme sagte fast zaghaft: „Herein.“

Und jetzt stand Gottfried mit der Tante in einem großen Zimmer vor einem freundlichen alten Herrn, der so artige Verbeugungen machte, daß Gottfried gar nicht glauben konnte, daß das der

Herr Direktor sei. Aber so irrt man sich im Leben: es war doch der Herr Direktor. Er lud die Tante und Gottfried zum Sitzen ein, die Tante mußte auf einem großen, rot geblumten Divan Platz nehmen, und auf die eine Seite setzte sich der Herr Direktor auf einen Stuhl, und auf die andere Seite durfte sich Gottfried setzen. Die Tante wies den Brief vor, den ihr der Herr Direktor geschrieben hatte, und sagte, auf Gottfried zeigend, das sei der Knabe, um dessen Aufnahme sie gebeten habe. Und dann sagte sie, daß Gottfried keine Mutter mehr habe und daß sein Vater kränklich sei und sie sich Gottfrieds angenommen habe, weil ihr die Mutter einmal sehr nahe gestanden habe, und daß sie ihn studieren lassen wolle, da er ein aufgeweckter Bursch sei — und er werde gewiß seinen Lehrern keinen Verdruß machen, denn er sei ein sehr gutes und folgsames Kind. Der Herr Direktor hatte zu allem freundlich mit dem Kopfe genickt und einige zustimmende und anteilnehmende „Jawohl, jawohl" dazwischen geworfen; nur als die Tante Gottfried ein gutes und folgsames Kind nannte, da machte der Herr Direktor ein etwas erstauntes Gesicht, und als die Tante es wiederholte, da richtete er sich die Augengläser mit dem Zeigefinger der rechten Hand und blickte Gottfried verwundert an. Und als die Tante fortfuhr, von den guten Eigenschaften Gottfrieds zu reden, und daß er so ein weiches Gemüt habe und ein leises Wort bei ihm mehr wirke als

bei andern eine strenge Strafe, da nahm der Herr Direktor die Augengläser herab und putzte sie mit seinem großen blauwollenen Taschentuche, das er aus dem Habit herausgeholt hatte, und dann setzte er sie wieder auf und sah Gottfried nochmal an.

„Ja, ja, es ist so," bekräftigte die Tante, denn sie mochte wohl meinen, der Geistliche sei mißtrauisch gegen solche Lobsprüche der Angehörigen, „andere Empfehlungen hat der Bub keine und so darf ich ihm mein Zeugnis nicht verweigern. Es ist das erstemal, daß ich ihm's ins Gesicht sage, daß ich ihn für einen ordentlichen Burschen halte — brauch' auch keine Sorge zu haben, daß es ihm schadet oder falsche Eitelkeit in ihm weckt, denn in ihm ist keine Streberei dabei, wenn er so ist, sondern er ist eben einmal so."

Gottfried war immer befangener geworden bei diesen Reden der Tante und er fühlte, wie er über und über rot wurde; krampfhaft drehte er seinen Zylinder herum und glättete ihn fortwährend am Beinkleid, als wäre es ein alter Hut mit verfilzten Haaren, und er war doch funkelneu und spiegelblank. Aber auch der alte Herr war immer verlegener geworden und richtete fortwährend ängstlich mit dem Zeigefinger seine Augengläser. Er sagte zwar noch immer wie mechanisch „Jawohl, jawohl", aber man sah, daß ihm die Sache gar nicht zusammenging. Endlich nahm er sich einen Rand, tippte energisch an die Augengläser, richtete einen ernsten,

beinahe strengen Blick auf die Tante und fragte mit einem fast verzweifelten Lächeln: „Ja, aber meine Gnädige, warum geben Sie denn dann Ihren Neffen zu uns?“ Jetzt war die Reihe zum Verlegenwerden an der Tante. „Ich hab so viel Gutes von der Anstalt hier gehört“ — „Richtig, richtig,“ unterbrach sie geschmeichelt der alte Herr, „aber ... aber ... wir sind das so gar nicht gewohnt, nämlich — awawa — wie soll ich nur sagen — awawa“ — er wurde immer verlegener und mußte sich durch einen abermaligen Ruck an den Augengläsern wieder in Haltung bringen — „es geben eben nur jene Eltern — awawa — Angehörigen — ihre Knaben her, die — awawa — awawa — zu Hause mit ihnen gar nichts mehr ausrichten können.“ — „Also eine Art Korrektionsanstalt?“ meinte die Tante. „Gewissermaßen ja,“ sagte mit sauerm Lächeln der Herr Direktor, „aber es ist nicht so schlimm,“ fügte er begütigend hinzu, „lauter Knaben aus guten Familien, und weil alle gleich unbändig sind, so erziehen sich — awawa — bändigen sich die Knaben gewissermaßen gegenseitig. Nur freilich, wenn eben einer nicht so ist“ — der Direktor warf wieder einen prüfenden Blick auf Gottfried — „so — so awawa — so — awawa ...“ — „So hat er einen schweren Stand?“ ergänzte die Tante fragend den Satz des Leiters dieser eigentümlichen Anstalt. „Jawohl, jawohl,“ bekräftigte dieser, „das ist es, was ich sagen wollte.“ — „Nun, wenn es weiter nichts ist,“ er-

widerte ruhig die Tante, „das ist gerade das rechte, wenn Gottfried als Kind schon kennen lernt, wie die Menschen eigentlich sind; wenigstens weiß er es dann, wenn er einmal hinauskommt.“ — „Es freut mich,“ sagte der Direktor, „daß Sie die Sache so auffassen; und ich kann Ihnen jetzt, nachdem ich meine Pflicht erfüllt habe, auch sagen, daß wir mit unsern Resultaten recht zufrieden, ja sehr zufrieden sein können und die meisten unserer ehemaligen Zöglinge es im Leben zu etwas Ordentlichem gebracht haben.“ Der alte Herr war fast feierlich geworden. „Also nehmen Sie sich zusammen,“ wandte er sich an Gottfried, „seien Sie verträglich mit Ihren Kollegen und befolgen Sie genau die Statuten!“ Hiemit erhob er sich zum Zeichen, daß die Audienz beendigt sei, und empfahl sich mit zahlreichen Verbeugungen von der Tante und mit einem ermahnenden Augenzwinkern, das durch einen Druck des Zeigefingers gegen die Brille noch bedeutsamer gemacht wurde, von Gottfried.

„Statuten, Statuten“ — das Wort ging Gottfried im Kopfe herum, als sie über die Stiege herabschritten und den Hof durchquerten, und „Statuten“ klang es ihm noch in den Ohren, als sie vor dem Gymnasialdirektor standen, der kaum Notiz von ihnen nahm und sie mit einer flüchtigen Neigung des Kopfes empfing und entließ, und „Statuten“ glaubte er noch immer zu hören, als sie der Reihe nach ihre Besuche bei den verschiedenen Professoren mach-

ten, deren Namen und genaue Wohnung der Mann mit der roten Weste der Tante vorraten hatte, als sie sich in dieser Sache nochmal an ihn gewendet und sein Zutrauen dadurch gewonnen hatte, daß sie ihm einige kleine Münzen in die Hand gedrückt hatte. Der Mann hatte die Münzen mit einer leichten würdevollen Bewegung des Kopfes in die rechte Tasche seiner roten Weste gesteckt und dann mit dem Daumen und Zeigefinger in die linke Tasche der roten Weste gegriffen und aus dieser eine Anzahl Zettel gezogen. „Erste Klasse, so, da steh'n s' alle drauf," und die Tante hatte ihren Zettel. „Die, wo nicht Konvikt dabei steht, wohnen im Konvent, die müssen Sie sich in die Porten, dort drüben, herunter holen lassen, denn in den Konvent dürfen keine Frauenleut' nicht hinein."

Von den Herren, die die Tante in die „Porten" hatte herunterbitten lassen, machten die einen ein äußerst freundliches und wohlwollendes Gesicht und sahen Gottfried so teilnehmend und vergnügt an, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts, was sie so lieb hätten, als kleine Jungen, während die andern so mürrisch und grämlich waren und Gottfried so finstere Blicke zuwarfen, als wäre ihnen auf der ganzen Welt nichts so unausstehlich wie kleine Jungen; und so war es auch bei den Präfekten im Konvikt, der eine so, der andere so, aber Gottfried war es doch, als wäre es bei allen genau dasselbe. Da waren immer die zwei braunen Türen, und

schon wenn man die erste aufmachte, war der eigentümliche Geruch da, immer hörte man nach dem Anklopfen erst schwere Stiefel von wo anders heraustappen, und alle Zimmer waren gleich eingerichtet, überall derselbe große Schreibtisch und dieselben schweren Stühle und derselbe große rotgeblumte Divan, und Gottfried kam es vor, als hätten alle Geistlichen eigentlich dasselbe Gesicht; jedenfalls hatten sie alle dieselben blauwollenen Taschentücher, in die sie sich mit großem Getöse hineinschneuzten; und da wurde es Gottfried ganz eigens, und weil ihm das Wort „Statuten" so einen tiefen Eindruck gemacht hatte, so brachte er es mit all dem Gleichförmigen und vor allem mit dem seltsamen Geruch in den Zimmern der Geistlichen unwillkürlich in Zusammenhang, obgleich er noch immer nicht wußte, was das für Dinge seien, die Statuten.

Endlich aber sollte er es doch erfahren. Nachdem ihn die Tante über eine Stiege zu einem Präfekten und dann wieder über eine Stiege wieder zu einem Präfekten geführt hatte, fragte sie einen alten freundlichen Diener, der gerade damit beschäftigt war, in einer Fensternische auf dem Gange die Reste aus einem Kaffeegeschirr bedächtig auszuschlürfen, wo man denn zum Präfekten der ersten Abteilung komme. Der alte Diener goß zuerst die letzten Neigen aus den zwei bauchigen Kannen in die Schale, wobei er achtete, daß kein Tröpflein in den Kannen bliebe, dann schwenkte er die Mischung noch einige-

male in der Schale herum, setzte dann diese an die Lippen, neigte den Kopf weit zurück und drehte die Schale mit einem Ruck um, so daß er die ganze Flüssigkeit auf einmal hinabschlucken konnte. „Ah," sagte er, und nachdem er so diese Sache vollkommen erledigt hatte, wandte er sich zur Tante. „Ah," sagte er nochmal, aber in einem ganz andern, minder tief empfundenen Tone, „der kleine Herr kommt zu uns — no das ist schön. Warten S' nur, ich werd' Ihnen gleich hinführen zum Herrn Präfekten, nur einen Augenblick, muß nur mein Geschirr in Ordnung bringen." Mit diesen Worten zog er ein blauwollenes Taschentuch, das ganz so aussah wie die blauwollenen Taschentücher, die Gottfried heute schon bei den verschiedenen Geistlichen gesehen hatte, aus dem Rocksack und wischte damit behende die Kannen und die Schale von innen und von außen ab, dann noch den Löffel und die metallene Tasse, auf der alles stand, schob das blauwollene Taschentuch und ein halbes Kipfel, das noch auf der Tasse gelegen hatte, in den Rocksack und stellte das Kaffeegeschirr fein säuberlich auf die Tasse in Reih und Glied, und das glänzte, als wäre es gerade im frischesten Brunnenwasser gespült worden. „So," sagte er, „sind's schon. Kommen S' nur gleich mit, gleich werden wir's haben." Und nun ging es über einen langen Gang und dann wieder über einen langen Gang, und in den Fensternischen waren abwechselnd große Scheite Holz geschichtet und braune

Truhen eingelassen, und da dachte Gottfried, was für gute Sachen wohl in diesen Truhen sein mögen, und dann kamen sie zu einem großen braunen Kasten, der hatte an der Seite Luftlöcher, die mit einem siebartigen Blech vermacht waren. Der Kasten heimelte Gottfried sehr an, er hätte darauf wetten mögen, daß da lauter Aepfel darinnen seien. Das sollte er übrigens gleich sehen, denn der alte Diener blieb gerade vor dem Kasten stehen, holte einen riesigen Schlüssel und das halbe Kipfel aus seinem Rocksack, sperrte die Kastentür auf und legte das halbe Kipfel auf ein Brett mitten unter lauter kleine Schuhe und Stiefel, die in dem Kasten waren. „Jetzt ist er noch halb leer, der Stiefelkasten," wandte sich der Diener freundlich an Gottfried, „weil noch nicht alle von meinen jungen Herren da sind, aber der wird so voll, daß kaum mehr so ein Kipferl darin Platz hat." Hiemit schloß er wieder zu, und die Wanderung ging weiter. Aber Gottfried war jung und seine Hoffnungen ließen sich nicht so leicht zerstören, und er bildete es sich nun einmal ein, daß es da, wie zu Hause, in den Schränken gute Sachen für die Jungen geben müßte. „Was ist denn in der Truhe da?" fragte er, als sie wieder bei solch einem Gerät vorbeikamen, den alten Diener. „In der? Sagscharten zum Auskehren." — „In allen?" fragte Gottfried kleinlaut. „O nein, in den einen sind Inslichtkerzen, in den anderen Zeug zum Schuhputzen oder Hobelspän' zum Feuermachen —

lauter gute Sachen," schloß er lächelnd, als hätte er Gottfrieds innerste Gedanken erraten. „So, und jetzt sind wir auch schon da — warten S' nur ein Eichterl, ich trag' nur dem Herrn Präfekten sein Kaffeegeschirr hinein. Werd' ihm's gleich sagen — wen darf ich denn melden?" — „Das ist der kleine Gottfried Wunderlich," antwortete die Tante. „Ah, der kleine Wunderlich — Wunderbar — Wundersam," variierte der Diener, „ist mir schon aufgefallen der Name, wie ich mir die Namen von meinen jungen Herren alle zusammengeschrieben hab'; hat Nummer eins, ja, das ist ein gutes Nummer, das ist leicht überall darauf g'macht. Schön, schön." Der Diener verschwand hinter einer braunen Tür, an der ein kleines Täfelchen mit der Aufschrift „Pater Laurentius" angebracht war, und die Tante und Gottfried blieben eine Weile allein auf dem Gange.

„Nicht wahr, Tante, liebe Tante, ich bleibe nicht gleich hier, ich darf noch einmal hinaus mit dir?" — „Natürlich," sagte die Tante, „heute ißt du noch schön zu Mittag mit mir — da kriegst du auch einen guten Apfel — gelt?" schaltete sie schmunzelnd ein, „und nachher machen wir einen Spaziergang, und am Abend bring' ich dich zum Schlafen herein, und dann heißt es freilich dableiben. Na, Gottfriedel, wird schon werden, im Anfang ist sicher jedem bang, den schlimmen Buben auch." Gottfried konnte der Tante nur einen dankbaren Blick zuwerfen, wobei er sich bemühte, zu lächeln, denn eben kam

der alte Diener heraus. „So," sagte er, „nur hereinspaziert, nur hereinspaziert." Die äußere braune Tür hatte er offen gelassen, die Tante und Gottfried kamen also gleich an die zweite braune Tür heran. Wieder der moschusartige Geruch, wieder ein Knarren schwerer Stiefel, wieder ein Schreibtisch und ein rotgeblumter Divan und wieder ein Geistlicher, und zwar einer, der so aussah, als mache er sich gar nichts aus kleinen Jungen.

Gottfried hatte einmal in einem Geschichtenbuche das Bild eines Mainzer Bischofs mit Sturmhaube und Zweihänder gesehen. Just so sah der Pater Lorenz drein, und hatte er auch keine Sturmhaube und keinen Zweihänder, so hatte er doch eine mächtige Adlernase und einen breiten Brustkorb, gerade wie jener, und schien auch sonst mehr zu einem Reitersmann zu passen, als zu einem Priester und Jugendbildner. „Nun also," sagte er, „das ist der brave Gottfried, der Herr Direktor hat mir schon alles erzählt." Dabei machte er ein Gesicht, als hätte ihm der Direktor die bösartigsten Geschichten von Gottfried erzählt oder als habe er von braven Knaben keine sonderlich gute Meinung. „Bitte, gnädige Frau," sagte er, mit einer fast chevaleresken Verbeugung auf den rotgeblumten Divan deutend. „Und du, kleiner Mann, kannst dich auch hersetzen; heute sind wir nämlich noch gut Freund, von morgen an aber ist Krieg zwischen uns, ich bin nämlich dein Präfekt, dein Lateinlehrer und dein Klassenvorstand,

daß du's gleich weißt, da gibt's also jeden Tag einen kleinen Strauß. Bis heute Abend kann er noch bei Ihnen bleiben, meine Gnädige, aber heute Nacht schlafen die Knaben schon alle herinnen; morgen früh werden den Neueingetretenen die Konviktsstatuten verlesen, da steht genau darinnen, was jeder Konviktor zu tun und zu lassen hat, dann ist das Heilige-Geist-Amt und dann werden die Gymnasialstatuten verlesen, und da steht genau darinnen, was jeder Gymnasiast zu tun und zu lassen hat, und dann darf von den Konviktisten keiner mehr hinaus, sondern dann heißt's fleißig studieren und die Statuten befolgen."

Also jetzt wußte er es, was die Statuten seien, und was da alles darinnen stand, sollte er ja morgen erfahren. Die Tante stellte noch einige Fragen, wie es mit der Reinigung der Wäsche und der Kleider gehalten werde, aber da meinte der Herr Präfekt, die Tante solle sich nur über all das keine grauen Haare wachsen lassen, die Reinigung besorge der Diener und im übrigen müsse jeder selbst auf seine Sachen achtgeben. „So," fuhr er fort, „und jetzt will ich Ihnen gleich zeigen, wie die kleinen Kerle alle untergebracht sind." Er erhob sich und öffnete zwei Türen, die in einen großen, weißgetünchten Saal hinausführten, da standen lauter braun angestrichene Studierpulte, eine ganze Reihe, immer zwei einander gegenüber. Und obenan stand quer ein politierter Schreibtisch. „Da sitz' ich," sagte der

Herr Präfekt, indem er mit der flachen Hand ziemlich kräftig auf den politierten Tisch schlug, „und da gleich neben mir der Gottfried, und wenn er während der Studien schläft, schwätzt oder tändelt, brauche ich nur hinüberzugreifen und habe ihn schon beim Schopf. Und dort gegenüber an dem andern Querpult, da sitzt euer Herr Monitor — das ist ein größerer Student, der auch den Gottfried instruieren wird," fügte er erläuternd für die Tante hinzu — „und der hilft mir die Buben, die nicht achtgeben, beuteln, denn ich kann nicht alle selbst beuteln." Und dann ging er durch den Saal zu einer Tür auf der gegenüberliegenden Seite: „und da ist das Schlafzimmer. Da unten in der Ecke links liegt Gottfried, es ist der beste Platz im ganzen Schlafzimmer. In den Kästen, die gegenüber den Betten stehen, hat jeder Knabe zwei Laden, da kann er seine Sachen hineintun und aufpassen, daß er sie in Ordnung hält. Sie können sie ihm auch selbst einräumen, meine Gnädige, aber gescheiter ist es, der Gottfried macht sich das heute Abend allein, da weiß er wenigstens gleich, wo alles liegt. Es ist ganz einfach, in die obere Lade die Wäsche und in die untere die Kleider."

Hiemit war die Einführung beendet, der Präfekt geleitete die Tante und Gottfried noch artig auf den Gang hinaus, dann empfahl er sich und ging mit mächtigen Schritten, den Oberkörper in den Hüften schwingend und die Arme schlenkernd, wieder

in seine Behausung zurück. Gottfried aber schmiegte sich ganz ängstlich an die Tante und es wurde ihm erst freier, als sie wieder draußen waren aus den langen, weißgetünchten Gängen und weg von den häßlichen braunen Kästen und Truhen, in denen es nur Stiefel, Sägespäne, Unschlittkerzen und Hobelschaiten gab, und unten standen in dem schimmernden Lichte der Sonne. Die glänzte so hell auf dem blanken Kies und den blendend weißen Mauern, die den großen Hof einschlossen, und spielte oben blitzend an den Knäufen der Türme und umgliß den Heiligen, der hoch über der Kirchentür stand mit goldenen Strahlen. Und da die Kirchentür offen war, so ging die Tante mit Gottfried auch hinein. Da wölbte sich's in riesigen Bogen, und an der Decke und den Wänden prangten bunte Bilder, so schön, wie Gottfried sie nie gesehen hatte. Und rechts und links lauter glänzende Altäre und vorne, da ging eine breite Treppe hinauf, und da war noch eine Kirche und da ragte der Hochaltar empor, der mußte ganz von eitelm Gold sein, so schimmerte und flimmerte er in dem strahlenden Lichte der Kerzen. Und links vom Hochaltar, da führten Stufen zu einem Throne mit einem roten Baldachin, der war für Gott selber, wenn er einmal Lust kriegte, die heilige Messe anzuhören. Am Altar aber standen Priester in herrlichen Gewändern, die gingen immer von der einen Seite zur andern, und der eine, der war ganz in Gold gekleidet und hatte eine hohe Mütze mit zwei

Spitzen und einen langen silbernen Stab, der oben umgebogen war.

Just so hatte Gottfried in seinen Geschichtenbüchern immer den Bischof abgebildet gesehen. Und nun stieg dieser hinauf auf den Thron und setzte sich nieder und die andern umknieten ihn im Halbkreise und schwangen die Rauchfässer vor ihm und hüllten ihn in eine Wolke von Weihrauch. Er aber erhob seine Stimme und sang in getragenen Tönen und dann fiel rauschend und brausend die Orgel ein, segnend breitete er die Hände und alle warfen sich auf die Knie. Und dann verließen die Priester in feierlichem Zuge die Kirche durch eine Seitentür, die Menge aber strömte zum weit geöffneten Tore hinaus. Die Kerzen verloschen eine um die andere und bald lag die Kirche still im dämmrigen Dunkel da, nachdem auch das letzte Weiblein, das sich vor der Ausgangstür gedrängt hatte, die Füße einer Heiligenstatue zu küssen, nach glücklicher Erreichung des gesetzten Zieles aus dem Gotteshause hinausgeschlürft war und ein kleiner Sakristan in weißem Ueberwurfe die letzte Kerze mit dem Löschhörnchen erstickt hatte. Und jetzt kam ein großer Sakristan mit einem schwarzen Ueberwurf und einem Besen, der kehrte all den Schmutz zusammen, den die Bauern an ihren Stiefeln in die Kirche getragen hatten, und da Gottfried noch immer in Staunen versunken da stand, hätte er ihn mit hinausgekehrt, wenn die Tante ihn nicht bei der Hand genommen und hinausgeführt hätte.

Ach draußen, im freundlichen Lichte der Sonne, da war's halt doch noch schöner. Da standen jetzt die Bürger und Bauern breitspurig in Gruppen da und schwatzten; und hie und da drehte sich zwischen ihnen ein junges Bauernmädel durch, mit zweizipfigem, schwarzem Kopftuch um das frische Gesicht; oder eine alte Bäuerin mit bauchiger, weit nach hinten zugespitzter Goldhaube, wie sie Gottfried auch nur auf alten Bildern gesehen hatte, schritt würdig durch die Menge. Links neben der Kirche aber war ein großes grünes Tor offen, da sah man hinab auf eine lange dunkle Treppe, und von der strömte so ein seltsam feuchter, modriger und doch erfrischender Duft herauf, und jetzt kam ein Mann die Treppe empor, der trug in jeder Hand eine große bauchige Flasche mit Wein, und der ging ein Stück über den Hof, bei einer andern Tür vorbei, gerade auf eine Treppe los, auf der zwei schlanke Marmorsäulen standen, die ein kleines Vordach trugen. Unter der andern Tür aber — Gottfried erinnerte sich noch ganz gut, das war die Tür, wo es in „die Porten" ging — da lehnte ein Mann, der die Arme verschränkt hatte und mit seinem freundlichen roten Gesicht so vergnügt in den Klosterhof blickte, als gehörte der Hof und das ganze Kloster ihm. Und als der Mann mit dem Weine vorüberging, da rief der andere ihm etwas nach, und daraufhin kehrte der um und hielt ihm eine Flasche hin, als wollte er ihn trinken lassen. Als aber der

andere die verschränkten Arme löste und danach griff, da zog dieser die Flasche rasch weg, lachte und setzte den unterbrochenen Weg fort. Und als er bei den Säulen angelangt war, ging er die Stufen hinauf und verschwand hinter einer Glastür.

Und da Gottfried mit der Tante noch immer auf der Plattform vor der Kirche stand und neugierig nach allen Seiten herumblickte, kam jetzt der Mann mit dem freundlichen roten Gesicht, nachdem er sich einige Zeit überlegend um die Kellerstiege herumgedrückt und dann in seinen Hosen- und Westensäcken herumgesucht hatte, auf sie zu und fragte, ob die Herrschaften nicht etwa Lust hätten, das Stift zu besehen. Das war nun freilich ganz nach Gottfrieds Geschmack, und da die Tante „ja" sagte, war er sichtlich vergnügt. „Es ist nur, weil man gern ein Paar Vierteln Wein verdient," sagte der Mann mit dem freundlichen roten Gesicht, gleich als müßte er seine Bereitwilligkeit entschuldigen, „und weil ich grad Zeit hab'. In die ersten Tag vom Schuljahr hab'n halt unsere geistlichen Herren so viel mit die Besuche von die Studenten und die Herren Eltern zu tun, und da dürfen halt wir Diener ein bissel die Herrschaften herumführen. No ja, der Lohn ist halt klein, dreißig Gulden im Jahr und das bissel Essen und G'wand und kein' Trunk."

„Da hat aber gerade ein Mann zwei Flaschen Wein über die Stiege heraufgetragen," warf Gottfried ein. „Ah ja, will's schon glauben, da geht's in

den Stiftskeller und das Weinstüberl, da gibt's häufig Wein, aber der ist halt nur für die geistlichen Herren, und für die Diener ist das Wasser drüb'n vom Brunn." — „Wer wohnt denn dort, wo die Säulen sind und die schöne Glastür, bei der der Mann den Wein hineingetragen hat?" fragte Gottfried. „Dort wohnt Seine Gnaden der Herr Prälat. Das Ganze" — hiebei zeigte der Diener auf die eine Mauerfront — „ist der Prälatentrakt, da sind die Prälatenzimmer und dann die Bibliothek. Die Zimmer kann man aber nur sehen, wenn der Herr Prälat nicht da ist. Aber die Bibliothek können wir gleich anschauen. Da sind eine Massa Bücher. Die Herrschaften gehen gern hinauf, aber eigentlich sieht man nichts, sind alle fast gleich eingebunden."

Sie gingen über den Hof, und dort holte der Diener noch einen andern Diener, der sah aber viel ernster und würdevoller aus, und der nahm einen großen Schlüsselbund mit, und nun ging's hinauf. Da waren große Säle, die Wände bis hinauf ganz voll von Büchern, lange Reihen großer Schweinslederbände, richtig einer eingebunden wie der andere, und unter gläsernen Rahmen lagen Handschriften mit farbigen Buchstaben und Bildern auf goldenem Grunde, und manche mit den seltsamsten Schnörkeln und Zeichen bedeckt. „Das soll serbisch oder wie's heißt sein, hat einmal wer g'sagt," erklärte der Diener mit dem freundlichen roten Gesicht. „Persisch," sagte der Diener mit dem würde-

vollen Gesicht. „No Persien und Serbien liegen doch eh gleich beinander.“ Da drehte sich der andere verächtlich lächelnd um, zuckte die Achseln und trat ans Fenster, damit er nichts weiter von dem Greuel höre, den sein Kollege etwa noch von sich geben könnte.

In der Mitte des größten Saales war ein langer Tisch. „Sitzt da der Herr Prälat, wenn er liest?“ fragte Gottfried. „M,“ meinte der Diener halblaut, mit einem mißtrauischen Blick auf den andern Diener in der Fensternische des Nebensaales. „Seine Gnaden der Herr Prälat macht sich wenig aus die Bücher, nur mannigsmal im Sommer, wann er siecht, daß fremde Herrschaften aus Bad Hall kommen, setzt er sich geschwind herauf und tut ein bissel, als wann er leset.“ — „Dürfen die andern Geistlichen da auch herein?“ — „No derfen dürfen s' schon, aber no, wird nit sunderlich oft sein, daß 's einen b'langt drum.“ — „Wer liest denn dann all die schönen Bücher?“ — „No,“ meinte der Diener, indem er seine Stimme noch mehr dämpfte, „halt neamd — höchstens der dort, der Ferdinand“ — hiebei deutete er geringschätzig auf den andern draußen hin — „soweit s' halt nicht serbisch sein, denn das versteht er auch nicht; der ist eh vom vielen Lesen schon ganz verdraht im Kopf. Nun ja, vier Klassen hat er studiert, und dann hat er's aufgeb'n müssen das Studieren, weil er kränklich war, und no, wie halt unser Herr Prälat Herr Prälat word'n ist, dann

hat er'n halt herein genommen als sein' Bedienten, no ja, weil er halt ein seiniger Bruder ist. Aber weil'n Seine Gnaden der Herr Prälat doch nie hat recht leiden können, so laßt er sich halt in Wein holen und die Stiefel auszieh'n und was halt sonst eigentlich dem Kammerdiener seine Sach' wär', gewöhnlich von sein' zweiten Diener machen, und da hat der noch mehr Zeit zum Lesen und wird bald ganz überg'schnappt sein. Denn Hochmut kommt vor dem Falle."

Die letzten Worte sagte er fast feierlich und in einer Sprache, die er offenbar für hochdeutsch hielt. „Aber da schau'n S' hinaus, junger Herr, da werd'n S' was sehen, was viel schöner ist als alle die Picher" — er sprach das Wort, wie um seine Verachtung vor der Sache zu zeigen, immer mit einem harten P — „seh'n S' die schöne, grüne Wiesen da tief drunten, das ist die Hofwiesen, die gehört alser ganzer in' Stift, und da grad unten liegt der Markt, und da links das ist die Krems, die durch die Bam iawl amal durchblitzt, und da, wo's hinter der Wiesen so a Mauer macht, da ist der Fasangarten und grad davor der Norbertinertümpfel, da gehn die jungen geistlichen Herren, wann s' im Sommer aus die Studi auf Ferien kommen, hin baden — no ja, später, wann s' amal einkleid't sein, da verlieren s' mehr die Freud am Wasser — und da grad hinüber am End von der Hofwiesen unter derer schön' grün'n Leithen, das ist die Pa-

piermühl — und da, rechts von der Wiesen der Rucken, der Kalvariberg. Und da drunten rechts ist die Pestleithen und oben der Wagner in der Luft und die Rosenboint, und da links umi, das ist der Gustermoaberg, und der große Bam dort, der so klan umaschaut, das ist der Bam mitten in der Welt, bei dem's scho', wie i von die Studenten sag'n g'hört hab', wie mer no alle Heiden waren, g'opfert und ihna Bier trunken haben, so alt ist der. Denn damals hat's no, wann Gottesdienst war, für ein' jeden sein' Trunk geben."

„Und dort," fiel die tiefe Stimme des andern Dieners ein, der mit geräuschlosen Schritten zu ihnen getreten war, „in dem Wald links ober dem Fasangarten ist die Teufelshöhle, dort hat, wie in den Büchern" — der Mann sprach das Wort mit einer fast innigen, weichen Liebe aus — „geschrieben steht, der Teufel im Jahre 1645 den Schmied von Kremsegg über den Felsen hinabgeschleudert, weil er gottlose Reden ausgestoßen hat." — „Oh, ich war schon dort," sagte uneingeschüchtert der Diener mit dem freundlichen, roten Gesicht, „über die Felsen lass' ich mich gleich hinunterwerfen, ganz ein niederes Mäuerl, kaum wie's Fensterbrett so hoch, und die Höhl'n ist so klein, daß ich kaum hineinschliefen kann, viel weniger der Teufel heraus, der bleibet schon mit die Hörnd'ln hängen." — „Die Mauer war einmal viele Klafter tief und die Höhl'n hat drinnen einen Bogen gemacht und ist Stunden und Stunden weit

hineingegangen, erst drüben hinter den Steyerer-bergen ist sie wieder herausgekommen, aber anno 1721 da ist ein Stück vom Berg hier g'rutscht, und da hat's die Höhl'n zug'macht und den Graben unter der Felswand fast ganz ausg'füllt, grad an dem Tag, wie in Italien unten das große Erdbeben war." — „In Italien unten? Hi! Hi! Da liegt ja noch ganz Frankreich dazwischen!" Mit entrüsteter Miene wandte sich der andere Diener wieder ab.

„Welches sind die Steyererberge?" fragte Gottfried, der mit atemlosem Entzücken hinausgeblickt hatte auf die herrliche Landschaft. „Dort links schau'n s' herüber — und der rechts dort, der ist der Traunstein, und dazwischen sind die Kirchdorfer Mäuer und die Almseeberg, und der ganz hohe, wo man ganz klein a schwarz's Kreuz oben siecht — seh'n S' es junger Herr? Das ist aber riesig groß, hab'n d' Studenten g'sagt! — no das ist der große Priel." — „Kann man da hinauf?" — „No freilich, hab'n ja gar das schwere Kreuz, das ganz von Eisen ist, hinaufzog'n über die Wand." — „Es ist ja zum Zerlegen," sagte ärgerlich der andere, „und man hat es stückweise hinaufgetragen; lass' dir doch nicht allen Unsinn von den Studenten aufbinden, Matthäus!" — „Na, na," sagte der andere zuversichtlich, „aufazog'n worden is's. Und in derselbigen Wand ist a der erste aufag'stieg'n von die Fleischbänk aus, a Wildschütz aus der Habernau." — „Den großen Priel hat zuerst Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog

Ludwig bestiegen im Jahre 1819. So steht's in den Büchern." — „A, de dalkerten Picher, da ist eh drei Viertel derlogen was drinn steht, mir hat's der Fischer Franzl erzählt, der war selb'm zehn Jahr drinn im Almsee, und da muß er's do besser wissen — Hau?"

Nun aber war der andere ernstlich böse, und drum ging er zur Tür und rasselte mit dem Schlüsselbund, und das war entschieden eine Andeutung, daß seiner Meinung nach die Besichtigung lange genug gedauert habe, und so schritten sie denn durch die Säle und Bücherreihen wieder hinaus und dann ging's wieder die Treppe hinab und sie standen wieder unten im Hofe. Und nun führte der Diener Matthäus, dessen Gesicht durch die Anregung des eifrigen Gespräches noch röter geworden war, Gottfried und die Tante wieder zu einem andern Diener, der sie mürrisch und verdrossen wieder die Treppe hinaufführte und ihnen eine Tür zu einem hohen, lichten Saale aufschloß; und da waren lauter Kaiser auf die Pfeiler gemalt, und in der Mitte stand ein Tisch und mitten aus dem Tisch sprang lustig ein Springbrunnen heraus in ein kleines, im Tisch eingelassenes Bassin, in dem glitzernde Goldfische sich herumtummelten.

„Das ist der Kaisersaal und an dem Tisch da speisen die geistlichen Herren und die fremden Herrschaften, wenn der Herr Prälat a Tafel gibt. Und am Schluß vom Schuljahr kommen da der Herr Prä-

lat und alle Herren Professoren und die Herren Studenten zusammen und da wird ein lateinisches und ein griechisches und ein deutsches Gedicht aufgesagt, und da werden die vier ersten von jeder Klass' aufg'rufen und da blasen die Trompeten, und jeder von die vier muß herausgehen und vor dem Herrn Prälaten drei Buckerln machen und der gibt ihm dann ein Prämium — sind aber nur lauter Bicher. Und zu Sankt Peter und Paul ist hier Konzert, und da kommen die Fremden von Bad Hall und gar von Wels, und da singt auch eine junge Dame mit, sehr eine schöne Dame, die war einmal Sängerin und kommt jetzt schon seit dreißig Jahren jedes Jahr zum großen Konzert."

Und von dem „Kaiserfaal" ging es in Zimmer mit Bildern und Waffen und seltsamen Gläsern und Schnitzereien, von einer Sehenswürdigkeit zur andern, daß Gottfried gar nicht ein und aus wußte vor Schauen. Und jetzt führte sie der Matthäus wieder herunter und quer hinüber in einen Hof, gleich an der andern Seite der Stiege, auf der sie in das Konvikt gegangen waren; da war ein riesiger Kastanienbaum und eine Kegelbahn. „Das ist der Hof zum Spielen für die jungen Herren. Und dort geht's zur Studentenkapelle hinauf. Und da gleich daneben ist die Bierschank, da dürfen auch die Großen von den Herren Studenten hinein." Unter der Tür der Bierschänke stand eine behäbige Dame, die den höflichen Gruß des Dieners kühl erwiderte. „Die Frau Schän-

kerin," sagte der Diener. „Wann ich am Sonntag wär', was die sich unter der Wochen einbild't!" Und dann ging's wieder zurück und an dem Mann mit der roten Weste vorbei und über die Brücke.

„Der Stiftswassergraben," erklärte der Matthäus, „da wird im Winter Eis geschossen und Schlittschuh gelaufen." Links sah man in einen langen Gang, in dem saßen alte Weiber bei kleinen Tischen und die hatten Kipfel und Zuckerwerk und Aepfel und Birnen und Nüsse und Feigen zu verkaufen, daß Gottfried, der eine kleine Naschkatze war, das Wasser im Munde zusammenlief. Und richtig führte ihn die Tante dort hin und kaufte ihm einen schönen Apfel. Und dann ging's wieder schräg über den Hof in den „Fischg'halter", wo der Fischer Franzl, der zehn Jahre im Almsee gelebt hatte, die Honneurs machte, und der hatte eine Fischotter, die lief ihm überall nach wie ein Hund und war so zahm, daß sie sich sogar von Gottfried streicheln ließ. Und dann wieder ein langer Gang an der andern Seite der Brücke, und jetzt kamen sie in einen riesigen Garten. Der war wohl schön. Da war ein Teich, fast ganz mit Schilf verwachsen, und neben einer vermorschten Landungsbrücke, die mitten im Schilf stand, lag ein geborstener Kahn am Ufer. Und dort wieder war ein Lusthaus, in dem die Türen und Fenster nur mehr halb in den Angeln hingen. Hier standen in schattigen Laubengängen unförmlich verwaschene Statuen ohne Kopf, dort an lauschigen

Plätzchen Bänke ohne Lehne oder mit nur drei Beinen. Das dünkte Gottfried aber gerade das Schöne, daß alles so ungepflegt und verfallen war.

„Warum ist denn der Garten so verwildert?" fragte die Tante. „Das haben alles frühere Herrn Prälaten angelegt, die sich für einen Garten interessiert haben; jeder schaut halt am meisten auf das, was gerad' ihn interessiert, und den jetzigen Herrn Prälaten interessiert halt der Garten nicht." — „Was interessiert denn den jetzigen Herrn Prälaten?" fragte Gottfried mit harmloser Neugier. „No — hm —;" der Diener sah sich einigemale nach allen Seiten um, dann machte er den Mund auf, als wenn er etwas sagen wollte, und dann schloß er ihn wieder, und man sah an seinem Halse eine Bewegung, als wenn er einen großen Bissen hinunterschlucken würde, und es mußte wohl auch so was gewesen sein, denn auf einmal bekam er einen Hustenanfall, als wäre ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen, und er konnte sich lange nicht davon erholen. „Ja, ja," sagte er endlich, als er den Anfall glücklich überwunden hatte, „ein bissel verwildert der Herr Prälat — ah, will ich sagen, der Garten, aber doch recht schön."

Jetzt waren sie bei einem kleinen Kuppelbau angelangt, um den ein Gang herumlief. Und drinnen stand ein runder Tisch, auf dem war ein Körbchen, wie für Blumen, Früchte oder für eine weibliche Handarbeit. Aber man konnte nur durch die ver-

schlossenen Glastüren hineinsehen, und wenn die auch halb erblindet waren, so nahm man doch wahr, daß auf dem Tischchen fingerdick der Staub lag. „Das ist die Moschee, die hat auch ein Herr Prälat 'baut, und da soll er gar einer jungen Dame vom Schloß Kremsegg drüben — oder wie der Ferdinand sagt, ist's Achleithen gewesen, weil, wie die Moschee 'baut worden ist, Kremsegg schon in Stift g'hört hat — Arabisch g'lernt haben, weil er sich so fürs Arabische interessiert hat, und da hab'n s' halt grad da immer mitsammen die Studi g'macht, weil da so eine schöne Aussicht ist."

Und wirklich, von einem Erker, da sah man auf den steil abfallenden Garten hin und hinüber nach dem Schlosse, wo die Dame gewohnt hatte, die sich für das Arabische so interessierte, und hinab in die Mulde des Tales, in der der Markt und die Hofwiese sich ausdehnten. „So, und jetzt gehen wir in den martermartischen Turm." — „Warum heißt denn der der martermartische Turm?" — „No, weil lauter ausgestopfte Tiere, Elektrisiermaschinen, Fernrohre, Mineralien und so martermartische Sachen darin sind. Da werd'n auch die asternomischen Beobachtungen g'macht, was s' auf Wien schicken, wie halt jeden Tag die Stern' ausschau'n. Früher hat's der Herr Prälat selber g'macht, no weil er sich für die Asternomie interessiert hat, aber jetzt interessiert ihn halt die Asternomie nicht mehr." — „Ja, wer macht sie denn dann?" — „No, halt der Herr Pater

Michael, der ist ja der Asternom, no oder eigentlich der chemische Josef, weil halt in Pater Michael die Asternomie a nit interessiert. Der chemische Josef kennt sich ganz genau aus und macht seine Sachen ganz brav. Erst im vorigen Jahr hat der Herr Pater Michael eine Anerkennung von die Herrn vom martermartischen Turm in Wien 'kriegt, no und auch so ein' Orden zum Aufhängen, gar von Seiner Majstät."

Inzwischen waren sie beim Turm angelangt, der ging riesig hoch hinauf, und da war ein Glockenzug und der Draht lief außen an der Mauer empor, so weit man sehen konnte. Und als der Matthäus unten angezogen hatte, da ging richtig gleich danach ganz oben ein Fenster auf und ein Kopf sah heraus, der erschien ganz klein, so hoch oben war er. Und dann verschwand er wieder und dann hörte man ein gluckſendes Geräusch den Turm herab und auf einmal ging die Tür wie von selber auf, denn drinnen war kein Mensch zu sehen.

Der Matthäus aber kannte die Geschichte offenbar schon, denn er war gar nicht erstaunt und schob nur die Tante und Gottfried bei der Tür hinein, die er dann wieder zuwarf. Und jetzt ging's die Treppen hinauf, eine Stiege nach der andern. Und an den Wänden hingen lauter Bilder, Männer, die durch lange Fernrohre immer auf denselben Fleck hin sahen, und dann Männer mit großen Zirkeln in der Hand und mit Globussen vor sich und mit

ganzen Gebäuden im Arm, und dann wieder Jünglinge mit Allongeperücken und Degen, mit ihrem Lieblingsbuche vor sich oder mit ihrem Lieblingshündchen in dem Arm oder ihrer Lieblingsblume in der Hand — das erklärte nämlich der Matthäus dem Gottfried — und die hatten alle hier studiert, wie noch die „adelige Akademie" bestanden hatte. Einer aber hing unter ihnen und der hatte kein Lieblingsbuch vor sich und kein Lieblingshündchen auf dem Arm und keine Lieblingsblume in der Hand — und doch sah er so froh und freudig lächelnd darein, daß es wie ein lichter Glanz ausging von dem verstaubten Bilde.

Das fiel Gottfried auf, und da fragte er den Matthäus, was es mit dem sei. „Hi, hi," sagte der schmunzelnd, „wird halt sein Lieblingsmädel im Herzen haben." Und da schmunzelte auch die Tante, Gottfried aber wurde rot und verlegen, denn er mußte an das kleine Mädchen denken, das einmal zu Hause mit Seiltänzern durchgezogen war. Zuerst hatte es in zerlumpten Kleidern auf einem halblahmen Pferde gesessen, als die Seiltänzer einzogen, und da hatte es gar nichts gleich gesehen; dann aber, als die Truppe ihre Bude aufgeschlagen hatte, da war sie in schimmerndem, silberdurchwirktem Kleide herausgekommen, schön wie der Tag, und wie sie so freistehend auf dem lahmen Schimmel dahin ritt, durch die Reifen sprang und immer wieder auf dem Schimmel zu stehen kam, da klopfte Gottfried das

Herz zum Zerspringen. Und als sie dann leicht wie eine Feder herabsprang und sich, während alles ihr Beifall klatschte, nach allen Seiten hin zierlich verneigte und Kußhändchen in die Menge warf und eines gar dorthin, wo Gottfried saß, da wußte er, daß er dieses himmlische Wesen nie in seinem Leben vergessen könne. Und darum verstand er auch genau, was der Diener gemeint hatte.

Aber weiter und weiter ging es im Kreise hinauf, und immer andere und andere Bilder, und da war ihnen ein Mann entgegengekommen mit einem kleinen, schwarzen Mützchen, und das war der chemische Josef. Denn er nahm sie gleich in Empfang und führte sie herum, hinauf und wieder hinab, und wußte alles. Da gab's aber auch die unglaublichsten Dinge zu sehen. Die sonderbarsten Instrumente, Maschinen, aus denen die Funken sprühten, wenn man an einer Kurbel drehte, oder die zu klappern und sich zu regen anfingen, wenn man nur an einem Zwirnsfaden anzog, Spiegel, die einen dick und mager machten, wenn man hinein sah, ein Zimmer, in dem man in der einen Ecke jede Silbe verstand, die an der andern Ecke in die Mauer geflüstert wurde, ein kleines Häuschen, in dem ein Kanarienvogel zu sitzen schien, und wenn man näher kam, war das Bauer leer und der Kanarienvogel hing dann hinten herab, mit dem Kopfe nach unten; dann ein Brunnen, so tief wie der Turm und noch tiefer, in dem langsam ein Pendel

hin und her schwang, und alle möglichen ausgestopften Vögel und Tiere, und Steine und Käfer und Schmetterlinge und Bilder, so alt, daß man kaum mehr ausnehmen konnte, was sie vorstellten, und Skelette, gar eines auch von einem Menschen, und eine gegerbte Menschenhaut. Und alles konnte der chemische Josef erklären, und der Matthäus hörte ihm andächtig mit offenem Munde zu, und man sah, daß er ihn ebenso bewunderte, wie er den in der Bibliothek drüben geringgeschätzt hatte.

Dem kleinen Gottfried war es ganz wirr im Kopf, als sie endlich wieder herunterkamen, aber gefallen hatte es ihm doch riesig. „Hier ist es wirklich schön, Tante," sagte er, „in den Garten und den Turm werde ich jeden Tag gehen." Da lachte der Diener und schüttelte den Kopf. „Nein, nein, junger Herr. In den Hofgarten zu gehen, ist den Herren Studenten in den Statuten ganz verboten, und in den mathematischen Turm dürfen sie nur, wenn der Herr Professor dabei ist. Das geht nur heut' so, weil die Statuten erst von morgen an gelten." — „Und was geschieht denn dem, der doch hereingeht und sich um die Statuten überhaupt nicht kümmert?" sagte Gottfried mit einem leisen Anflug von Trotz, denn gegen die Statuten hatte er nun einmal von Anfang an eine gewisse Abneigung gefühlt. „Der wird ausgejagt, junger Herr — no ja, wenn man 'n halt erwischt und wenn er's halt gar z' stark treibt."

Aber Gottfried und die Tante waren jetzt wirklich müde geworden; gegen Mittag ging es auch schon, und so ließen sie sich wieder aus dem Garten geleiten, und dann verabschiedete die Tante den Matthäus, indem sie ihm einen ganzen Gulden gab, worüber er so erfreut war, daß er eine Verbeugung nach der andern machte. „Recht gut soll's Ihnen gehn, junger Herr, recht gut, und schau'n S' nur, daß S' kein Geistlicher werden."

Drittes Kapitel.

„Warum, Tante, meinte der Mann heute, ich solle schauen, daß ich kein Geistlicher werde?" So fragte Gottfried die Tante, als sie nach gepflogener Mahlzeit und einer angefügten kleinen Mittagsruhe einen Spaziergang auf den Höhen machten, die sich ober dem Stifte hinzogen. „Es ist doch so wunderschön hier. Und wenn ich einmal Geistlicher wäre, dann könnte ich, so lange ich wollte, in der Bibliothek sitzen und die Bücher alle lesen, und könnte in den mathematischen Turm gehen und durch die Fernrohre sehen, und wenn ich keine Lust zum Arbeiten mehr hätte, dann dürfte ich in dem schönen Garten spazieren gehen, denn dann brauchte ich ja keine Statuten mehr zu befolgen." — „Hm," sagte die Tante, „weißt du, Statuten gibt es immer, nur sind es nicht immer dieselben; die Geistlichen haben

auch ihre Statuten, und da stehen dann wieder andere Sachen darinnen, und gerade ist es gewöhnlich das, was einer am liebsten möchte, was ihm in den Statuten verboten ist.“

„Werden die Geistlichen auch ausgejagt, wenn sie etwas tun, das gegen ihre Statuten ist?“ — „Nun, es wird halt auch so sein, wie es der Matthäus gesagt hat: Bloß wenn sie erwischt werden und wenn sie's gar zu arg treiben.“ — „Ich hab' aber immer gehört, wenn einer einmal in einem Kloster Geistlicher ist, darf er nie mehr heraus und muß immer im Kloster bleiben? Da brauchte er ja nur fleißig die Statuten zu verletzen, und wenn er dann ausgejagt wird, so wäre er doch heraußen?“ — „Das weiß ich nicht so genau, Gottfriedel, wie das ist, um geistliche Sachen hab' ich mich nie viel gekümmert. Wenn man auch vielleicht keinen fortschicken darf, so wird man ihm halt das Leben genug sauer machen können, wenn er sich nicht fügt. Menschen haben ja immer tausend Mittel, einander zu quälen. Und gar, wenn sie so knapp zusammen wohnen und immer aufeinander angewiesen sind — vielleicht hat das der Matthäus gemeint.“ Derlei Wechselgespräche führend, wie sie aus Gottfrieds halb klugen, halb kindlich unverständigen Fragen sich ergaben, waren sie in ein kleines Gehölz gekommen. Da standen an dem Rande einer mit hellfarbigen Zeitlosen besäten, sich zu Tal senkenden Wiese hohe mächtige Lärchenstämme und unten im

Grunde lag eine Kapelle mitten im saftigen Grün und dahinter zog sich in einer Schlucht weithin ein breiter Streifen dichten, schwarzen Nadelwaldes. An dem Saume des Lärchenwaldes aber stand eine Bank, gerade wo man den schönsten Ausblick auf das Tal und die Berge hatte, und da setzte sich die Tante mit Gottfried hin.

„Wir haben jetzt, Gottfriedel, allerhand dummes Zeug geplauscht, und das war eigentlich ganz gescheit, denn da redet jedes, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und da lernt man die Menschen am besten kennen. Ich glaube, wir kennen uns auch schon so ziemlich, soweit man die Menschen überhaupt kennen lernen kann, und da muß ich zum Schluß noch ein ernstes, vernünftiges Wort mit dir reden, denn so weit glaub' ich schon mit dir im Reinen zu sein, daß man das mit dir kann. Ich werd' dir keine guten Lehren geben, denn die nützen doch nie was, sondern jeder muß sich seinen Schädel selber anrennen, sonst glaubt er's nicht, daß die Mauer härter ist als der Schädel. Aber wissen sollst du's, wie's einmal mit dir steht. Dein Vater, der ist sehr krank, vielleicht siehst du ihn noch, wenn du auf's Jahr auf Ferien kommst, vielleicht hast du ihn aber gestern schon zum letztenmal gesehen. No, wein' dich nur ein bißel aus, das macht nichts, so lang der Mensch noch weinen kann, ist's noch nicht das Schlimmste. Es kann ja auch noch einmal besser werden, aber gar lang wird's wohl nicht mehr

bauern. Tag für Tag sitzen und schreiben, und sitzen und schreiben, das hat er halt nicht so lang ausgehalten, und schon gar nicht, weil er's doch einmal ganz anders gewohnt war. Aber wenn sich der Mensch seinen Kopf durchaus aufsetzt, so hat er's dann so, wie er sich's gemacht hat. Wär' er bei seinen Husaren geblieben, so wär' er jetzt vielleicht Oberst oder gar General, und ein fescher, gesunder Mann. Freilich wärst dann du nicht auf der Welt, denn beim Militär sind wieder die Statuten so, daß einer, der selbst kein Geld hat, nur ein Mädel heiraten darf, das ein Geld hat, und deine Mutter, die war halt auch so ein arm's Hascherl. Also Gottfriedel, erben wirst nichts von deinem Vater, wie du auch von deiner Mutter nichts geerbt hast. Aber so lang ich leb', will schon ich für dich sorgen, und hab' ich so viele eigene Kinder in die Höhe gebracht, so wird es auch noch für ein fremdes langen, das mir ja doch kein fremdes ist. Und leb' ich nicht mehr so lange, so viel darf ich den Meinigen schon abknapsen, daß es ausreicht, daß du deine Studien fertig machen und dich auf deine eigenen Füße stellen kannst. Und werden darfst du, was du willst — nur, wenn du kein Geistlicher wirst, ist's mir auch lieber. — So, das hab' ich dir sagen wollen, und jetzt hör' zum Heulen auf, ich hab' die Flennerei nicht gern."

Nun, das war allerdings leichter gesagt als getan. „Ein bissel noch," bat Gottfried, nun und

so ließ ihn halt die Tante noch ein bissel weinen und sich dann die Tränen abtrocknen und die Nase ausschneutzen. „Diese verfluchten Statuten, daß die doch überall sein müssen!“ — „Ja, ja,“ sagte die Tante, „ohne die geht es nun halt einmal nicht.“ Der Aerger tat Gottfried ganz gut, aber lustig werden konnte er natürlich doch nicht mehr, über die Zeit war er schon hinaus, wo man das Weinen und das Lachen in einem Sack beisammen hat. Still und trüb verstrichen Gottfried die letzten Stunden des Tages, und wenn er manchmal zu lächeln versuchte, so tat er's nur, weil er meinte, er könne so am besten der Tante seine Liebe und Dankbarkeit zeigen. Und als es nun in dem Zimmer der Tante oben — denn das hatte sie schon vorher mit ihm ausgemacht, daß sie ihn nicht mehr in das Stift begleite, da sie keine Freundin von Szenen sei — zum Scheiden kam, da kämpfte er sogar ganz tapfer die Tränen nieder, nur als ihm die Tante den Abschiedskuß gab und er dann noch einen zweiten auf ihre Lippen drückte und leise hauchte: „Bring' den dem Papa,“ da ging ein Beben und Zucken durch seinen Körper. Aber er biß die Zähne aufeinander, daß sie leise knirschten, und wie ein kleiner Held wandelte er zum Klostertor hinab. Nur bevor er die breite Schwellenbohle überschritt, wandte er sich sehnsüchtig noch einmal um — aber die Vorhänge der Fenster, wo die Tante wohnte, waren herabgelassen, nun ja, weil sie keine Szenen liebte. Frei-

lich, das konnte Gottfried nicht sehen, daß die alte Frau hinter dem Vorhange stand, und als er sich umdrehte, leise mit dem Kopfe nickte und ihm doch noch ihren letzten Abschiedsgruß sandte.

Und es war gut so, daß er's nicht sah, sonst wäre er ja doch noch einmal zurück und dann hätte er gewiß nicht so tapfer standhalten können wie jetzt, da er durch das große Tor hineinschritt, an dessen eichenen Flügeln in großen Lettern geschrieben stand: „Das Tor soll jedem offen stehen, der ehrbar will durch selbes gehen." Er hatte die Inschrift schon die früheren Male gelesen, da er durch das Tor gegangen war, aber sich nie etwas gedacht dabei. Aber wie er sie jetzt wieder halb mechanisch in seinem Schmerze las, da bekamen die Worte erst einen Inhalt für ihn, da er sie aus seiner gegenwärtigen Stimmung, die von Dankbarkeit und Liebe für die Tante und den Vater überströmte, heraus ansah. Ehrbar und ehrenhaft, das hatte ihm auch der Vater immer als Lebensziel vor Augen gestellt, er hatte sich aber nie was rechtes dabei zu denken vermocht, aber jetzt meinte er doch, er wisse es so beiläufig, und er gelobte sich's, um des Vaters und der Tante willen immer so zu sein, so, nun so, wie es ihnen recht wäre, wenn sie's sähen.

Unter diesen lobenswerten Gedanken war er durch die Höfe und über die Brücke mit seinen kleinen Füßen weiter gegangen und über die Stiege hinauf, und jetzt stand er vor der Tür seiner Abteilung.

Und da hörte er schon ein riesiges Geschrei, und plötzlich wurde die Tür aufgerissen und zwei Knaben stürmten heraus, die hätten Gottfried fast über den Haufen geworfen, und hinter ihnen drein sauste der kleine Schragel, und jetzt hatte er den einen erwischt und jetzt warf er ihn hin auf die steinernen Platten des Ganges und war auch schon über ihm mit dem Knie auf seiner Brust und prügelte auf ihn los, was er konnte, während der schrie, als stäke er am Spieße. Der andere der beiden Verfolgten aber war wieder in die Abteilung zurückgelaufen, und als das der kleine Schragel sah, da ließ er von seinem Opfer ab und rannte auch wieder in die Abteilung hinein, und da der Gottfried, der noch immer zwischen der Tür stand, dem kleinen Schragel im Wege war, stieß ihn der einfach in die Abteilung hinein und schlug hinter ihm die Tür zu. „Daß du mir den Steiglehner nicht herauslaßt," schrie er Gottfried zu, „sonst kriegst du seine Prügel."

Und jetzt ging die Jagd los. Zuerst rund um die Doppelreihe der Pulte herum, voran der Steiglehner und hinter ihm der Schragel, und wenn der Schragel den Steiglehner fast schon hatte, dann warf der Steiglehner einen Sessel um, dem Schragel gerade vor die Beine, und dann gewann der Steiglehner wieder einen Vorsprung. Aber auf einmal duckte sich der Schragel an dem Ende der Pultreihe, wo sie durch ein querstehendes Pult abgeschlossen war, und kroch wie eine Katze unten an den Pulten

zurück, und da der Steiglehner wie ein blindes Roß nach vorwärts rannte, wäre er am andern Ende bei dem Pulte des Präfekten dem Schragel bei einem Haar in die Arme gerannt. Da sprang aber der Steiglehner auf das Pult des Präfekten hinauf und der Schragel hinter ihm, und jetzt ging die Jagd hoch oben über die Pulte dahin über Bücher und Tintenfässer, daß nur alles so herumflog. Und als sie zur Tür hinunter kamen, bei der Gottfried postiert war, da riß dieser sie weit auf und mit einem Satz war der Steiglehner herunten und draußen, und als der Schragel auch herabsprang, da prallte er mit voller Wucht gegen die Tür, denn Gottfried hatte sie eben wieder zugemacht. Jetzt stürzte sich aber der kleine Schragel wütend auf Gottfried los, der ruhig neben der Tür stehen geblieben war.

„Warum hast du ihn denn hinausgelassen,“ fragte er voll Ingrimm, und dabei schloß er die Fäuste und streckte den Kopf nach vorwärts, und aus dem Kopfe selbst wieder reckte er das Kinn mit dem Unterkiefer vor, so weit, daß es fast das Gesicht Gottfrieds berührte. — „Damit du ihn nicht erwischst,“ sagte Gottfried. — „Damit ich ihn nicht erwische? So?“ zischte der kleine Schragel. — „Und du probierst nicht einmal davonzurennen? Willst du mich vielleicht beim Präfekten verschuften, wenn ich dich jetzt durchhauen werde? — Er hat nämlich schon im Wagen beim Herfahren gesagt, daß er jeden verklagen wird, der ihn prügelt,“ erklärte der

kleine Schragel den andern Knaben, die sich rings um sie beide gesammelt hatten. — „Das ist nicht wahr," sagte Gottfried, „das habe ich nicht gesagt. Du kannst mich auch durchhauen, ich werde dich nicht anzeigen." — „Wer's glaubt," sagte lüstern der kleine Schragel, und alle sagten mit dem Ausdrucke tiefster Verachtung: „Ein Schuft, er will schuften."

„Weißt du, was dem geschieht, der schuftet?" fuhr der kleine Schragel fort. „Der wird von allen durchgehauen, daß er keinen einzelnen verschuften kann, und dann kommt er in den Verschiß, und wer mit ihm noch ein Wort redet, wird auch durchgehauen und kommt auch in den Verschiß. Wißt ihr was," fuhr der kleine Schragel, der sich offenbar schon allgemeinen Ansehens erfreute, fort, „wir wollen ihn gleich alle durchhauen, daß er keinen verschuften kann. Legt ihn dort auf den Tisch hin." Die andern Knaben zeigten sich nicht abgeneigt, der Aufforderung Schragels nachzukommen, besonders der Junge, dem dieser eben erst auf dem Gange seine Oberherrlichkeit bewiesen hatte, drängte sich schon bedenklich an Gottfried heran. Da wurde die Tür aufgerissen und atemlos stürzte der Flüchtling Steiglehner herein. „Der Präfekt!" rief er, „und hinter ihm kommt der Herr Monitor nach."

Im Nu löste sich der Knäuel, die Knaben stellten sich plaudernd in Gruppen, einige setzten sich an ihre Pulte, und der kleine Schragel schlug sich ein

Geschichtenbuch auf, das er rasch von dem Tische seines Nachbars weggenommen hatte. Und da hörte man auf dem Gange in mächtigen Schritten Stiefel knarren, und sie knarrten an der Tür vorbei den Gang weiter hinauf, und dann wurde eine Tür aufgesperrt, und dann knarrten die Stiefel im Nebenzimmer herum. Und dann hörte man innen eine Tür aufmachen, und das Knarren der Stiefel verstummte. Da sagte der kleine Schragel ganz leise: „Jetzt spitzelt er.“ Und als Gottfried, der noch immer unten bei der Tür stand, hinsah gegen die andere Tür, da bemerkte er in ihr ein rundes Blech, gerade so, wie er es an dem Stiefelkasten gesehen hatte, und da dachte er, daß da jetzt wohl der Herr Präfekt durch die kleinen Löcher des Siebes durchschaue.

Und jetzt ging die Tür neben Gottfried auf und ein schlanker junger Mann trat herein, und da standen die Knaben, die bei den Pulten saßen, alle auf, und die nicht saßen, scharrten mit den Füßen. Das war offenbar der Herr Monitor, denn er setzte sich zu dem Querpult unten hin, steckte die Hände in die Hosentaschen und gähnte. Und nach einer Weile drehte sich in der Tür oben ein Schlüssel, und jetzt ging sie mit kräftigem Ruck auf, und heraus trat der Pater Lorenz. Da standen wieder alle Knaben von ihren Pulten auf, und die nicht saßen, scharrten wieder mit den Füßen, und der Herr Monitor erhob sich auch und ging auf den Herrn Präfekten zu.

„Das ist euer Herr Monitor,“ sagte der Präfekt, indem er den jungen Mann mit einer kurzen Kopfbewegung begrüßte, „dem habt ihr genau so zu parieren wie mir, sonst komm' ich über euch.“ Und dann sagte der junge Mann etwas halbleise zum Präfekten, und darauf nickte der mit dem Kopfe, und der junge Mann nahm seinen Hut, den er nur auf sein Pult hingelegt hatte, aus der Tischlade aber zog er eine Pfeife heraus, die er in seinen Sack versenkte, und dann ging er weg. „Nun, habt ihr schon alle eure Sachen ausgepackt und ordentlich eingeräumt?“ wandte sich der Pater Lorenz wieder an die Knaben. „Ja,“ sagten alle Knaben. Nur Gottfried trat vor und sagte: „Ich noch nicht.“ — „Nun also, was zulkert er denn so lang herum, marsch, geschwind in das Schlafzimmer und auspacken!“

Gottfried ging in den Schlafsaal, da stand bei seinem Bette sein Koffer, und aus dem kramte er jetzt bei dem spärlichen Scheine einer Hängelampe seine Habseligkeiten heraus; die paar Bücher und Schreibsachen trug er auf sein Pult hinaus und die Wäsche räumte er in die Lade oben und die Kleider in die zweite Lade unten, und seinen schönen, eisgrauen Winterpaletot, den ihm die Tante aus einem alten Mantel der Mutter hatte zurecht schneiden lassen, den hängte er draußen in einen großen Kleiderkasten, wo alle die Paletots und Mäntel der Knaben hingen. Nur mit der Zylinderschachtel wußte er nicht, wohin. Da kam ihm aber der alte Diener, der ihn Vor-

mittag begrüßt hatte, gelegen; der schleppte eben einen großen Krug Wasser bei einer Tür vom Gang herein und stellte ihn neben ein großes, kreisrundes Becken, in das aus einem blechernen Behälter in der Mitte lauter kleine Röhrchen, die mit kleinen Pipen abgeschlossen waren, mündeten.

„Ah, der kleine Wundersam, Wunderbar," sagte der Diener, „da werd' ich mir gleich meine Schuhe und Stiefeln mitnehmen für meinen Stiefelkasten. Ist schön alles gemerkt mit Nummer eins? Richtig, der Einser steht auf jeder Strupfen; ja, der kleine Wundersam, Wunderbar hat ein gutes Nummer, Nummer eins ist leicht g'macht." — „Bitte, wo kann ich denn meinen Zylinder hingeben?" — „Ah, das Zylinderl, gleich da," und dabei machte er einen Wandkasten auf, und da waren schon eine Masse kleiner Zylinder darinnen. „So, und der Schlafrock, der kommt da auf den Sessel neben dem Bett, und ein Handtuch darüber, das ist der Hausbrauch. Und die Hausschuhe kommen hinaus, die zieht der kleine Wundersam, Wunderbar dann an, wenn alle vor dem Schlafengehen die Stiefel ausziehen. Und das leere Kofferl werden wir auch gleich mitnehmen. Er warf die Stiefel in den Koffer und den Kofferschlüssel warf er auch hinein — „sonst geht er ohnehin verloren," und dann lud er sich seufzend, als wäre es eine Riesenlast, den Koffer auf die Achsel und ging schnaufend langsam durch die Tür auf den Gang. Der kleine Gottfried aber ging mit seinen kleinen

Pantöffelchen in der Hand ebenso langsam durch die andere Tür zu seinem Pult. „So, also bist du endlich fertig?" fragte der Präfekt. „Ja," sagte Gottfried. „Nun also, dann schaut, daß ihr alle in eure Betten kommt. Und wer mir im Schlafzimmer plaudert oder Dummheiten macht, der wird bei den Ohren genommen."

War das ein Gekribbel und Gekrabbel und ein Durcheinander von kleinen Schuhen, und dann mußte jeder seine Kleider zu seinem Pult legen und dann hinein marschieren in sein Bett. Und dann schlürfte der Herr Präfekt, der sich statt seiner knarrenden Stiefel samtene, mit schönen Blumen gestickte Pantoffel angezogen hatte, noch eine Weile im Schlafzimmer auf und ab, und alles war ganz mäuschenstille in den Betten. Und als der Herr Präfekt sah, daß alles so schön ruhig war, da schlapfte er langsam hinaus und durch das andere Zimmer durch, und dann hörte man seine Tür zumachen und krx, krx, den Schlüssel umdrehen. Da hob der kleine Schragel, der in dem Bette neben Gottfried lag, seinen Kopf in die Höhe und sagte: „Krx, krx — drinnen ist er." Und da lachten die andern alle und machten auch „krx, krx", denn keiner schlief noch. Und da setzte sich der kleine Schragel ganz auf in seinem Bett und sagte: „Meine Herren, wißt Ihr, wie der heißt da neben mir im Eck?" Und da setzten sich die andern auch alle in ihren Betten auf, und der Steiglehner sprang sogar im Hemd, wie er war, aus dem

Bett auf den Kasten, und alle sahen neugierig in die Ecke hin, wo Gottfried lag.

„Wunderlich heißt er," gab Schragel, nachdem er durch eine kleine Kunstpause die allgemeine Erwartung auf das höchste gespannt hatte, selbst die Antwort, „Gottfried Wunderlich". Da lachten alle und der Steiglehner sprang mit einer Gebärde des Entsetzens wieder in sein Bett zurück. „Habt ihr schon so einen blöden Namen gehört?" fragte Schragel weiter. „Nein," sagten alle. „Wir können ihn doch nicht „Wunderlich" nennen," fuhr Schragel fort, „wir müssen ihm einen andern Namen geben." Da sprang der Steiglehner auf die Kante des Fußendes seines Bettes und schrie: „Froschgosche, Froschgosche! Habt ihr nicht gesehen, daß er eine kurze Oberlippe hat wie ein Frosch?" — „Froschgosche," riefen alle, „famos," und Steiglehner ließ sich gröhlend der Länge nach in sein Bett zurückfallen.

„Und jetzt werde ich euch eine Geschichte von der Froschgosche erzählen," fuhr der kleine Schragel fort. „Also die Froschgosche ist mit einer alten Tante hergefahren. Ist euch so was schon vorgekommen?" Alle fanden das in der Tat ungeheuer komisch. „Die hat nur einen Zahn oben im Munde, der ist aber s o l a n g." Dabei hob der kleine Schragel seinen Zeigefinger in die Höhe und alle reckten sich recht hoch, um zu sehen, w i e lang der alten Tante ihr Zahn sei. „Und mit dem Zahn wackelt sie immer s o." Und dabei bewegte er seinen Zeigefinger hin und

her, und der Steiglehner sprang sogar wieder auf den Kasten, um zu sehen, wie die Tante mit dem Zahne wackle. „Gottfriedel" — und dabei quietschte der kleine Schragel in der Fistel — „bleib' nur schön sitzen auf deinem Ecksitz, denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst — Gottfriedel, schlenker nicht immer mit den Füßen — Gottfriedel, bohr nicht immer in der Nase — Gottfriedel, wetz nicht immer herum" — der kleine Schragel schaltete da offenbar einige Lehrsätze aus seinen eigenen pädagogischen Erfahrungen ein — „Gottfriedel, wenn dir die schlimmen Buben etwas tun, sag's nur immer gleich dem Herrn Präfekten!" — „Oder schreib mir's, Gottfriedel," quiekste der Steiglehner noch höher, „ich bin eine Wetterhex' und werd' ihnen's schon zeigen."

„Du ganz erbärmlicher Kerl," sagte Gottfried erbittert, indem er sich auch halb in seinem Bette aufsetzte, zu Steiglehner hinauf, „ich hab' dir früher die Tür aufgemacht, damit du davonrennen kannst, und jetzt schimpfst du auf meine Tante, die du gar nicht einmal kennst?" — „Ich bin eine Wetterhex', ich bin eine Wetterhex'," quiekste Steiglehner weiter, „und das ist der Blocksberg," und dabei tanzte er, offenbar die sich eben auf dem Blocksberg amüsierende Tante darstellend, wie besessen auf dem Kasten herum. Da griff Gottfried, auf das heftigste erbost, nach einem seiner Hausschuhe, die er unter das Bett gestellt hatte, und warf ihn nach dem Kopfe des tanzenden Steiglehner. Der aber wich mit

einer raschen Drehung aus und sprang, noch immer quieksend, in sein Bett zurück, und von dort warf er seine beiden Pantoffel nach Gottfried hinüber, und das war das Signal für alle, daß sie mit ihren Hausschuhen ein mörderisches Bombardement auf Gottfried eröffneten. Und als alle Waffen verschossen waren und haufenweise in Gottfrieds Bett und rund herum im Umkreise lagen, da sprang der kleine Schragel aus seinem Bett und suchte sich den größten von allen Schuhen aus, und mit dem drosch er auf Gottfrieds Kopf und wo er sonst hintraf, los, während er ihn mit seiner freien Hand niederhielt. Endlich gelang es Gottfried, sich Schragels kräftigem Griffe mit Preisgebung eines halben Hemdärmels zu entwinden und aufzuspringen, und in unvermutetem Vorstoß drängte er seinen Widersacher auf dessen eigenes Bett zurück, und er hob mit einem aufgerafften Schuh eben selbst zum Schlage aus, da ging die Tür auf und der Präfekt erschien in ihr. Sofort drückte sich Schragel in seine Liegerstatt, und alle Knaben lagen in den Betten und atmeten ruhig wie Schlafende, und der kleine Schragel schnarchte sogar ganz leise. Nur Gottfried stand da, mit erhobenem Arm, der aus dem weit aufgerissenen Hemdärmel, einen Schlapfschuh schwingend, ragte, während rund um ihn ganze Haufen von Schuhen die Walstatt bedeckten.

Mit Riesenschritten kam der Präfekt auf Gottfried zu, und dann gab er ihm zwei tüchtige Ohr-

feigen und packte ihn beim Schopf und beutelte ihn, daß ihm die Zähne wackelten. „Also das ist der Wunderknabe, von dem die Tante weiß Gott was dem Herrn Direktor erzählt hat, daß er so brav ist und kein Wässerchen trübt? Du Sauknochen, du verfluchter, marsch jetzt ins Bett hinein! Also das ist der brave Gottfried, der brave Gottfried Wunderlich! Ich werd' dich schon Mores lehren, warte, du Saukerl, du verdammter." Weinend kroch Gottfried in sein Bett und barg dort seine Tränen tief in sein Kissen. „Ich hab' ja nur . . . Sie haben ja . . .," so schluchzte er stoßweise, aber ganz leise, so leise, daß es niemand hören konnte, denn verklagen wollte er doch niemand. Der Präfekt aber ging noch ein paar mal im Saal herum, und nachdem er das Schlachtfeld gründlich inspiziert hatte, hielt er noch eine kleine Ansprache an die andern, in der er ihnen mitteilte, daß sie ebenfalls ganz verdammte Sauknochen seien und daß er jeden schon einmal erwischen werde, und dann ging er wieder weg. In allen Betten aber blieb es ganz mäuschenstill, nur aus der Ecke, wo Gottfried lag, klang es noch einmal wie krampfhaft verhaltenes Weinen, und dann hörte das endlich auch auf: er hatte sich in den Schlaf geweint.

Viertes Kapitel.

Jetzt wußte es Gottfried also, nicht nur, was das war, die Statuten, sondern auch, was darinnen stand. Da wurden einmal in der Schule die Gymnasialstatuten vom Herrn Gymnasialdirektor verlesen, jedes Wort mit dem feierlichsten Nachdruck, in denen gab es einen Paragraph nach dem andern. In einem stand, was die Studenten tun müßten, in dem andern wieder, was sie beileibe nicht tun dürften. Und Sachen darunter, auf die man niemals von selbst gekommen wäre. Und alles durcheinander. Und eine Menge Dinge wieder war nur den Kleinen im Untergymnasium befohlen und verboten, und andere wieder allen.

Daß man täglich in die Schule und in die Kirche gehen müsse, nun das war selbstverständlich. Und daß man vor den Geistlichen und Kirchen den Hut abnehmen müsse, das war auch selbstverständlich. Und die Kleinen mußten auch die Großen artig grüßen, und die Großen mußten dann wieder artig danken. Und am Sonntag in die Kirche, da mußten alle ihre Zylinder nehmen, sonst aber durfte man ja keinen Zylinder aufsetzen. Und die Großen durften Spazierstöcke tragen, und die Kleinen durften keinen Stock in der Hand haben, damit man gleich sehe, wer ein Kleiner und wer ein Großer sei, in die Schule und Kirche aber durften auch die Großen keine Stöcke mitnehmen; und Hunde durfte gar niemand haben und auch mit fremden Hunden durfte man

nicht spazieren gehen. Und mit Frauenzimmern durfte man auch nicht spazieren gehen. „Wie gut," dachte Gottfried, „daß gestern die Statuten noch nicht galten, da wäre ich gleich gestraft worden, weil ich mit der Tante spazieren ging." Und die Kleinen durften keinen Tabak rauchen, die Großen aber durften Tabak rauchen, aber aus Pfeifen mit langem Rohre durften auch die Großen nicht rauchen, und auf gewissen Straßen und Wegen durften sie überhaupt nicht rauchen.

Und wenn einer dem andern eine Ohrfeige gab, dann durfte der sie nicht zurückgeben, sondern durfte es nur dem Klassenvorstand sagen, wenn er wollte: wenn er aber nicht wollte, brauchte er gar nichts zu sagen, sondern konnte die Ohrfeige auch einstecken. Und in die Wirtshäuser des Marktfleckens und der Nachbarorte durfte kein Student gehen, den ganz Großen der siebenten und achten Klasse aber war erlaubt, die Stiftsbierschänke zu besuchen, aber auch nur von 4 bis 9 Nachmittag, was Gottfried gerade lange genug vorkam. Und im Mai durfte noch niemand baden, und wenn es noch so warm war, und im Juni durfte man baden, und wenn es noch so kalt war, und im Flusse durfte man überhaupt nicht baden, und wenn man doch im Flusse badete, so durfte man schon gar nicht mit Damen baden, eine Vorschrift, die Gottfried ganz überflüssig vorkam, da man ja mit den Damen doch auch nicht zum Flusse hingehen durfte, und da die Damen ja

doch von selbst nicht mit den Studenten baden würden. Betrinken durfte man sich auch nicht in der Stiftsbierschenke, wenn man aber doch betrunken war, mußte man sich trotzdem anständig benehmen. Feuerwerke abbrennen und Schießen war strengstens verpönt, wenn man es aber doch tat, mußte man es so machen, daß nichts geschehen könne. Bei Strafe war es auch jedem verboten, seine Kleider und Stiefel zu verkaufen, von den Büchern stand aber nichts in den Statuten. Alle Zusammenrottungen, Lesevereine, Gesangsvereine und sonst wie immer Namen habender Unfug waren untersagt und immer hieß es, daß die leicht erkennbaren Rädelsführer von der Anstalt werden ausgeschlossen werden.

Und nun kamen erst die Konviktsstatuten, die der Pater Lorenz, nachdem der feierliche Gottesdienst in der Stiftskirche beendet war, oben in der Abteilung verlas. Gottfried wurde es ganz schwirbelich im Kopfe und er sah bald ein, daß er sich das doch nicht alles merken könne. Der Pater Lorenz las das auch so geschwind herunter, daß man kaum ein Viertel davon verstand. Nur das eine war Gottfried klar geworden, daß er aus dem Stifte nicht hinaus dürfe und daß es außer der Kirche und der Schule und dem Turnen und dem Zeichnen und dem Essen noch „Studien" gab und „freie Zeit", und daß man in den Studien beim Pulte sitzen müsse und in der freien Zeit im Stift herinnen machen könne, was man wolle, wenn es just nicht verboten

war, wie zum Beispiel der Besuch der Bierschenke und der Kirche und des mathematischen Turmes und des Stiftsgartens und der Meierhöfe; ferner, daß man in die Wasserflaschen nicht hineinspucken dürfe, daß es nicht erlaubt sei, die Suppe unter den Tisch zu schütten, und daß es strenge verboten war, Unschlittkerzen auf den Plafond hinauf und Stühle und andere Gegenstände in den Stiftswassergraben hinab zu werfen, lauter Dinge, die Gottfried gar nicht für möglich gehalten hätte, wären sie ihm nicht in den Statuten als erfahrungsgemäß immer wiederkehrende Missetaten der Konviktszöglinge vorgeführt worden.

Nach der Vorlesung der Statuten hielt der Pater Lorenz noch eine kurze, würdevolle Ansprache, in der dreimal das Wort Sauknochen und fünfmal das Wort Sauferle vorkam, und die damit schloß, daß er erklärte, er kenne seine Pappenheimer schon und wisse recht gut, daß die größten Duckmäuser immer die ärgsten Lotterbuben wären, wobei er seine Blicke einige Zeit auf Gottfried ruhen ließ, der sich, weil er die Spuren seiner gestrigen Schandtaten noch in Gestalt eines blau unterlaufenen Auges deutlich an sich trug, bescheiden in den Hintergrund verzogen hatte. Dem kleinen Schragel aber, der sich ganz vorne hingestellt hatte und jeden der verlesenen Paragraphe mit verständnisvollem Kopfnicken begleitete, holte er aus seinem Zimmer einen großen rotbackigen Apfel, und er fuhr dem Schragel mit der flachen Hand

etlichemal wohlwollend über den Kopf, wobei es ordentlich knisterte, denn der kleine Schragel war so kurz geschoren, daß nur lauter ganz kleine Börstchen aus dem Schädel herausstanden. Die Zweckmäßigkeit dieser Frisur sah Gottfried bereits vollkommen ein.

Was er aber gar nicht einsah, das war, warum gerade der kleine Schragel einen Apfel bekam. Der kleine Schragel sah das aber offenbar ganz gut ein, denn als der Präfekt nach Abschluß der Feierlichkeit sichtlich noch in gehobener Weihestimmung gravitätisch in seine Gemächer zurückschritt und die Knaben für einige Zeit ihrer eigenen wechselseitigen Erziehung überließ, da stellte sich der kleine Schragel gerade vor Gottfried hin und biß breit in den Apfel hinein, daß man die Kiefer knacken hörte, und dann sagte er laut schmatzend: „Siehst du, so muß man es machen, du Trobbel.“ Das gefiel Gottfried gar nicht, aber immer war es ihm lieber, als wenn der Schragel ihn wieder Froschgosche genannt hätte, denn den Namen konnte er nun einmal nicht leiden.

Da aber alles Böse die Eigentümlichkeit hat, daß es sich mitteilsam wie ein feiner Sprühregen im Umkreise verbreitet, so fiel ein Tropfen von Schragels Bosheit auch in Gottfrieds Seele. Und da steckte er die Hand in den Sack und machte eine Faust um das kleine gestrickte Geldbeutelchen, das die Tante ihm kurz vor dem Abschied übergeben hatte und in dem drei blanke Gulden steckten.

Dann ging er zu einem Schubladkasten, zog eine Lade heraus, auf der mit Kreide ein großer Einser geschrieben war und in die er am Morgen nach einer Anweisung des alten Dieners sein Mützchen auf ein großes Zeichenbrett, das schon darinnen war, hatte legen müssen, nahm sein Mützchen heraus, stülpte es trotzig auf den Kopf, schob die Lade mit einem festen Ruck zu und ging über den Hof und über die Brücke und in den langen Gang zu der freundlichen alten Frau, bei der ihm die Tante den Apfel gekauft und die ihn noch eigens aufgefordert hatte, er solle bald wieder was schaffen.

Dort stellte er sich vor den Aepfelkorb und suchte mit den Augen die zwei schönsten Aepfel heraus, die waren noch viel größer, als der, den der kleine Schragel gekriegt hatte, und ihre Backen schimmerten in noch hellerem Rot. Und da fragte er keck, was die kosten, und da ihm die Summe, die die alte Frau forderte, erschwinglich schien, griff er hinein in den Korb. Da hatte aber die freundliche alte Frau schon sein Handgelenk umklammert und machte ein furchtbar böses Gesicht. „Halt," sagte sie, „junger Herr, vorher wird 'zahlt! Den Spaß kennen wir schon, erst die Aepfel nehmen und dann schuldig bleiben oder gar, hast es nicht gesehen, davon rennen und mir die lange Nasen machen." — „So lassen Sie mich doch aus," sagte entrüstet Gottfried, „wie kann ich Sie denn zahlen, wenn Sie mir die Hand halten." — „Oh du Mist-

bub, du schlechter, genau das sagen alle! Nur erst den Apfel auslassen.“ Gottfried ließ also den Apfel aus, und da die alte Frau jetzt auch seine Hand freigab und sich begnügte, kampfbereit beide Arme über ihren Stand auszubreiten, langte er mit gekränktem Stolze sein Geldbeutelchen heraus, zog einen Gulden hervor und legte ihn vor die Frau hin. Sofort erglänzte ihr Gesicht wieder im Schimmer freundlichsten Wohlwollens und sie holte selbst zwei Aepfel mit der einen Hand heraus, während sie mit der andern den Gulden festhielt.

„Wissen Sie was, junger Herr, lassen S' den Gulden gleich bei mir, den Rest schreib' ich Ihnen gut, da haben Sie wenigstens was, sonst verlieren Sie 's nur oder es wird Ihnen gar g'stohlen, oder Sie vertun's auf Speckwürst und so dumme Sachen, mit die Sie sich nur den Magen verderben.“ Das war Gottfried eigentlich ganz einleuchtend, nur bei Nennung der Speckwürste spitzte er die Ohren und dachte, wie fein das wäre, wenn er so dem kleinen Schragel mit einer duftenden Speckwurst unter die Nase räuchern könnte. Aber er hatte ja noch mehr Geld, und so erwog er die Sache, aufmerksam die vor ihm aufgetürmten Schätze musternd. Da gab es ganze Kränze von Feigen, dann wieder Nüsse und blaue, saftige Pflaumen, und oben hingen an einer Schnur gar Weintrauben, die waren aber so giftig grün, daß es einem den Mund verzog, wenn man nur hinsah.

„Mit die Weinbeer ist's bei uns nix," sagte die freundliche Frau, die eifrig Gottfrieds Mienenspiel beobachtete, „kauf' eh' keine mehr, die werden halt bei uns in Oberösterreich nicht reif. Aber Zuckerln hab' ich da, die sind ein Bisserl gut, und spanische Windbackerei, die müssen S' einmal kosten! Die machen wir selber, weil mein Schwiegersohn Zuckerbäcker ist." Dabei öffnete sie ein kleines Schränkchen und ließ Gottfried hineinblicken in sein geheimnisvolles Innere. „Und einen süßen Schnaps hab' ich auch, den darf ich aber nur mittags von zwölf bis eins verkaufen, wenn die geistlichen Herrn beim Essen sind."

Gottfried war beim Anblick aller dieser Herrlichkeiten völlig besiegt und gab der freundlichen Frau noch einen zweiten Gulden, denn da war er doch am besten aufgehoben. „Sehen Sie, Sie sind gescheit, junger Herr, Sie wissen, was gut ist. Und weil Sie so brav sind, so werd' ich Ihnen, wenn Sie einmal kein Geld mehr haben, beiten, bis S' wieder eins haben." — „Was ist das, beiten?" fragte Gottfried. — „Nun, beiten", sagte die alte Frau, ganz erstaunt, daß jemand nicht wisse, was beiten sei, „nun, beiten ist halt beiten." Sie sah, daß Gottfried noch immer nicht wußte, was beiten sei. Da machte sie ihr Schränkchen wieder auf und holte einen Bleistiftstummel und einige schmierige zusammengefaltete Blätter Papier heraus. Auf denen standen seltsame Haken in langen Reihen unterein-

ander, und dann standen wieder mitten darunter Haken, quer und hinüber über das ganze Papier. Einige Hakenreihen waren dick durchstrichen, andere wieder nicht.

„Seh'n S', da stehen alle, denen ich beiten tu', sind ein' drunter, was mir noch vom vorigen Jahr her schuldig sind. Wie heißen S' denn, junger Herr?" — „Wunderlich", sagte Gottfried. — „Wunderlich?" wiederholte die alte Frau, „das ist aber wirklich wunderlich." Und dann fing sie an, mit großer Anstrengung, tief Atem holend, einen Haken neben den andern zu malen. Und dann machte sie einen senkrechten Strich darunter, und dann kratzte sie etwas, das fast aussah wie ein großes G daneben. „Ein Gulden," sagte sie, schnaufend von der Arbeit, und dann machte sie einen Kreis mit einem kleinen Schwänzchen herab, und dann noch einen Kreis mit einem kleinen Schwänzchen hinauf. „Sechsundneunzig," keuchte sie. Und dann machte sie ein großes Kreuz daneben. „Das heißt Plus auf Lateinisch, zu deutsch gut, und da schreiben wir jetzt immer ab, und wenn wir fertig sind und der junge Herr gerad' kein Geld nicht hat, so schreiben wir wieder hinauf."

So lernte Gottfried bei der alten Frau gleich das Grundprinzip der ganzen Nationalökonomie, und jetzt nahm er seine Aepfel und marschierte wieder in das Konvikt hinauf, setzte sich an sein Pult, das gerade dem des kleinen Schragel gegenüber stand,

legte die Aepfel vor sich hin, zog sein kleines Federmesser heraus, das er auch von der Tante hatte, und begann den einen Apfel zu schälen. Denn er wollte dem Schragel auch zeigen, wie man eigentlich einen Apfel esse.

Er hatte aber noch nicht den ersten Bissen in den Mund gesteckt, so fing es um ihn herum zu schwirren an, wie wenn man an einem heißen Sommertag einen Honigtopf an's offene Fenster stellt. Alle hatten sie jetzt etwas in seiner Nähe zu tun oder sich zu erzählen, und immer enger schloß sich der Kreis um ihn her. Am nächsten stellte sich der Steiglehner zu ihm, und da er dicht bei ihm stand, benützte er auch die Gelegenheit und sagte: „Du, Wunderlich, schenk' mir die Schäler vom Apfel.“ — „Du wirst doch nicht die Schalen essen?“ fragte Gottfried und machte ein Gesicht, als käme das Essen von Apfelschalen gleich nach dem Essen von Menschenfleisch. Das hatte nämlich auch der Tropfen gemacht, der von Schragel auf ihn herübergespritzt war, daß er, um diesen zu ärgern, so tat, als hätte er selber noch nie Aepfel samt der Schale gegessen. „Da hast du lieber ein Stück Apfel.“ Das hätte er ihm natürlich immer gegeben, aber so groß wäre es nicht gewesen, wäre es nicht dem Schragel zum Trotz gewesen. — „Gib mir auch eins,“ sagte ein anderer, „und mir auch,“ ein zweiter, und auf eins, zwei, drei lagen von einem Apfel nur mehr die Schalen samt dem Butzen da, und den rechnete

Steiglehner zu den Schalen und schlang ihn samt diesen hinunter. „Gib mir noch ein Stückel," sagte er, noch am Butzen würgend, und hielt ihm begehrlich die offene Hand hin. — „Nein," sagte Gottfried, „einen hab' ich euch so verteilt, den andern esse ich selber." — „Schäl' dir ihn aber vorher," höhnte der Schragel herüber, „sonst bleibt er dir in deiner Froschgosche stecken." Da grinsten die andern Knaben beifällig, und die, denen er vom Apfel gegeben, grinsten am meisten, und der Steiglehner quiekste: „Gottfriederl, schäl' dir nur immer jeden Apfel, braves Bubi, folg' nur immer schön der alten Tante, wenn sie auch eine Wetterhexe ist."

Da erfaßte Gottfried ein Ekel vor dem Apfel, auf dem schon die Augen aller verlangend geruht und um dessentwillen dieselben, die ihn jetzt verhöhnten, sich eben zu freundlichen Worten gegen ihn herbeigelassen hatten, und er schien ihm verunreinigt durch die Betastung der lüsternen Blicke. Er nahm den Apfel, schnitt ihn, wie er war, in der Mitte durch und jede Hälfte wieder in eine Anzahl Spalten. Seine erste Eingebung war, die Stücke geradehin auf den Fußboden zu werfen; aber das tat er doch nicht, sondern er faßte die Spalten mit hohlen Händen zusammen und ging, von den neugierigen Blicken der Knaben geleitet, zu einem Tisch, der in der Fensternische stand. Dort legte er sie hin. „Da freßt," sagte er, „ich mag den Apfel doch nicht mehr." Er hatte eigentlich sagen wollen, „da eßt,"; aber mit

unwiderstehlicher Gewalt zwängte es ihm das „freßt" heraus.

Was lag auch den Knaben da daran! Mit Lachen und Schreien ging es im Sturm auf den Tisch los, und im nächsten Augenblick sah man nichts als haschende und balgende Hände auf der Tischplatte und zwischen ihnen hin und her springende Apfelstücke. Jetzt hatte der eine ein Stückel erwischt und war gerade auf dem Wege damit ins Maul, da packte ihn aber ein anderer bei der Hand, um ihm die Beute wieder wegzureißen. Gottfried sah nur, wie einzelne Stücke zerdrückt, andere auf die Erde geworfen wurden, und wie dann der Steiglehner, weil er sich durch die Andern nicht hatte durchdrängen können, unter den Tisch kroch und einfach den Tisch umwarf, so daß der Fußboden nun doch zum Schlachtfeld wurde, auf dem in wirrem Knäuel die Kämpfenden lagen. Da hörte man auf einmal die Innentür des Zimmers des Präfekten sich öffnen und Schragel halblaut den Warnungsruf: „Der Präfekt!" ausstoßen. Im Nu entwirrte sich der Knäuel, mit fabelhafter Behendigkeit vermochte Steiglehner sogar den Tisch noch aufzurichten, und als nach einer kurzen Pause, just wie sie zu einem Blick durch das Blechsieb etwa erforderlich sein mochte, sich die Tür öffnete, wandelten die Knaben schon in ruhigen Gesprächen möglichst ferne der Kampfesstelle herum oder waren im Begriff, sich zu ihren Pulten zu setzen und dem Beispiel des braven Schragel zu folgen, der ruhig

bei seinem Buche saß und ersichtlich ganz von ihm gefesselt war.

Der Präfekt ging mit seinen mächtigen Schritten den Saal hinab und dann machte er Kehrt und marschierte wieder herauf. Plötzlich blieb er stehen und schob prüfend mit dem Stiefel ein Stück Apfel hin und her, das da mitten auf dem Boden lag. Und dann sah er ein paar nasse Flecke und eine ganz zertretene Apfelspalte, die fest an der Diele klebte. „Welcher Sauknochen hat denn hier diese Schweinerei gemacht?“ Tiefes Schweigen. „Nun wird's? Wenn sich der nicht augenblicklich meldet, der den Apfel auf die Erde geworfen hat, bekommt die ganze Abteilung Pultarrest, bis sich der meldet.“

„Ich habe den Apfel nicht auf die Erde geworfen,“ sagte sich Gottfried verstockt und blieb still. — „Also, zum letztenmal, wer hat den Apfel gegessen?“ fragte der Präfekt und richtete einen ernst prüfenden Blick auf den kleinen Schragel, als wollte er sagen: „Ich werde mich doch in dir nicht so getäuscht haben?“ Da stand der kleine Schragel auf und sagte ganz artig: „Bitt', ich hab' den Apfel, den mir Herr Präfekt gegeben haben, ganz hier bei meinem Pult gegessen.“ — „Also, wer hat dann die Aepfelstücke auf die Erde geworfen?“ — „Sag's, Steiglehner,“ flüsterte der Schragel ganz leise zum Steiglehner hinüber, der sein Pult neben dem Gottfrieds hatte, ganz leise, als wäre die Aufforderung, Schragel von Fasttag und Pultarrest zu befreien,

nur für die Ohren und das eigene Zartgefühl Steiglehners berechnet, aber doch nicht leise genug, daß nicht der Präfekt den Namen verstanden hätte, um so mehr, da Schragel seine moralische Ermahnung auch durch einen Blick auf Steiglehner unterstützt hatte. — „Steiglehner?“ fragte streng der Präfekt, sich an diesen wendend. Schlotternd erhob sich Steiglehner von seinem Pult: „Ich . . . mir hat der Apfel nicht gehört . . .“ — „Also, werde ich jetzt erfahren, wem der Apfel gehört hat?“ „Sag's, Wunderlich,“ flüsterte erheblich lauter Schragel, und „Sag's, Wunderlich,“ schloß sich Steiglehner diesem Wunsche an. — „Der Apfel hat mir gehört,“ sagte Gottfried, indem er ruhig aufstand.

„Hätt' ich mir's doch denken sollen!“ rief der Präfekt mit einem kurzen Auflachen, in dem der berufsmäßige Kummer über so viel Verderbtheit doch eine gewisse persönliche Befriedigung, den jugendlichen Auswürfling sofort durchschaut zu haben, nicht vollständig zu decken vermochte. „Natürlich! Wieder der Wunderlich! Wie eine Lausbüberei geschieht — wer hat's getan? Der Wunderlich! Der „brave“ Gottfried! Nun, aus dir wird schon noch was Rechtes werden! An dir kann deine Frau Tante noch einmal Freude erleben! Aber, warte nur, bis dein kranker Herr Vater wieder gesund ist, werd' ich ihm schon einen Brief schreiben, daß er sieht, was sein „braver“ Gottfried für ein Bursch' ist!“ — „Ich hab' den Apfel nicht auf die Erde geworfen,“ sagte

Gottfried, und er errötete leicht, denn er erinnerte sich, daß er ja doch nahe daran gewesen war, es zu tun. „Ersticke nur nicht an der Lüge — du wirst ja ganz rot dabei — und wie ist denn der Apfel dann auf die Erde gekommen? Wohl von selbst? Ja?" — „Ich habe den Apfel zerschnitten und dort den Andern auf den Tisch gelegt, daß sie sich — — ihn teilen — — und da sind dann ein paar Stücke herabgefallen." — „O du Lotterbube! Und warum hast du denn den Apfel deinen Kameraden nicht selbst geteilt? Du hast ihn ihnen hingelegt, damit sie sich raufen? Gelt? Da kniest du dich jetzt her auf den Fußboden und bleibst einmal eine Weile knien! So ein Racker! Ich werd' dir schon geben, da ganze Schaugefechte veranstalten zu deiner Belustigung! Und zuerst klaubst du mir die Schweinerei da zusammen und wirfst sie in das Spucktrücherl. — Sollte nicht möglich sein, auf was für Ideen so ein Mistbub kommt!"

Gottfried sammelte die Apfelreste und trug sie in einen der hölzernen, mit Sägespänen gefüllten Näpfe, und dann kniete er sich mitten auf das Schlachtfeld hin. Er kam sich jetzt selbst wie ein sehr verworfenes Wesen vor und dachte nach, ob er wirklich die Apfelspalten darum auf den Tisch gelegt hatte, damit die andern sich raufen, oder ob ihm der Gedanke gar nicht gekommen war. „Ich hab' sie, scheint's mir," sagte er sich, „doch nur hingelegt, weil mir der Apfel verleidet war und ich

ihn nicht mehr haben und doch auch keinem was davon schenken wollte.“ — „Aber wenn du gewußt hättest, daß sie raufen werden, hättest du dann die Stücke nicht hingelegt?“ fragte es auf einmal ganz laut in ihm. „Natürlich,“ antwortete er sich ohne Besinnen — „dann erst recht!“ Und hiemit war es ihm auch klar, daß er eigentlich ganz mit Recht hier kniete. Aber das war ihm ebenso klar, daß die andern auch hier hätten knien sollen.

Nicht so klar wie Gottfried schien sich übrigens der Präfekt über die ganze Sache zu sein. Denn nachdem er einigemale mit unmutigen Schritten auf und ab gewandelt war und wiederholt mißbilligend das Haupt geschüttelt hatte, blieb er plötzlich vor Gottfried stehen. „Wo hast du denn den Apfel her?“ „Ich hab' ihn unten gekauft.“ „Hast du denn so viel Taschengeld, daß du dir Obst dazu kaufen kannst, damit Schindludereien zu treiben?“ Gottfried schwieg. „Wo hast du dein Taschengeld?“ Gottfried erhob sich, zog sein Täschchen heraus und gab es dem Präfekten. „So,“ sagte dieser, nachdem er in das Täschelchen hineingesehen hatte, und steckte es dabei in einen Sack seiner Kutte hinein. „Das werden wir aufheben, bis der junge Herr gelernt hat, den Wert des Geldes etwas besser zu schätzen. Heute in einem Monat kannst du zu mir kommen und mich um das Geld schön bitten, wenn du bis dahin brav gewesen bist. Wenn du mir aber so etwas noch einmal machst, dann werd' ich dir

auch das Rekreationsgeld einstellen. — Drei Kreuzer" „findet jeder täglich nach der Schule auf seinem Pult, daß ihr euch ein Brot oder Obst zur Jause kaufen könnt. Wie ich aber merke, daß sich einer — — so wandte er sich an die Gesamtheit — — Naschereien oder Speckwürste oder solches Zeug kauft oder solche unerhörte Sachen aufführt, wie der Wunderlich da, kriegt er kein Rekreationsgeld mehr. — — Und jetzt, Wunderlich, setz dich da zu deinem Pult und lass' dir's für ein andermal gesagt sein."

Da setzte sich denn Gottfried hin an sein Pult, aber gar nicht sonderlich zerknirscht. Als ihm der Pater Lorenz sein Taschengeld weggenommen und dabei ein so wichtiges Gesicht gemacht hatte, als hätte er ihm jetzt Wunder was angetan, da hatte er sich ordentlich Mühe nehmen müssen, daß er nicht schmunzelte. Denn er dachte an die alte Frau, die da unten bei ihrem Stand saß, und bei der er noch fast doppelt so viel liegen hatte, und kaufen konnte, was er wollte, bis sein Kapital verzehrt war. Und dann auch noch, denn dann hatte er immer noch den Gulden beim Präfekten und konnte bei der alten Frau weiter einkaufen, ohne sich den Gulden erst vom Präfekten zurück zu erbitten, sondern er konnte ihn erst ganz veressen, und erst dann brauchte er sich seinen Gulden zu holen — — und vielleicht dann auch nicht, denn vom Rekreationsgeld konnte er sich einen neuen Gulden zusammensparen, und übrigens

waren der Frau ja noch vom Vorjahr her andere auch schuldig — — da hatte er ja auch bis zum nächsten Jahr Zeit. „Ja," dachte er sich, „der Pater Lorenz soll sich meinen Gulden nur behalten. Wenn er mir ihn selber nicht zurückgibt, von mir hört er kein Wort darüber." Trotzig kramte er in seinen Laden herum und dann sah er umher, was die andern eigentlich machten. Die Schulbücher sollten den Knaben erst am nächsten Tag gegeben werden, war ihnen gesagt worden, und so saßen sie denn da und tändelten mit ihren Sachen herum oder lasen in Geschichtenbüchern. Der Steiglehner aber hatte das Maul weit offen, bohrte in der Nase und gaffte in die Luft — — denn das waren seine Lieblingsbeschäftigungen.

Da Gottfried an derlei kein rechtes Vergnügen finden konnte, nahm er sich ein Buch zum Lesen her, wie die meisten andern getan. Er hatte nur das eine, das war noch von seiner Mutter — so schöne Geschichten hatte er aber überhaupt noch nirgends gefunden, wie in dem, und darum hatte er sich auch nicht von ihm trennen können und es mitgenommen. Da war einmal die Geschichte vom Rübezahl darinnen, oder eigentlich die Geschichten vom Rübezahl, denn es waren gleich mehrere. Dann war ein anderes Märchen, das hieß nur Knabenmärchen. Das las Gottfried besonders gerne, obgleich er sich dabei eigentlich nie was Rechtes denken konnte. Dann war eine wunderbare Geschichte darin von Wieland

dem Schmied, und dann eine, „Der Mann ohne Herz", die war aber so, daß Gottfried immer weinen mußte, wenn er sie las, obwohl sie gut ausging. Und dann war eine andere furchtbar interessante Geschichte, die „Chronika der drei Schwestern", und eine fast noch interessantere, „Sindbad, der Seefahrer", und eine recht seltsame, „Der blonde Eckbert". Und die letzte Geschichte in dem Buche hieß „Der kleine und der große Klaus". Die hatte Gottfried eigentlich nie recht gemocht, denn er war nicht einverstanden, daß der kleine Klaus dem großen Klaus so mitgespielt hatte. Die nahm er sich aber jetzt her, und er las mit großem Vergnügen, wie der kleine Klaus den großen Klaus um seine Pferde, um seinen Hof und schließlich um sein Leben brachte. Und eigentlich sah der kleine Klaus aus so wie er, und der große Klaus, der hatte so ein verzwicktes Gesicht, das sah einmal dem des Schragel und dann wieder dem des Steiglehner und zum Schlusse gar dem des Pater Lorenz ähnlich.

Fünftes Kapitel.

So gestaltete sich der Anfang jener wechselseitigen Erziehung, durch die Gottfried und seine Kollegen ihre weitere Ausbildung erhalten sollten. Und zunächst ließ sich auch die Fortsetzung nicht viel anders an, als dieser Anfang es verheißen hatte. Da war es kein Wunder, daß das Heimweh, das

wohl gelegentlich auch die andern nicht ganz verschonte, Gottfried mit doppelter Heftigkeit und andauernder Hartnäckigkeit anfiel. Am erträglichsten deuchte es ihm zunächst noch in der Schule. Denn dort war das ganze Bild ein wesentlich andres.

Bildeten im Konvikt Knaben aus der Residenz oder doch aus Provinzstädten die überwiegende Mehrheit, so war außerhalb desselben hauptsächlich das Land, und zwar die weitere Umgebung vertreten. Wohl waren auch einzelne Sprößlinge in Städten ansässiger Familien in Privathäusern untergebracht, aber das Hauptkontingent für diese stellten doch die ländlichen Berufsstände, Bauern, Wirte, Handwerker, kleine Beamte, Lehrer u. dgl. Und so ergab sich da jene natürliche Mischung von wilderen und zahmeren Elementen, wie sie die menschliche Gesellschaft überhaupt bietet, da nicht wie bei den Konviktszöglingen der Charakter der Knaben, sondern der Wohnort der Eltern im Umkreis der sich eines guten Rufes erfreuenden Anstalt maßgebend gewesen war für deren Wahl zum Studienaufenthalt.

Die Kollegen Gottfrieds im Konvikt hatten im Vergleich zu den meisten der andern Studenten wohl das feinere Aussehen; bei diesen anderen aber war wieder die Rohheit mehr etwas Aeußerliches, und wenn sie bei jenen oft noch durch einen gewissen Hochmut verschärft wurde, trat ihr hier gelegentlich eine gewisse Gutmütigkeit, wie sie oft mit dem Gefühl überlegener Körperkraft verbunden ist, mildernd

zur Seite. Die meisten von ihnen waren nämlich den städtischen Kindern schon an Jahren überlegen, denn auf dem Lande eilt man sich nicht so, mit dem Unterricht der Kinder zu beginnen, wie in den Städten, und dann geht dort alles, Unterricht und Entschluß viel langsamer und bedächtiger; außerdem aber waren sie durch die Mithilfe bei häuslicher und landwirtschaftlicher Arbeit, das Herumstreifen im Freien und die üblichen Ring- und Faustkämpfe beizeiten kräftige Bengel geworden, neben denen selbst der junge Schragel nur als ein schwächlicher Knirps erschien.

Dieser vermochte denn auch der Schule von Anfang an gar keinen rechten Geschmack abzugewinnen. Dem kleinen Gottfried und den andern schwächeren Knaben war es wie etwas Selbstverständliches erschienen, daß jener sich im Konvikt vom ersten Augenblick an zum Diktator aufgeworfen hatte, und da er so schlau war, seine Machtfülle immer nur gegen einen oder zwei zu wenden und, sobald er sich gegen einen neuen Feind wandte, die eben Verfolgten großmütig verzeihend unter den Troß seiner Trabantengarde aufzunehmen, konnte er dort andauernd eine rücksichtslose, keinen Widerspruch duldende Tyrannis ausüben. Hier in der Schule aber erschien es ebenso wie etwas Selbstverständliches, daß die größern und stärkern Burschen von dem kleinen Schragel zunächst wenig Notiz nahmen. Er war ihnen nichts als ein Knabe wie so mancher

andere: besser gekleidet als sie, und darum ihrer Meinung nach mit der Anwartschaft auf bevorzugende Behandlung durch die Lehrer ausgerüstet, physisch schwächer als sie, und ihnen daher Gegenstand einer gewissen Geringschätzung. Denn Rang der Eltern, gute Kleidung und alle andern wirklichen oder scheinbaren Anzeichen von Wohlhabenheit erwecken bei der Jugend dieser Kreise glücklicherweise zumeist noch keinerlei Rücksicht und Unterwürfigkeit: sie erregen eher stillen Neid oder sichtbar betätigtes Uebelwollen. Selbst Erfolge im Studium vermögen solchen heranwachsenden Bauernköpfen nur langsam eine gewisse Anerkennung abzuringen, bis diese nämlich das Mißtrauen überwunden haben, die Erfolge seien nicht besserer Veranlagung, sondern nur größerem Fleiße oder gar lediglich der bevorzugten Stellung der „Reichen" zuzuschreiben. Eines nur flößt ihnen sofort Achtung ein: körperliche Kraft, gemessen und für zureichend befunden an der eigenen Stärke.

Auf eine solche Erprobung ließ es der kleine Schragel dort, wo es von vornherein klar war, daß die Sache zu seinen Ungunsten ausgehen würde, natürlich gar nicht erst ankommen. Aber auch in den zweifelhaften Fällen vermied er vorsichtig jeden Anlaß zu einem Kampfe. Der Grund hievon lag nicht in Feigheit, denn feig war der kleine Schragel nicht, sondern nur in dem maßlosen Ehrgeiz, der ihn beseelte. Dieser Ehrgeiz hatte ein ganz eigenes

Ziel. Er ging nicht darauf, irgend welche Auszeichnungen in der Schule zu erreichen oder dauernde Anerkennung der Lehrer zu erwerben, der kleine Schragel strebte nur nach einem, nach Herrschaft über andere. Und jedes Mittel, solche Herrschaft zu begründen, zu befestigen und zu erweitern, schien ihm willkommen. Alles aber, was die einmal erworbene Herrschaft seiner Ansicht nach gefährden konnte, vermied er vorsichtig. Wäre der kleine Schragel in der Schule nichts als der kleine Schragel gewesen, so hätte er mit Löwenmut sich in seiner Klasse so weit in die Höhe zu boxen versucht, als nur möglich, und es wäre für ihn ganz klar gewesen, mit wem er kommandieren dürfe und mit wem nicht, wer sich um seine Gunst zu bewerben habe, wenn er nicht geprügelt werden wolle, und wem er scheu aus dem Wege zu gehen habe. Aber der kleine Schragel war nicht lediglich als der kleine Schragel in die Schule gekommen; er war nicht mehr einer, der alles gewinnen und nichts verlieren konnte, er hatte ein Ansehen und eine Autorität, die er auf das Spiel setzte oder doch schädigte, wenn er angesichts seiner Untergebenen eine Niederlage erlitt. Und darum vermied der kleine Schragel in der Schule gefährliche Konflikte mit überlegenen oder nicht zweifellos minderwertigen Gegnern und begnügte sich, von seiner Leibgarde auch in der Schule die pflichtmäßigen Huldigungen entgegenzunehmen, während er die Ausübung der volksbildenden und

strafpolizeilichen Funktionen seines usurpierten Amtes nach Möglichkeit in das räumliche Gebiet seines eigentlichen Machtbereichs verlegte. Gegen die andern Knaben aber benahm er sich ziemlich reserviert. Wie die Stärkeren zunächst von ihm keine Notiz nahmen, kümmerte er wieder sich nur wenig um die Schwächeren. Wo sich aber eine Gelegenheit ergab, freundliche Beziehungen zu einem Stärkeren anzubahnen, benützte er sie mit Klugheit, und sobald er auf freundliche Duldung bei ihm rechnen konnte, schritt er gelegentlich zu kleinen räuberischen Einfällen in die Schöpfe des in der Nähe des neutralen Genossen seßhaften mindern Volkes.

Da den Knaben bis auf weiteres nach der Ordnung des Alphabets ihre Sitze angewiesen worden waren und erst später der Erfolg der schriftlichen Arbeiten und der Studienabschnitte maßgebend für die Sitzreihe werden sollte, war Gottfried in die allerletzte Bank gekommen. Da saß er als der letzte W=Knabe zwischen dem ersten und zugleich letzten Z=Burschen und dem vorletzten W=Genossen. Es war wirklich ein Weh=Genosse, denn wenn der kleine Schragel, der zu Hause Gottfrieds Anrainer im Studier= und Schlafzimmer war, dort bei jeder Gelegenheit die verheißungsvollsten Anlagen zu einem großen Flegel an ihm betätigte, war Zaunegger, sein Nachbar auf der Schulbank und ebenfalls einer seiner Konviktsgefährten, das ausgewachsene Exemplar eines boshaften Quälgeistes; und da Zaun=

egger als der letzte in der letzten Bank saß und hinter sich und zur Rechten nur die leere Wand hatte, und der Inhaber des Platzes vor ihm, ein junger Hüne, sich bei dem ersten schüchternen Versuch als ganz ungeeigneter Zielpunkt für Scherze erwies, wie Zaunegger sie liebte, so mußte dieser naturgemäß alle in ihm schlummernden Kräfte in der Seitenlinie wirken lassen, und so schossen sie noch ein gutes Stück über den kleinen Wunderlich hinaus, und dessen Nachbar auf der andern Seite bekam, nicht nur während der Unterrichtspausen, sondern auch, so oft Zaunegger aus oder ein ging — und das war in jeder Stunde mindestens einmal — sein rechtschaffenes Teil ab.

Dieser andere Nachbar war ein vierschrötiger, untersetzter Bursche, der Sohn eines armen Schusters, so stark, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich ein- für allemal Ruhe vor seinem Peiniger zu verschaffen, aber von einer solchen täppischen Gutmütigkeit und zugleich so niedergedrückt von dem Gefühle seiner Armut und dem Bewußtsein, daß er sich viele Jahre lang mit erbettelten Freitischen und kümmerlichen Lektionen werde fortfristen müssen, daß er alles geduldig über sich ergehen ließ, was jener aussann, ihn zu quälen, und daß er sich, wenn er das Gezwicke und Gezwacke, Gespötte und Gehöhne nicht mehr ertragen zu können meinte, höchstens auf zaghaftes Bitten verlegte — das allerletzte Mittel, das bei Zaunegger verfangen hätte.

Und da Gottfried nie eine solche Bitte um Schonung vorbrachte, vielmehr anfing, die ihm beigebrachten Püffe und Knüffe nach Möglichkeit zurückzugeben, machte es dem bösen Nachbar bald keine rechte Freude mehr, ihn zu quälen, und er fing an, fast seine ganze Aufmerksamkeit jenem andern, als dem dankbarern Objekte, zuzuwenden. Mit staunenswerter Geschicklichkeit verstand er es, wenn er in der Zwischenstunde über die Bänke dahinjagte, andere verfolgend, oder von ihnen verfolgt, im Sprunge an der fadenscheinigen, aber immer blank geputzten Joppe des guten Waß — so hieß der arme Teufel — seine auch beim trockensten Wetter immer kotigen Stiefel abzuwischen oder mit deren Absätzen dessen Kopf zu streifen. Während der Unterrichtsstunden aber liebte er es, beim Schreiben und besonders bei dem Eintunken der Feder die Tinte mit unfehlbarer Sicherheit an Gottfrieds Nase vorbei auf des andern Hefte und Bücher zu spritzen. Saß aber gerade ein nachsichtiger oder kurzsichtiger Professor oben auf der Lehrkanzel, dann kroch der Zaunegger wohl einmal auch unter die Bank und wälzte sich dann unten vor Lachen, wenn der von ihm Gezwickte oder Gestochene jäh in die Höhe fuhr.

Daß der arme Schustersohn das alles so ergeben litt, das erfüllte Gottfried allmählich mit stillem Aerger, und er fing an, mit Neid die kräftigen Hände und Arme zu betrachten, von denen der gutmütige Besitzer so gar keinen Gebrauch machen

wollte, und dann verglich er einmal prüfend seine Statur mit der Zauneggers, und da sah er, daß dieser eigentlich gleich ihm ein schwächliches Bürschlein war, dessen er wohl Herr werden möchte. Und als es eines Tages der Zaunegger vor Beginn der Schule gar zu arg mit dem andern trieb, so daß dieser kaum mehr die Tränen zurückhalten konnte, und der Arme sich wieder nur darauf beschränkte, diesmal mit feuchtschimmerndem Auge und umflorter Stimme, den Quälgeist deh- und wehmütig zu bitten, er solle ihm „Fried geben" — da konnte sich der Gottfried nicht mehr zurückhalten.

„Du!" schrie er, so laut er konnte, den Zaunegger an, der bei seinem Platz auf der Bank oben stand und die Spitze seines Stiefels immer in die Richtung und in sehr bedenklicher Nähe der Nasenspitze des Waß hinschlenkerte, „du, wenn du jetzt nicht gleich aufhörst und den Waß überhaupt noch einmal sekkierst, kriegst du von mir eine, daß — —" Aber so weit hatte ihn die wechselseitige Erziehung der Konviktszöglinge doch noch nicht vorwärts gebracht, daß er gleich auch einen entsprechenden Schluß für den so schön begonnenen Satz gefunden hätte. Er hatte auch nicht viel Zeit, einen zu suchen, denn der Zaunegger schnitt ihm die Rede mit lautem Gelächter ab. „Lost's auf, meine Herren, lost's auf!" rief er den andern zu, „der Wunderlich, die Froschgosche, will mir eine herunterhauen!" Und im

selben Augenblick stieß er mit dem kotigen Stiefel gegen Gottfrieds Nase, und im nächstfolgenden sprang er schon wiehernd in eilender Flucht über Bänke und Köpfe dahin.

Gottfried wischte sich ruhig mit seinem Taschentuche den Schmutz von der Nase und kümmerte sich nicht weiter um das Gelächter der andern und um das Gemecker Zauneggers, der auf den Bänken im weiten Umkreis um ihn herumtanzte und ihn gelegentlich, sich nähernd, zu einer Verfolgung zu verlocken suchte, sondern er setzte sich nieder, als wäre nichts geschehen. Und bald eilten auch die andern auf ihre Plätze, denn der durch das Schlüsselloch auf den Gang hinausspähende Wachposten meldete mit schriller Stimme: „Er kumt“, und ein Paar Augenblicke darauf riß er die Tür weit auf, und der Professor trat ein, und fast im selben Augenblick sauste, durch den dazwischentretenden mächtigen Kachelofen gedeckt, der Zaunegger durch die Lüfte auf seinen Sitz herab.

Es war Religionsstunde, und der Religionslehrer, ein kleiner, dicker, gutmütiger alter Herr, dessen Haare zu Gottfrieds größter Verwunderung an Wochentagen immer leicht gewellt und braun, an Sonn- und Feiertagen aber glatt und glänzend schwarz waren, sprach fast die ganze Stunde von Christi schöner Lehre, daß man dem, der einen auf die rechte Wange schlage, auch die linke hinhalten

solle. Gottfried hörte aufmerksam zu, denn das Thema interessierte ihn ganz besonders. Aber sei es, daß er eine besondere Nutzanwendung auf Nasenspitzen und Stiefelabsätze vermißte, sei es, daß ihm die Sache an sich nicht einleuchtete, als der Professor seine Ausführungen mit einer salbungsvollen Wendung und der freundlichen Versicherung, daß er nächstens „fortfahren" werde, schloß und sich zum Aufbruch anschickte, und Zaunegger eben alle Vorbereitungen traf, um sich auf die Bänke schwingen zu können, sobald jener sich nur der Tür zugewendet hätte, da kroch Gottfried rasch unter die Bank und packte den Zaunegger fest beim Fuß und ließ ihn trotz allen Stoßens nicht aus, so daß dieser sich nicht in die Höhe heben konnte, so sehr er sich mühte; und kaum daß der Professor draußen war, hatte Gottfried den krampfhaft Zappelnden auch schon auf den Fußboden herabgezogen, und dort ging es nun los, daß der Staub nur so in Wolken emporstieg.

Gottfried hatte das Kräfteverhältnis ziemlich richtig eingeschätzt. Er bekam wohl auch einige Püffe ab, aber er war doch von Anfang an mehr der Gebende als der Empfangende; die Stöße und Schläge des Zaunegger wurden auch immer schwächer und seltener, während Gottfried, wie von einer wilden Seligkeit erfüllt und beflügelt, mit seinen kleinen Händen unermüdlich darauf losschlug, wohin

er eben traf. Da begann der Zaunegger, den Gottfried ganz unter sich gebracht hatte, sich aufs Bitten zu verlegen, wie es vorher der Waß getan hatte. Aber das steigerte nur des andern Wut, und als nun jener von den Bitten zu Versprechungen und zu den heiligsten Gelöbnissen für die Zukunft überging, da schlug er noch heftiger zu. „Helft's mir, helft's mir!“ flehte der Zaunegger die andern an, die sich rund herum auf den Bänken, und wo sie Platz fanden, geschart hatten und mit vergnügter Anteilnahme dem Kampfspiel folgten. „Schragel hilf mir! Hilf mir!“ zeterte der Zaunegger, da er, als Gottfrieds Hand einen Augenblick erlahmte, des Schragel ansichtig wurde, der sich auf den Bänken oben in unmittelbarste Nähe gedrängt hatte.

Die Situation war kritisch für den kleinen Schragel. Der Zaunegger war einer der Getreuesten, von einer fast hündischen Unterwürfigkeit gegen ihn. Wenn er ihn jetzt im Stiche ließ, mußte das sein Ansehen aufs tiefste schädigen. Den Anlaß des Kampfes kannte er nicht, ein rascher Blick im Kreise ließ ihn nirgends eine ausgesprochene Parteinahme zu Gunsten des siegreichen Wunderlich wahrnehmen, und des gutmütigen Waß, der wie in stiller Verzückung auf die Kämpfenden hinabblickte, achtete er überhaupt nicht.

So sprang er denn mit einem jähen Satze herab, fast auf Gottfrieds Rücken, und suchte ihn

von Zaunegger wegzuzerren. Kaum aber daß Gottfried fühlte, sein Opfer solle ihm entrissen werden, fuhr er blitzschnell mit beiden Händen in Zauneggers buschige Mähne und krampfte nun seine kleinen Fäuste zusammen, was er konnte, und damit unter dieser Prozedur des Anklammerns die ersprießliche Tätigkeit, die er bisher geübt, nicht leide, zog er Zauneggers Kopf abwechselnd immer einmal in die Höhe und dann wieder stieß er ihn, so fest er konnte, gegen die Diele, mit dem festen Vorsatz, seinen neuen Gegner inzwischen auf seinem Rücken machen zu lassen, was immer dieser für gut finden werde.

Aber im nächsten Augenblick schon fühlte er sich von seiner Last mit einem Ruck befreit, und dann sah er, wie der kleine Schragel neben ihn auf den Boden niedersauste, und über diesem erhob sich die breite Gestalt des Waß und auf den Schragel kleschte und klatschte es nieder, daß es dem Gottfried nur so zu flimmern anfing vor den Augen und er den Zaunegger loslassen mußte, ob er nun wollte oder nicht. Da kroch der Zaunegger langsam unter dem Gottfried hervor und richtete sich auf, und da der Waß sah, daß Gottfried ein Ende gemacht hatte, da gab er dem Schragel nur noch schnell ein paar und dann machte auch er Schluß, und schwankend konnte sich auch der Schragel in die Höhe heben.

Da standen sie beide nebeneinander, der Zaunegger und der Schragel, in dem schmalen Streifen,

der die Bänke von der weißgetünchten Mauer trennte, und der Zaunegger beschäftigte sich zuerst damit, seine Haare wieder in Ordnung zu bringen; der Schragel aber suchte die Spuren seiner Niederlage von seiner Hose und seinem Rock wegzuwischen und aus ihnen herauszuklopfen, und dasselbe machte dann auch der Zaunegger. Und wenn die beiden um sich blickten, konnten sie ringsherum spöttische und vergnügte Gesichter sehen. Da steckte der Zaunegger dem Nächstbesten höhnisch die Zunge heraus, denn sein Ehrgeiz war, zu zeigen, daß er sich aus nichts etwas daraus mache und durch nichts davon abbringen lasse, so zu sein, wie er eben war. Der Schragel aber, der eben noch ganz blaß gewesen war, wurde über und über rot und sah keinen an, auch den Waß und den Gottfried nicht, sondern, die Augen auf den Boden gerichtet, suchte er sich an der Wand weiter zu schieben, unbekümmert darum, daß sein Rock nun rückwärts ganz weiß ward, und da die Nächststehenden ihm Platz machten, schlich er sich schweigend zu seiner Bank, setzte sich hin, zog ein Buch heraus, schlug es auf, stützte den Kopf in beide Arme, sich mit den Händen die Augen tief bedachend und zugleich mit den Daumen die Ohren fest zudrückend, daß er nichts sehen und womöglich auch nichts hören könne, und fing, die Lippen bewegend, halblaut zu lesen an, was gerade da stand. Und da gleich darauf die Tür aufgerissen wurde, und weil der Wachposten, ebenfalls angelockt von

dem erhebenden Kampfspiel, sein verantwortungsvolles Amt vernachlässigt hatte, unangemeldet der Professor eintrat, standen noch alle dicht geschart in der Ecke um Gottfried herum und kribbelten und hasteten nun hervor, jeder trachtend, recht rasch auf seinen Platz zu kommen. Nur der kleine Schragel saß schon dort, wo er hingehörte, und da er die Hände noch immer vor die Augen und die Ohren hielt, sah und hörte er den Pater Lorenz gar nicht hereinkommen und bewegte noch immer, in völliger Geistesabwesenheit halblaut vor sich hinlesend, mechanisch die Lippen.

Der Pater Lorenz sah, nachdem er mit dröhnenden Schritten die Kanzel bestiegen und sich wuchtig niedergelassen hatte, zuerst wohlgefällig auf den kleinen Schragel hin, der eben, da er nun doch merkte, daß alles den Bänken zuströme und das Gesumme um ihn verstumme, rasch von seinem Platze aufsprang. Und dann blickte der Pater Lorenz mit minder freundlichem Blicke in die Ecke hin, in der er eben noch den dichten Knäuel gesehen hatte. Und da blieben seine Augen auf dem Gottfried haften, der im Vollgefühle seines Sieges gar nicht daran gedacht hatte, seine Kleider nur halbwegs von dem Schmutz zu reinigen, den sie unter der Bank bekommen hatten. Und der Pater Lorenz schüttelte ernst das Haupt, und dann griff er tief hinab in den Sack seiner Kutte, und dann zog er ein in Bunt-

papier gebundenes Heft heraus, legte es vor sich auf den Katheder und schlug es auf. Und sofort trat atemlose Stille ein.

„Wunderlich!" sagte der Pater Lorenz, und Wunderlich nahm sein Lateinbuch, und der Waß und die andern in Wunderlichs Bank standen auf, ihn hinauszulassen, und Wunderlich ging hinauf auf den Katheder und stellte sich vor den Pater Lorenz hin. Und nun sah ihn der Pater Lorenz so einmal von unten hinauf an und dann genau so einmal von oben herunter, und dann schüttelte er wieder den Kopf, und dann fing er den Gottfried zu examinieren an. Aber dem ging es jetzt just so, wie es dem Herrn Rauscher gegangen war, oder doch, wie der Herr Rauscher erzählt hatte, daß es ihm gegangen sei.

Er hatte die Vokabel und die Regeln und die Uebersetzung gelernt, und alles hatte er gewußt, und jetzt wußte er doch nichts, und was er sagte, war überhaupt nicht recht, oder es war doch nicht so recht, wie er es gesagt hatte. Und wenn er einmal etwas besonders gut wußte, daß sogar der Pater Lorenz nichts daran aussetzen konnte, dann ließ ihn der gar nicht ausreden, sondern fragte gleich etwas anderes und wieder etwas anderes und wieder etwas anderes, bis er auf etwas kam, was der Gottfried doch nicht ganz sicher wußte, und da bohrte er dann so lange herum, bis der Gottfried richtig das Falsche

sagte. Und schließlich nahm der Pater Lorenz dem Gottfried sein Buch aus der Hand und schlug es ihm dreimal um den Kopf. „Sauknochen, verdammter,“ sagte er, „warte, ich will dich schon Mores lehren! Bei allen Lausbübereien und Raufereien, natürlich, da ist der Wunderlich voran — aber, wenn es heißt lernen, da ist der Saukerl nicht zu Hause. Aus dir wird schon noch was Rechtes werden! Marsch hinein in deine Bank, und heute bleibst du über Mittag in der Schule da! Ich werd' dir schon zeigen, du Sakramenter du.“

Der Pater Lorenz warf dem Gottfried sein Buch hin, dieser hob es auf und ging, ohne einen Laut von sich zu geben, in seine Bank zurück. Bei den paar Schritten, die er über die Kanzel herab machte, verzog er auch keine Miene, kaum, daß er aber unten war, da fiel ihm der Zaunegger ein, wie er die Zunge herausgestreckt hatte, nachdem er seine Prügel gekriegt hatte, damit alle sähen, es läge ihm nichts daran, und da streckte der Gottfried auch die Zunge vor sich heraus, so weit er konnte, und dann verzog er das Gesicht zu einer Grimasse, versuchte zu lächeln und ging auf seinen Platz. „Hat's g'schmeckt?“ fragte ihn leise der Zaunegger — und „Schmeck's“ antwortete eben so leise der Gottfried, dabei mit seinem Stiefelabsatz gegen Zauneggers Schienbein schlagend, wie er es vom kleinen Schragel gelernt hatte.

Der Pater Lorenz auf seinem Katheder oben hatte aber noch einige erbauliche Reden über Sauknochen und Sauκerle gehalten, und dann schrieb er etwas in seinen Katalog — „ganz ungenügend“ kommentierte leise der Zaunegger, seine Schienbeine seitwärts weit zur Bank hinaushaltend — und dann sagte der Pater Lorenz mit milderer Miene und sanfterem Ton, gleichsam schon in Anwartschaft des freudigeren Eindruckes, den er sich jetzt zum Trost und zur Erholung verschaffen werde: „Schragel!“

Und nun kam langsam der Schragel mit seinem Buche heraus und stieg schlotternd auf den Katheder. Und so freundlich der Pater Lorenz ihn fragte und so sehr er ihm zu helfen suchte, der Schragel wußte gar nichts. Und das war ganz natürlich, denn wie hätte der Schragel auch denken sollen, daß der Pater Lorenz gerade ihn heute aufrufen werde! Und darum hatte er auch nichts gelernt. Als der Pater Lorenz sah, daß alle Mühe umsonst sei, aus dem Schragel etwas Vernünftiges herauszukriegen, da stieß er einen tiefen Seufzer aus. „Ihr seid doch eine ganz verfluchte Saubande,“ sagte er fast wehmütig, „also auf gar keinen ist ein Verlaß? No, wartet nur,“ fuhr er fort, die Stimme mit einem Male zu mächtigem Donner anschwellen lassend, „ich werde euch schon einen Herrn zeigen. Ihr Lottersbuben!“ Da fing der kleine Schragel herzzerbrechend zu weinen an und mußte sich an der Brüstung des Katheders

anhalten, daß er nicht umfalle. „Mir ist so schlecht gewesen heute!“ schluchzte er. — „So marschier' er in seine Bank hinein,“ brummte der Pater Lorenz halb begütigt — „morgen werde ich dich noch ĕinmal examinieren — aber wenn du dann wieder nichts kannst!“ — fügte er hinzu und seine Stimme hob sich bei den letzten Worten wieder mächtig empor.

Der kleine Schragel wandte sich, noch immer schluchzend, um und schwankte die Stufen hinab.

„Schragel!!“ ertönte plötzlich hinter ihm, scharf und gebieterisch, die Stimme des Professors, daß er stehen blieb und sich wieder umwandte. „Woher bist du denn rückwärts am Rock so weiß?“ Der kleine Schragel hörte zu schluchzen auf. „Woher du rückwärts so weiß bist, will ich wissen!“ Der kleine Schragel schwieg. „No, wird's bald?“ — „Ich — ich — ich bin an die Wand gestreift.“ — „Wo bist du an die Wand gestreift?!“ — „Dort — in der Ecke,“ hauchte der kleine Schragel. Der Pater Lorenz sah in die Ecke hin, in der der Schragel an die Wand gestreift hatte, und da traf sein Blick gerade auf Gottfried. Und da Gottfried merkte, daß der Pater Lorenz ihn ansah, und weil es ihn im stillen auch freute, daß es dem Schragel nicht besser gegangen war als ihm, suchte er möglichst heiter dreinzublicken und den Mund wie zu einem zufriedenen Lächeln zu verziehen.

„Was gibt's da zu lachen, Wunderlich?“ schrie

der Pater Lorenz — „was hat es gegeben zwischen euch?" Da stand der Wunderlich ganz ruhig auf und sagte: „Ich bitt', wir haben gerauft, der Schragel und ich," und da er merkte, daß der Waß auch aufstand und auch etwas sagen wollte, zog er ihn fest auf die Bank nieder, damit er nicht sich selbst angäbe. Der Waß wäre aber auch kaum dazugekommen, das Schuldbekenntnis des Gottfried zu ergänzen und richtigzustellen, denn schon erdröhnte der Urteilsspruch des Pater Lorenz. „So bleibt der Schragel auch über Mittag da! No wartet, ihr Sauknochen."

Und damit war die Sache vorläufig für ihn erledigt, und er begann, jede Silbe wie einen Trompetenstoß hervorschmetternd, daß die Wände und Wölbungen — die Räume der Klosterschule waren nämlich einmal Pferdeställe gewesen — erzitterten, den Knaben die Geschichte von den Worten auf „e r" zu erzählen, die kein e leiden können und es daher im Genitiv und in den andern Endungen so sicher ausstoßen, als noch einmal der kleine Wunderlich werde ausgestoßen werden, wenn nur erst die ohnehin schon stark in Anspruch genommene Geduld des Pater Lorenz erschöpft sein werde. Dann klappte der Pater Lorenz mit einem kräftigen Schlage sein Buch zu, und sich in den Hüften schwingend und wiegend, ging er, seinen Zylinder schief übers Ohr gesetzt, in mächtigen Schritten zur Tür hinaus. Die

Knaben aber, noch stark unter dem Eindruck der früheren Sensationen und des eben vollzogenen Strafgerichtes, blieben ziemlich ruhig auf ihren Plätzen sitzen. Und dann kam noch ein Professor, ein kleines, schwaches Männchen mit dünner, leiser Stimme und der ließ die Knaben aus ihrem Lesebuche ein Geschichte vorlesen, diesen ein Stück und jenen ein Stück, und den Gottfried auch ein Stück. Die Geschichte, wie sie im Lesebuche stand, war freilich nicht vollständig, aber der Professor erzählte dann den Knaben das andere, und die Geschichte handelte von einem armen Maurer namens Lienhardt, der recht brav war, und der, weil er immer so brav war, zum Schlusse auch so viel Geld kriegte, als er brauchte, und dem es in allem sehr gut ging bis an sein seliges Ende. Und als der Professor mit der Geschichte fertig war, da neigte sich der Gottfried zum Waß und sagte ganz leise: „Du, die ganze Geschichte ist nicht wahr.“ Und der Waß nickte mit dem Kopfe, denn er war ganz derselben Ansicht.

Und endlich war die Schule aus, und schreiend und lärmend rannten alle nach Hause — nur der Schragel nicht und der Gottfried nicht. Einer der ersten aber, die davongelaufen waren, war der Waß gewesen, und nicht einmal zum Adieusagen hatte er sich Zeit genommen, und das verdroß den Gottfried etwas, denn das, meinte er, hätte er schon tun können.

Dem Gottfried schien die Sache jetzt gar nicht recht geheuer, denn er war so ziemlich sicher darauf gefaßt, daß, sobald nur alle draußen wären, der Schragel von seinem Platz zu ihm herkommen und ihm heimzahlen werde, was er um seinetwillen empfangen habe, und er hatte sich schon im Gedanken damit abgefunden, sich vom Schragel einfach hauen zu lassen, so lange es diesem belieben werde, und er hatte sich nur vorgenommen, sich bei jedem Hieb mit der Erinnerung an die Hiebe zu trösten, die der Schragel bekommen hatte und vielleicht vom Waß wieder bekommen werde.

Aber der Schragel blieb unbeweglich auf seinem Platz sitzen und starrte brütend vor sich hin, daß der Gottfried schon meinte, der Schragel sinne auf ganz besondere Martern. Aber der Schragel dachte an seine bedrohte Herrlichkeit und an Mittel, sie neu zu kräftigen. Sein Ansehen verlangte eigentlich entschieden, so sagte er sich, daß er jetzt den Wunderlich da drüben ordentlich durchprügle, denn das werden sich wohl alle Buben von ihm erwarten, und wenn er ihn jetzt nicht durchhaute, mußte er ihn zu Hause durchhauen. Wenn er aber nun das eine oder das andere tat, war zehn gegen eins zu wetten, daß der Wunderlich es dem Waß sage und dieser dann wieder ihn prügle, und dann mußte er den Wunderlich wieder hauen und dann kriegte wieder er Schläge, und so ging es, statt hinauf,

immer tiefer bergab mit seinem Ansehen. Und immer ernster wurden seine Mienen und in immer tieferes Sinnen versank er, und immer unheimlicher wurde die Sache dem Gottfried.

Und die Zeit verstrich und auf einmal begannen die Glocken auf dem Kirchturm draußen Mittag zu läuten, und da fiel es dem Gottfried ein, daß er heute nichts zu essen gekriegt hatte, und er hatte auf einmal ein so seltsames Gefühl im Magen. Aber der Schragel, der hörte nicht auf das Läuten und fühlte nichts im Magen, sondern er sann und sann und sann. Und da fiel ihm auf einmal ein, daß es ja eigentlich genug wäre, wenn die andern nur glaubten, daß er den Wunderlich jetzt durchhaue — und das glauben sie doch alle sicher — wenn sie es nur später nicht erführen, daß er ihn nicht durchgehauen habe. Aber wenn sie es nicht erführen, würde es der Waß auch nicht erfahren! Aber wenn sie hinterher überhaupt nicht mehr daran dächten, oder ihm etwas einfiele, daß es ihnen gar nicht auffiele, daß er dem Wunderlich nichts getan habe, oder daß die andern denken könnten, er habe ihn geprügelt, und der Waß doch wüßte, er habe ihm nichts gemacht!

Und da sah sich der Schragel wieder auf seinem kleinen Herrscherthrone, und er winkte im Geiste huldvoll den Wunderlich zu sich und ging mit ihm ein paarmal die Reihe der Pulte auf und ab, und

dann geruhte er huldvoll, sich das Geschichtenbuch vom Wunderlich auszuleihen, das er unlängst bei ihm gesehen hatte, und wenn der Präfekt dem Schragel einen Apfel schenkte, so gab der Schragel dem Wunderlich ein kleines Stück, und wenn der Wunderlich sich einen Apfel kaufte, so gab der Wunderlich dem Schragel ein großes Stück: sie waren Freunde geworden, und die einen dachten, der Schragel habe den Wunderlich so lange durchgehauen, bis der sein Freund geworden sei, und die andern dachten, der Wunderlich habe den Schragel schön um Verzeihung gebeten, und dieser habe ihn darum nicht mehr durchzuhauen gebraucht, sondern ihm großmütig vergeben und mit ihm Freundschaft schließen können. Und alle bewunderten und fürchteten den Schragel noch mehr als zuvor.

Und wie sich bei diesen Zukunftsträumen das Selbstgefühl des Schragel wieder langsam hob, da fühlte er auch auf einmal die Gegenwart sich mahnend in seinem leeren Magen regen und er sah zu Gottfried hinüber, ob nicht der vielleicht zufällig etwas Eßbares bei sich habe, was dann gleich ein guter Anknüpfungspunkt gewesen wäre, die künftige Freundschaft in passender Weise anzubahnen. Aber der Gottfried saß ganz still in seiner Ecke und kaute nur an einem Federstiele.

Da wandten mit einem Male beide zugleich ihre Köpfe gegen das eine Fenster hin. Ein Steinchen

war an die Scheibe geflogen. Und jetzt flog wieder eines herauf. Da liefen beide zu dem Fenster hin, und der Schragel war der erste dort, weil er näher dabei saß, und er stieg gleich auf das Fensterbrett hinauf und blickte forschend in die Tiefe. Denn wenn auch die Schulzimmer im Erdgeschoß lagen, so ging es doch von den Fenstern tief hinab. Unten lief nämlich ein tiefer Graben hin, steil nach beiden Seiten in die Höhe gemauert. Einst war er ein Teil des breiten Wassergrabens gewesen, der vor der Front des Stiftes sich schützend ausbreitete. Jetzt war dieses Stück trocken gelegt und mit zierlichen Zwergobstbäumen bepflanzt, und nur eine schmale Stiege und ein enges, verschlossenes Pförtlein führten hinab. Der Bursche, den der Schragel dort unten stehen sah, der war aber an der Mauer hinabgeklettert, sorgfältig die Stellen suchend, wo der Mörtel schon aus den Steinklumsen herausgefallen war. Und wie der Bursche unten gewahrte, daß jemand oben am Fenster erschienen sei, da hob er einen Knäuel und einen großen runden Gegenstand in die Höhe und rief: „Wunderlich!"

Da sagte der Schragel oben am Fenster zum Wunderlich, der knapp neben ihm stand: „Der Waß ist es! Er bringt uns einen Laib Brot, und einen Spagat hat er auch mit." Und dann sprang er rasch vom Fenster herab und eilte sich, das Fenster aufzumachen, und wie das Fenster offen war, legten

sich der Gottfried und der Schragel auf das Fensterbrett und sahen hinunter, und weil es steil hinabging und sie mit den Füßen den Boden nicht mehr berühren konnten, legte der Schragel schützend seinen Arm um Gottfrieds Nacken, damit der Gottfried nicht etwa hinunterfalle.

Der Waß war wohl etwas erstaunt, als sich ihm so unerwartet dieses Friedensbild bot, aber er hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn schon hielt der Schragel seine ausgebreiteten Hände hinaus und rief: „Wirf nur herauf!“ Und der Waß warf zuerst die zusammengewickelte Schnur hinauf, und nachdem sie der Schragel richtig aufgefangen hatte, ließ dieser sie langsam wieder herab. Und jetzt wollte der Waß schon den Laib Brot daranbinden, aber da zögerte er einen Augenblick, da er sah, daß der Schragel das Ende des Fadens in der Hand hielt, und er rief zweifelnd in die Höhe: „Es ist aber für den Wunderlich.“ — „Macht nichts,“ sagte der Schragel, „macht nichts! Wir haben uns ausgesöhnt. Tummel dich, mir scheint, es kommt jemand!“

Und rasch band der Waß das Brot an die Schnur und rasch zog es der Schragel in die Höhe, und der Gottfried hatte nur noch Zeit, dem Waß hinabzurufen: „Wir danken dir recht schön,“ so hatte auch schon der Schragel das Fenster zugemacht und war auch der Waß schon die Mauer eilig hinauf-

geklettert und man sah nur mehr, wie er eben um die Ecke davonlief.

„Versteck' rasch das Brot in der Bank," sagte der Gottfried. — — „Warum denn?" fragte erstaunt der Schragel. — „Wenn jemand kommt!" — „Wer soll denn kommen?" — „Aber du hast ja doch selber gesagt . . ." — „Das hab' ich doch nur gesagt, damit er endlich das Brot hergibt."

„Ah so!" sagte beruhigt der Gottfried. Und dann setzten sie sich ruhig zusammen und der Schragel zog sein Messer heraus und schnitt das Brot in zwei möglichst gleiche Teile. „Such' dir selber aus," sagte er großmütig zum Gottfried. Und der Gottfried nahm sich artig den Teil, der ihm der kleinere schien, und der Schragel nahm sich den andern, und dann fingen sie zu essen an und aßen, bis auch kein Bröselchen mehr übrig war.

Und als die Andern Nachmittag wieder in die Schule kamen, da sahen sie, wie der Schragel und der Wunderlich beisammen saßen und auf einem Damenbrett, das der Wunderlich auf die Bank gezeichnet hatte, mit Holzstücken, die der Schragel aus der Bank geschnitten hatte, Damen zogen. Und da sahen sie, daß die zwei jetzt gut miteinander geworden waren. Und wie das gekommen war, das war ihnen gleichgiltig.

Sechtes Kapitel.

Und die Zeit verging und der Gottfried und der Schragel waren zwar nicht zwei Freunde geworden, aber der Schragel gewährte dem Gottfried großmütig seinen Schutz, und der Gottfried ließ sich ihn willig gefallen. Und wenn auch der Schragel dem Gottfried nie ein Stück eines Apfels gab, schon darum, weil er selber nie mehr einen vom Pater Lorenz bekam, so gab doch der Gottfried richtig immer dem Schragel ein ordentliches Stück von jedem Apfel, den er sich unten bei seiner Geschäftsfreundin kaufte.

Denn so viel hatte er schon gelernt, daß der Schwache der Freundschaft der „Mächtigen" bedürfe, und daß kleine Geschenke und große Aepfel die Freundschaft erhalten. Und auch sonst erwies er sich dem erziehlichen Einfluß seiner Kollegen nicht unzugänglich. Er lernte den Wert und die Notwendigkeit kleinerer und auch größerer Unwahrheiten kennen, er erfuhr immer wieder von neuem, daß es ein schönes Gefühl sei, dem, der einem etwas angetan hatte, wieder etwas anzutun, und es kam ihm vor, daß es überhaupt viel angenehmer sei, ein Unrecht zuzufügen, als ein Unrecht zu erleiden. Und so erwarb er sich schließlich, dank der ihm durch seine Kollegen zuteil werdenden Erziehung, auch seinerseits die Fähigkeit, auf sie wieder erziehlich zurückzuwirken und auf diese Art ein nützliches Glied

der Anstalt zu werden, der er angehörte.

Freilich ging das alles nur sehr langsam und nicht ohne manche schmerzliche Erfahrung. Und in der ersten Zeit hatte Gottfried unter einem Gedanken, einer quälenden Angst zu leiden: daß der Pater Lorenz dem Vater oder der Tante schreiben werde, daß er mit Gottfried sehr unzufrieden sei und Gottfried auch in der Schule nichts gekonnt habe. Und diese Angst wuchs, als der Pater Lorenz den Knaben die erste Arbeit, die sie in der Schule hatten schreiben müssen, zurückgab und es sich zeigte, daß Gottfried recht viele Fehler gemacht habe. Nicht daß er nichts gelernt gehabt hätte, aber er hatte keinen „Vorunterricht" gehabt, und wenn er auch die Regel wußte, die er anzuwenden hatte, so vergaß er doch immer darauf, sie anzuwenden, oder er erwischte in der Eile die unrechte.

Da fragte er den Schragel, dem auch das Lateinische eine ganz neue Sache war, der aber nur zwei Fehler gemacht hatte, wie denn er das zuwege gebracht habe. Da schmunzelte der Schragel verschmitzt, und dann vertraute er dem Gottfried gegen dessen „heiligstes Ehrenwort" an, daß er die ganze Arbeit von dem, der vor ihm saß, Wort für Wort abgeschrieben habe, und da habe er nur gerade die zwei Fehler, die auch der gehabt habe. Und da sagte der Gottfried, er werde es nächstens auch so machen. Der Schragel aber lachte ihn aus und sagte,

alle, die jetzt so nahe bei Gottfried säßen, daß er zu ihnen hineinschauen könnte, hätten ja genau so viele Fehler wie er und werden daher wieder so viele Fehler machen wie er. Und das leuchtete dem Gottfried ein. Denn wenn er früher in der letzten Bank hatte sitzen müssen, weil er Wunderlich hieß, so saß er jetzt auch ziemlich weit hinten, weil er so viele Fehler gemacht hatte, und seine Nachbarn waren darum seine Nachbarn gewordene, weil es ihnen genau so schlecht gegangen war wie ihm. Und da wurde der Gottfried sehr betrübt, der Schragel aber blinzelte mit den Augen und meinte, er würde sich schon getrauen, dem Gottfried zu helfen, wenn er sich auf ihn verlassen könne. Und da gab der Gottfried wieder sein heiligstes Ehrenwort, und da der Schragel doch noch Bedenken hatte, gab er ihm auch noch den ganzen Apfel, den er gerade im Sack hatte.

Und da versprach der Schragel dem Gottfried, er werde auch ihm alles, was er bei seinem Nachbar sehe, rasch auf ein Zetterl abschreiben, und vor Beginn der Schulstunde schon werde er eine dünne Schnur unter die Bänke legen von seinem Platze zu dem Gottfrieds, und an die werde er dann den Zettel binden, so daß Gottfried ihn zu sich ziehen könne. Wenn aber dann einmal der Gottfried vorne sitze und zufällig einmal der Schragel Unglück gehabt habe, müsse auch der Gottfried ihm helfen. Und

das schwur der Gottfried auch. Und so wurde er dieser Sorge wirklich los.

Soweit es sich um den Vater und die Tante handelte, hätte sie ihn freilich ohnehin nicht mehr lange gequält. Eines Tages rief der Pater Lorenz den Gottfried zu sich in sein Zimmer und sprach sehr freundlich mit ihm und streichelte ihm ein paarmal den Kopf, und sagte, er solle sich nur nicht fürchten vor ihm, er sei gar nicht so böse, als der Gottfried vielleicht glaube, aber wenn man jahraus, jahrein immer mit so verfluchten Sauknochen zu tun habe — des Pater Lorenz Stimme war wieder bedenklich in die Höhe gegangen — dann könne man eben nicht anders sein. Und dann sagte er, es sei ihm um den Gottfried herzlich leid, aber er könne es jetzt auch nicht mehr anders machen, und müsse es ihm endlich sagen, daß sein Vater gestorben sei.

Und da war es dem Gottfried, als ob der Boden unter ihm versinke, und er glaubte, sich nicht fassen zu können vor Schmerz. Schließlich brachte er stammelnd die Frage heraus, ob er nicht nach Hause fahren dürfe, um wenigstens den toten Vater nochmals zu sehen. Aber der Pater Lorenz sagte, dazu käme er doch nicht mehr zurecht, und das ginge auch nicht, daß er allein im Winter die weite Reise mache, und Gottfried solle gescheit sein, denn sterben müssen schließlich alle Menschen einmal. Aber Gottfried konnte nicht gescheit sein, denn sein Herz tat

ihm so furchtbar weh, und er empfand es mit einemmal als ein furchtbares Unrecht und wie einen ungeheuren Unsinn, daß die Menschen auf die Welt kommen, da sie ja doch wieder sterben müssen.

Und da er gar so herzzerbrechend weinte, streichelte ihn der Pater Lorenz wieder und sagte, er solle sich nur recht ausweinen, das sei gesund. Da aber Gottfried immer fortweinte, führte er ihn endlich zu den andern Knaben hinaus, und Gottfried setzte sich schluchzend an sein Pult, und der Pater Lorenz sagte, es sollen jetzt alle recht gut sein zu dem Gottfried, da er seinen Vater verloren habe. Und da wurde es ganz ruhig und keiner getraute sich auch nur laut zu sprechen, und auch als die mächtigen Tritte des Pater Lorenz schon lange auf dem Gange draußen verhallt waren, drückten sie sich nur wispernd in den Ecken herum und scheuten sich, den armen Gottfried auch nur durch ein Wort der Teilnahme in seiner Trauer zu stören. Und diese zarte Rücksicht fühlte er im Herzen, wenn er auch den Kopf tief in den Armen verborgen hielt, und sie tat ihm wohl, und zu den bittern Empfindungen des Schmerzes gesellte sich lindernd das stille Glück der Dankbarkeit.

Die Angst, die der Gottfried immer gehabt hatte, sobald etwas in der Schule nicht klappte oder im Konvikt ein Strafgericht über ihn niederging, der Pater Lorenz könnte es dem Vater schreiben,

die Angst war er nun freilich los. Wegen der Tante aber war er überhaupt nicht so besorgt gewesen, denn die Tante war ja gesund, und wenn ihm Unrecht geschehen war — und das kam ja auch jetzt noch hie und da vor, daß er zufällig nichts angestellt hatte, wenn es über ihn herging — wäre ihm nicht einmal etwas daran gelegen gewesen, wenn der Pater Lorenz ihn bei der Tante verklagt hätte, denn die Tante, die wußte es doch gleich von selber, wenn etwas nicht wahr war, was der Pater Lorenz etwa schrieb. Nur das wäre ihm schrecklich gewesen, wenn die Tante auch dort nicht dem Pater Lorenz geglaubt, sondern auf Gottfried gehalten hätte, wo dieser sich nicht ganz schuldlos fühlen konnte.

Und darum hätte er gleich die erste Geschichte mit dem Zaunegger der Tante am liebsten selber geschrieben. Aber das ging doch nicht, denn die Briefe mußten ja alle offen auf den Tisch des Präfekten gelegt werden, und das, was er der Tante zu sagen gehabt hätte, das hätte er ihr doch nicht vor dem Pater Lorenz sagen können. Und als er dann sah, daß der Pater Lorenz von der ganzen Geschichte überhaupt nichts nach Hause geschrieben hatte, da dachte er sich auch das nächstemal — der Gottfried hatte eine gute Rahmsuppe, weil er sie durchaus hätte essen sollen und durchaus nicht essen mochte, unter den Tisch geschüttet — der Pater Lorenz werde auch das nicht der Tante schreiben.

Und der Pater Lorenz schrieb es ihr auch richtig nicht. Denn er war gar nicht so böse, wie er aussah, und wenn er auch immer gleich wetterte und fluchte wie ein Wachtmeister, so trug er doch nichts lange nach, und er machte seine Sachen mit dem Buben gewöhnlich lieber gleich selber ab, als daß er erst den Eltern oder Angehörigen lange Briefe schrieb, denn die Eltern waren weit weg und er hatte alle Schöpfe ganz nahe zur Hand.

Und als einmal der Pater Lorenz dem Gottfried gedroht hatte, jetzt werde er aber endlich doch alles nach Hause schreiben — er hatte den Gottfried und den Schragel gerade erwischt, wie sie zusammen ein Speckwurst aßen — da tröstete der Schragel, der genau in allen Gepflogenheiten und Ueberlieferungen bewandert war, den Gottfried und sagte ihm, der Pater Lorenz schreibe doch immer erst vor den Weihnachtsferien nach Hause. Und als die Zeit nahte, wo der Pater Lorenz seine Berichte darüber, wie die Knaben sich anließen, zu verfassen pflegte, da lag dem Gottfried an dem Berichte über ihn auch schon kein halber Pfifferling mehr. Denn gar bald, nachdem der Vater gestorben war, hatte er einen Brief von der Tante erhalten, in dem sie ihm mittelte, das Gericht habe für Gottfried einen Verwandten seines Vaters — er kannte den Mann nicht einmal — zum Vormund bestellt. Und der habe zwar nach längerem Bitten erlaubt, daß

die Tante auch weiter für die Auslagen von Gottfrieds Studien sorge, obwohl er lieber versucht hätte, ihm einen Freiplatz in einer Militärerziehungsanstalt zu verschaffen, weil doch Gottfrieds Vater und er selber Soldaten gewesen seien; aber er habe sich ausbedungen, daß sich die Tante in Gottfrieds Erziehung nicht weiter einmische, und darum solle Gottfried über alles, was die Schule und das Kloster betreffe, nur immer dem neuen Vormund schreiben, und sie habe auch dem Pater Lorenz mitgeteilt, daß sie von jetzt an nur mehr das Geld hergebe und alles andere den Herrn Vormund angehe.

Der Gottfried fühlte kaum die leise Bitterkeit, die aus diesen Zeilen klang, und verstand eigentlich von dem Ganzen kaum die Hälfte, obwohl ihm die Tante selbst wieder lange nicht die Hälfte von allem, was vorgefallen war, geschrieben hatte. Er hätte es auch kaum begriffen, wenn sie ihm gesagt hätte, daß des Vaters Verwandte auf diesen böse gewesen waren, weil er der Mutter wegen seine Offiziersstelle quittiert hatte, und daß sie die Tante für eine mindere Person und für nicht geeignet hielten, dem Sohn eines ehemaligen Offiziers die richtige Erziehung zu geben, weil sie eine Geschäftsfrau war und keinen Anstand nahm, wenn es not tat, sich selbst zu der Pudel zu stellen und den Kunden Zucker, Kaffee, Schaufeln, Mistgabeln, Schleifsteine, Schiebkarren, Essig, Knoppern, Nägel, Kuhglocken, Messer,

Farben und was sie gerade brauchten und ein Kaufmann auf dem Lande führt, in eigener Person zu verkaufen. Das, was Gottfried von dem Ganzen begriff, war nur, daß die Tante ihn sehr lieb habe, und daß der Pater Lorenz über seine vergangenen und künftigen Missetaten nicht der Tante berichten werde, sondern dem Vormund. Und dem Vormund konnte der Pater Lorenz schreiben, was er wollte. Und in den Ferien, da werde er ja wohl doch die Tante sehen, und da werde er ihr schon alles sagen, und daß er es im Anfange versucht habe, recht brav und ordentlich zu sein, daß das aber durchaus nicht immer gehe. Und das werde die Tante auch gewiß einsehen, wenn er ihr nur erst alles erzählt habe.

So war Gottfried auch dieser Sorge ledig. Dafür aber begann eine andere ihn immer öfter und stärker zu quälen. Wie der Gottfried zu Hause in die Schule gegangen war, da hatten sie einen Katecheten gehabt, der war ein furchtbar ernster und strenger Mann, und hatte sich gar nicht genug daran tun können, den Knaben auszumalen, wie schrecklich die Hölle sei, in die alle die Bösen hineinkommen, und hatte ihnen immer und immer wieder gesagt, sie sollen nur versuchen, sich recht vorzustellen, was das heiße, daß alle diese Qualen ewig dauern, und dabei hatte er versucht, ihnen zu helfen, so gut er nur konnte, und er konnte das in der Tat nicht übel.

„Denkt euch nur," hatte er zum Beispiel einmal gesagt, „einer hat einen Stiefel an, der ihm zu enge ist, und der ihn recht drückt. Und jetzt sitzt er da in der Schule oder in der Kirche, oder sonstwo, wo er den Stiefel nicht ausziehen kann. Oder er sollte dringend hinausgehen und er kann nicht, weil er in der Eisenbahn sitzt und der Zug nicht anhält. Und er glaubt nach einer kurzen Weile, er könne es nicht mehr aushalten, und er kann es schließlich nur aushalten, weil er ja weiß, daß es nicht mehr lange dauert, daß die Kirche oder die Schule aus wird, die Fahrt ein Ende nimmt oder eine größere Station kommt und er sich ja dann von seinen Schmerzen befreien kann. Und jede Sekunde der Qualen und Martern, die er leidet, bringt ihn zugleich ihrem Ende näher. Und nun denkt euch eine unendlich größere Pein, gegen die jene nur ein nichts ist, und denkt euch zunächst, wenn einer wüßte, daß jene Pein nicht ein paar Minuten, sondern daß sie Stunden dauern wird, und nun denkt euch, daß sie Tage, Wochen, Monate, Jahre währen soll! Aber immer sieht er doch noch ein Ende und immer bringt jeder Atemzug ihn diesem Ende näher. Und nun denkt euch ein ganzes Menschenleben, und denkt euch Jahrhunderte und denkt euch Jahrtausende, und denkt euch eine Zeit, so lang als ihr sie gar nicht denken könnt — aber immer hat sie doch einmal ein Ende, und immer führt jeder neue Augenblick

ihn näher und näher zu diesem Ende, und so wird alles, was er erleidet, ihm zugleich zum Troste. Und nun denkt euch dieses Ende weg, denkt euch, daß der Verdammte vom ersten Momente seiner Verdammnis an weiß, daß sie nie aufhören wird! Denkt euch nur, wenn bei einem so kleinen Uebel, wie ein drückender Schuh, eine volle Blase es ist, der tröstende Gedanke an die Erlösung wegfiele, denkt euch, wenn einer wüßte, daß der Schmerz ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen werde — würde er da nicht gleich vom ersten Augenblick an auch schon die ganzen Qualen der Zukunft mitfühlen? Wäre ihm der Gedanke, der sonst jedem so herrlich erschiene, daß er nie zu sterben brauchte, nicht fürchterlich? Würde er nicht schon in der ersten Sekunde seinen Tod herbeisehnen, nur weil der Tod das Ende seiner Qualen wäre? Dort aber gibt es keinen Tod, weil dort das Leben selbst der Tod ist, und darum gibt es auch keine Aussicht, keine Hoffnung auf ein Ende, und darum wird in der Ewigkeit jeder Augenblick selbst wieder zu einer endlosen Ewigkeit."

In so anschaulicher Weise hatte der Pater Engelbert den Kindern die ewigen Qualen der Hölle zu Gemüte zu führen verstanden, so eindrucksvoll, daß die Mädchen ängstlich näher zusammenrückten und einigen von den Buben die Zähne klapperten, als säßen sie schon darinnen in dem Orte der ewigen Schrecken, und einer, der Tschertschin Karl, der

bisher nur im Sommer bloßfüßig gelaufen war, nun auch im strengsten Winter nicht mehr dazuzubringen war, Schuhe anzuziehen, und lieber fror, daß seine Füße rot und blau wurden, was ja doch wieder aufhörte, wie er nur in der warmen Stube saß, als daß er Schuhe angezogen hätte, bei denen er immer daran hätte denken müssen, wie es wäre, wenn er sie am Ende in Ewigkeit nie mehr von den Füßen brächte.

Der Gottfried hatte nicht übel über den Tschertschin Karl gelacht. Der hätte es, wenn er schon die Hölle so fürchtete, doch leicht gehabt, meinte damals der Gottfried. Der Tschertschin Karl aber, der wußte das offenbar besser. Er war nach wie vor der schlimmste Bube von allen geblieben, der erste auf der Gasse und der letzte in der Schule. Er wußte genau, wie man aus Weidenzweigen Pfeiferl und aus Schilfrohr Blasinstrumente machte und aus Holunderholz Schießwerkzeuge und aus einer Dachschindel eine Armbrust und aus ein paar Holzspänen einen Drachen und aus einem Lederriemen eine Schleuder, wie einst der David sie hatte, als er den Goliath erschlug, und aus altem Papier krachende Kleschen und Böller und zierliche Schiffe, die man nach einem Regen gar stattlich in den Pfützen und Rinnsalen dahinfahren lassen konnte. Und bei allen Spielen der Gassenjungen war er der Anführer und kannte alle seit altersher überlieferten heiligen Ge-

setze, die da zu beobachten waren, und er war der lebende Kalender des Spieljahres. Er wußte, wann die Bälle hervorzuholen seien und wann die Pinzgerhölzer, und wann die Zeit sei, „Räuber und Schandar" zu spielen oder mit hölzernen Schwertern und papierenen Federhüten zwei feindliche Heere auszurüsten, und wann man beileibe nichts anders tun dürfe, als mit runden Kieseln nach aufrecht gestellten Ziegelsteinen werfen, daß sie umfielen. Und im Winter, da konnte er einen Schneemann machen und auf der Schleife dahinsausen oder sich mit einem langen Stachelstock auf seinem kleinen Stehschlitten auf den gefrorenen Wegen vorwärts schieben wie keiner. Das mit dem Schleifen und Schlittenfahren hatte freilich sein Ende gefunden, seit er keine Schuhe mehr anziehen wollte. Aber in der Schule blieb er nach wie vor derselbe. Da wußte er nichts und da lernte er nichts und da wollte er auch nichts wissen und wollte er auch nichts lernen, und gewiß die halbe Schulzeit mußte er draußen auf dem Fußboden knien, weil er einen Hirschkäfer mitgebracht hatte, von dem er die Buben zwicken ließ, oder eine Blindschleiche, mit der er die Mädchen in Schrecken setzte, oder weil er sonst einen Unfug getrieben hatte. Durch keine Strafe aber und durch keine Furcht vor der Hölle ließ er sich von etwas abbringen, das ihm offenbar ganz besonderen Spaß machte, beim Nachhausegehen sich an irgend eines der größeren Mädchen

heranzuschleichen und ihm mit jähem Rucke von rückwärts die Röcke in die Höhe zu schwingen.

Der Gottfried hatte zwar mit dem Tschertschin nie umgehen und überhaupt nie mit den Jungen auf der Gasse spielen dürfen. Aber jetzt fielen ihm manchmal die Stiefel des Tschertschin ein, und das Bild, das der Pater Engelbert von der Hölle entworfen hatte, begann jetzt für ihn Leben und Bedeutung zu gewinnen. Früher, da hatte er gar nie daran gedacht, daß er einmal in die Hölle kommen könnte, und darum kümmerte es ja ihn auch gar nicht weiter, wie lange die Qualen der Hölle dauerten, und was das eigentlich heiße, sie seien ewig. Aber nun fing die Sache doch an, ihm näher zu gehen, und die Keime, die der Katechet in die jungen Herzen gesäet hatte, gingen bei ihm auf und schossen in die Halme. Und wenn er nun so nachdachte, so wurde es ihm immer klarer, daß er auf dem richtigen Wege zur Hölle war, und daß, wenn er jetzt plötzlich stürbe, er unfehlbar der höllischen Verdammnis für alle Ewigkeiten verfallen müßte.

Da erfaßte ihn oft eine furchtbare Angst und er nahm sich vor, er werde sich bessern. Aber jeden Tag kam etwas andres dazwischen, das ihn hinderte, den Anfang zu machen, und da fiel ihm der Spruch ein von den guten Vorsätzen, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert sei, und er wurde noch zerknirschter. Und wie er nun anfing, mehr auf sich

zu achten, da gewahrte er Fehler und Sünden, wo er früher gar keine bemerkt hatte. Vor allem kam er auf einmal zur Erkenntnis, daß er noch gar nie richtig gebetet hatte — und daß er gar nicht richtig zu beten vermochte.

Er hatte immer seine Gebete schön hergesagt, wie er sie gelernt hatte, und hatte dabei ein recht andächtiges Gesicht gemacht, und sich auch eingebildet, daß er ganz andächtig sei, nur weil er unterließ, an andere Dinge zu denken. Aber hatte er jemals dabei etwas empfunden, hatte er jemals dabei etwas gedacht, was ein innerer Widerhall der Worte gewesen wäre, die seine Lippen bewegten? Mit Schrecken mußte er sich sagen, sein Gebet sei immer nur ein Lippengebet gewesen! Und da er jetzt versuchte, es anders zu machen, in Wahrheit etwas zu denken und zu fühlen bei seinem Gebete, mit Andacht, mit Inbrunst zu beten, da sah er mit seinem kleinen Gehirnchen gar bald, daß er nie über eine Umschreibung der Worte des Gebetes hinaus kam, und daß das, was er empfand, immer nur die Furcht vor der Hölle und niemals die Liebe zu Gott war. Und wenn er sich noch so hartnäckig das Gegenteil selber vorsagte und einzureden suchte, rief ihm schließlich immer wieder eine innere Stimme zu: Es ist ja nicht wahr, du redest dir das ja alles nur vor, du empfindest ja nichts, du liebst ja Gott nicht einmal.

„Lieber Gott," so fing ein Gebet an, das man ihn gelehrt hatte. „Ja," sagte er sich, „ich habe dich ja lieb, und ich glaube ja, daß du Gott bist!" „Nein," schrie es in ihm — es ist nicht wahr — was hast du lieb? Was glaubst du?" Und nun gab er sich alle erdenkliche Mühe, Gott wirklich lieb zu haben, und plötzlich gelang es ihm auch und er wußte, daß er nun Gott unsäglich liebe. Aber nicht lange währte der Trost, den ihm das gab, und mit einem Male kam er sich auf seine Winkelzüge. Er hatte sich Gott genau so aussehen gedacht wie den Vater, und da war ihm gleich die Liebe zu Gott gekommen. Aber da hatte er ja doch nur den Vater lieb gehabt und nicht Gott! Und da wuchs seine Angst und er sagte sich, wenn er sich so abends vor dem Einschlafen mit seinen Gedanken abquälte, er gehöre zu den ganz Verworfenen, weil ihm sogar die Liebe zu Gott fehle.

Und einmal wurde er wach in der Nacht mit einem brennenden Schmerz im Halse, und einer der Knaben, nur wenig älter als er, der war erst vor ein paar Tagen aus der Schule ausgeblieben, und da hieß es auch nur, er habe Halsweh bekommen, und ein paar Tage darauf war er tot gewesen und sie hatten ihn alle hinausbegleitet zu dem kleinen Friedhof, an dem einst Gottfried im Postwagen vorbeigefahren war, und dort war er begraben worden. Und das wußte der Gottfried recht gut, daß es eine

solche Krankheit gebe, bei der einem zuerst der Hals weh tue, und dann glaube man, man müsse ersticken, und zum Schluß ersticke man wirklich.

Und die hatte er jetzt offenbar, denn sein Atem ging schwerer und schwerer, und jetzt bekam er nur noch Luft, wenn er ganz in der Tiefe atmete, und wenn er einen höheren, längeren Atemzug machen wollte, da fühlte er, wie ihm alles anschwoll, so daß er rasch wieder mit seinem Atem in die Tiefe zu kommen suchte, damit er die Luft nicht ganz verlöre und nicht mit dem Atem weder vor- noch rückwärts könne. Da wollte er um Hilfe rufen — aber er brachte keinen Ton aus der Kehle und nur ein heiseres Stöhnen drang an sein Ohr. Da erfaßte ihn eine furchtbare Angst. Aber nicht die Angst vor dem Ende war es, das er unmittelbar vor sich sah, sondern die Angst vor dem, was nach dem Ende kam.

So wälzte er sich fiebernd in seinem Bettchen und versuchte es nochmals mit dem Beten. Denn das wußte er genau, denn auch das hatte der Pater Engelbert die Knaben gelehrt, wenn es einem gelingt, in der Stunde des Todes die vollkommene Reue zu erwecken, dann fliegt seine Seele geraden Weges in den Himmel hinein, und was immer er im Leben gesündigt hat, wird ihm im Tode vergeben. Aber wie sich Gottfried auch mühte und und wand und drehte, er kam doch nicht über die unvollkommene Reue hinaus, und wenn er sich jetzt

vorsagte: „Ich bereue alle meine Sünden, weil ich durch sie Gott beleidigt habe“, sagte ihm sein Verstand immer wieder unerbittlich: „Nein, du bereust sie nur, weil dir jetzt die ewigen Strafen der Hölle winken.“

Da durchflog ihn auf einmal ein rettender Einfall. Ach, wie gut war's doch, daß er in der Schule immer so acht gegeben hatte und alles noch wußte, was der Herr Katechet gesagt hatte. In der Not, da könne der Mensch ein Gelübde ablegen, hatte der gesagt, und Gott etwas versprechen für den Fall, daß dieser ihm helfe. So hatte er es gelernt, und jetzt war er in der Not, vor sich den Tod und ewige Qual, und wenn er nur erst älter werde, dann werde er es schon lernen, nicht mehr zu sündigen oder seine Sünden wahrhaft zu bereuen. Und da dachte er nach, was er Gott geloben und aufopfern könne, und da fiel ihm endlich etwas ein, und er gelobte in der kindlichen Einfalt, die bei ihm gar seltsam Hand in Hand ging mit einem über alles grübelnden Verstand, daß, wenn er jetzt nicht sterben müsse, sondern wieder gesund werde, daß er dann drei Tage lang gar nichts anstellen wolle.

Und er wurde wieder gesund. Das Atmen fing an, ihm weniger Mühe zu machen und wieder mehr von selbst ohne besondere Ueberwachung zu gehen, und da schlief er auch bald ein. Und als er in der Frühe — ach immer so schrecklich früh in der Frühe!

— von dem lauten Mahnruf des alten Dieners: „Wünsch guten Morgen, aufsteh'n, meine jungen Herren! Halb sechs Uhr ist's!" erweckt wurde, da war er nur so schrecklich matt und fühlte solche Trockenheit im Halse. Und als die Stiefel des Pater Lorenz sich nahten, da wollte er sich erheben, aber er konnte sich gar nicht aufrichten, und als dann der Pater Lorenz hereinkam und dröhnend die Schlafstellen entlang schritt, zu sehen, ob auch der Morgengruß des alten Dieners von den jungen Herren beachtet worden sei, da wollte der Gottfried sagen, daß er krank sei, aber er konnte nur die Lippen bewegen und brachte noch immer keinen Ton heraus.

„Na, was ist's?" sagte der Pater Lorenz, vor Gottfrieds Bett stehen bleibend, „wird der Wunderlich heute gar nicht aufstehen? Alle sind schon auf, nur der Wunderlich liegt noch im Bett!" Und wirklich kribbelte und sumste es schon zwischen den Betten herum, der Eine nahm gerade ein frisches Hemd aus seiner Lade, weil heute Donnerstag war und jeden Donnerstag und Sonntag die Hemden gewechselt werden mußten, der Andere kroch in seine Pantöffelchen, und jeder sputete sich, und ein Paar standen sogar schon beim Waschtisch, und der Gottfried hörte, wie das Wasser aus den offenen Hähnen prasselnd und dröhnend auf das große blecherne Becken niederfiel, und einer, der bürstete gerade mit einer recht steifen Zahnbürste an seinen Zähnen

herum, daß den Gottfried fast die seinigen zu schmerzen anfingen. Aber aufstehen konnte er doch nicht und sagen auch nichts, und so gab er dem Pater Lorenz nur durch Zeichen zu verstehen, daß er krank sei, indem er auf seinen Hals deutete und ein paarmal den Mund auf- und zumachte, als ob er reden wollte.

Da trat der Pater Lorenz näher heran. „Fehlt dir was?" Ja, nickte der Gottfried. „Hast du Schmerzen?" Ja, nickte der Gottfried, auf den Hals deutend. „Im Hals?" Ja, nickte der Gottfried. Da waren die andern Knaben aufmerksam geworden und reckten die Hälse und hörten auf zu waschen und zu schaben und was sie gerade taten, und drängten sich ganz nahe, alle um Gottfrieds Bett. Aber „marsch, marsch" sagte der Pater Lorenz, „was gibt's da zu gaffen? Schaut lieber, daß Ihr endlich fertig werdet! Vorwärts!" Und dann sagte er dem Diener, der Gottfried müsse in das Krankenzimmer gebracht werden und der Arzt müsse geholt werden. Und da holte der alte Diener zuerst den Hausknecht, und dann nahmen sie Gottfrieds Bett und hoben es auf und trugen es, wie es war, samt ihm davon über den Gang durch einen großen Saal, der ganz mit Zeichenvorlagen behängt war. Das war der Saal, in dem die Klosterzöglinge immer gemeinsam ihre Mahlzeiten einnahmen und wo sie ihre Zeichenstunden hatten. Und dann trugen sie das Bett mit

Gottfried wieder über einen langen Gang, bis sie in ein großes Zimmer kamen, und da stellten sie das Bett und den Gottfried einfach hin. Und dann gingen sie davon.

Und nach einer Weile, da kam ein kleines, altes, verhutzeltes Männchen in einem schwarzen, verschlissenen Röckchen und einem schwarzen, verschossenen Samtkäppchen mit schlürfenden Schritten hereingerutscht, und das wußte der Gottfried schon, das war der Krankenwärter. Und der sah den Gottfried nur an und dann nickte er auch schon mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er ganz genau wisse, was ihm fehle. Und dann ging er hinter eine spanische Wand und kam gleich mit einem schwarzen Mäntelchen und einem schwarzen Hütchen bekleidet wieder hervor und dann ging er humpelnd und schlürfend eilig zur Türe hinaus, denn er hatte offenbar auch noch andres zu tun, als auf kleine Jungen Acht zu geben, die krank wurden, und so ließ er den Gottfried vorläufig einmal allein liegen in dem großen weißgetünchten Zimmer, das er noch nie gesehen hatte.

Da stand gar nichts darinnen als ein riesiger Kachelofen, den ein hölzernes hohes Gitter umgab, und die spanische Wand, hinter der offenbar der Alte seine Behausung hatte, und ein großer Tisch, und nur in einer Wandnische da lehnten noch einige riesige, tiefschwarze Stiefel mit ungeheuren Stiefelhölzern. Die kannte der Gottfried schon genau, denn

die hatte er schon oft des Morgens über die Gänge schleppen sehen, wenn der Alte mit ihnen aus der Türe, die zum Herrn Direktor führte, herauskam, oder bevor er dort verschwand. Und sonst war nichts da in dem großen, weißen Zimmer, und kein Laut war zu hören als das langsame Ticken einer Uhr, die hinter der spanischen Wand ihre Zeit verticken mußte, einen Tag wie den andern.

Und als der Gottfried die Uhr so gleichmäßig ticken hörte, da fiel ihm wieder die Ewigkeit ein, und wie er auf die großen, tief schwarzen Stiefel des Herrn Direktors hinblickte, da mußte er auf dem Umweg über den Tschertschin Karl wieder an die Hölle denken. Und da wurde ihm wieder so bange und so ängstlich zu Mute und da fiel ihm das Gelübde ein, das er in der Nacht gemacht hatte, und er wiederholte es nochmals, und weil die Zeit gar so langsam verging, so legte er es noch ein drittesmal ab und nahm sich fest vor, es ganz gewiß zu halten, wenn er nur wieder gesund würde.

Und die Uhr tickte fort, und Gottfried lag noch immer allein. Da hörte er auf einmal ein Trappeln wie von vielen Schritten und jetzt wußte er, das war von der Kapelle herüber, die an den Gang draußen anstieß. Und da wurde es ihm gleich leichter und er kam sich nicht mehr so vereinsamt vor, weil er wußte, daß da drüben seine Kameraden und die Studenten alle beisammen waren. Und da fühlte

er sich auch gleich wieder wohler. Und dann hörte er das kleine Glöckchen des Ministranten, der, da er mit dem Priester eintrat, zweimal schellte, und dann die Orgel und dann das Singen von Allen, das laut herüberhallte. Und da er die Lieder schon kannte, hatte er doch selber bei ihnen immer mitgeschrieen, so laut er es vermocht hatte, so wußte er auch immer genau, was jetzt gerade dort unten geschah.

Und da fiel ihm ein, daß er ja jetzt die Messe mit anhöre, so als wäre er dabei, und wenn er gleich den Anfang machen wolle mit der Besserung oder gar mit den drei Tagen, so müsse er jetzt auch andächtig der Messe folgen. Aber so sehr er sich auch mühte, er konnte das nicht so zustande bringen, wie er fühlte, daß es eigentlich sein müßte, wenn es das Richtige sein sollte, und so gab er es wieder auf und tröstete sich damit, daß er ja noch krank daliege und sein Gelübde erst zu erfüllen habe, wenn er aller Gefahr entronnen und wieder gesund geworden sei.

Und dann sangen sie auch heute so traurige Lieder, die ihn nur noch ängstlicher machten! Denn heute war offenbar eine Trauermesse. Jetzt sangen sie gerade da drüben:

„Der Gang zur E—e—ewigkeit ist schwer,
Wo nehm' ich Pilger Krä—ä—ä—ä—äfte her?"

Er wollte aber noch gar nicht zur E—e—ewigkeit

gehen! Er war noch so jung! Er hatte noch Zeit. Das war eigentlich recht rücksichtslos, daß sie das gerade heute sangen, wo er, auf den Tod krank, daneben lag! Und es gab doch auch so lustige Kirchenlieder. Da war eines, das hatten sie an dem Tage des Schutzpatrones — damals hatte sein Vater, der auch so geheißen hatte, noch gelebt — gesungen, da hatte der Student, der die Orgel spielte, nach dem Refrain „Dein Vatername Leopold“ nach jeder Strophe zuerst so etwas Lustiges gespielt: „tia, tia, tia, ti—tititititititi!! — so lustig, daß dann der Geistliche, der die Inspektion hatte, — ein strenger, verdrossener junger Mann, der von auswärts gekommen war — es ihm mitten im Liede verboten hatte. Und die Größeren sagten doch dann alle, daß das immer so gespielt worden sei. Und was für schöne Lieder gab es Nachmittags an Sonn- und Feiertagen in dem „Segen“! An die wollte er denken! Da war eines:

„O Mutter, mit dem Himmelski—inde,
Das je—des Leiden uns versü—üßt,
Das u—ns erlöst von Tod und Sü—ünde,
Sei ho—lde Mutter uns gegrüßt,
Sei holde Mu—tter uns gegrüßt!“

Und dann war eines, das hatte dem Gottfried Anfangs ganz gut gefallen, dann aber gefiel es ihm auf einmal gar nicht mehr, denn da sang hinter ihm der Steiglehner immer ganz deutlich als Reim

auf heilige Anfangsworte:

„Der Schragel ist abscheulich,
Der Wunderlich ist auch nicht schön,
Können miteinander gehn."

Aber das liebste war ihm immer gewesen, weil das so lustig klang:

„Mutig, mutig, ba—ald erru—ungen
Ist der Sieg, verza—age—e ni—icht,
Und hast du dann au—au—ausgerungen — —

nein! das war auch nichts, er wollte nicht ausringen, jetzt nicht — später einmal — vielleicht! Und rasch fing er im Geiste wieder ein andres Lied an, und so fort, bis die Messe zu Ende war, und alle sich geräuschvoll erhoben und über die Bretter, die der Kälte wegen gelegt worden waren, hinaustrabten, daß es nur so hallte, und dann wieder alles ruhig wurde.

Da hörte er endlich draußen den humpelnden, schlürfenden Schritt des Alten und daneben ein eiliges Trippeln und ein lautes Schnauben. Und die Tür ging auf und ein freundlicher, dicker Herr kam, noch schnaufend und keuchend vom Treppensteigen, herein, und hinter ihm her rutschte behende der alte Krankenwärter, und rasch war der in seinem seltsamen Bau verschwunden und gleich darauf ohne Mantel und Hut mit seinem schwarzen Samtkäppchen wieder hervorgekommen, und bis der Doktor zum Bette getrippelt war, stand er auch schon an seiner Seite.

„Flecken!“ krächzte der alte Krankenwärter, und „drei Wochen“ setzte er halb vor sich hinmurmelnd dazu. Und der Doktor fühlte Gottfried den Puls und ließ ihn den Mund aufmachen, und so wie der Alte gleich gewußt hatte, daß er einen Löffel habe bereit halten müssen, wußte der Gottfried auch gleich, daß er jetzt, da ihm der Doktor den Löffel in den Mund steckte, „A“ sagen solle, aber er brachte kein „A“ und keinen andern Laut heraus. Und dann sah der Doktor flüchtig auf Gottfrieds Hände und auf seinen Hals und seine Brust, und dann sagte er auch „Flecken, drei Wochen“. Und dann schrieb er dem Gottfried eine Medizin auf und sagte, daß er nichts als klare Suppe und Apfelkompott bekomme, und dann trippelte er keuchend und schnaufend davon.

Nun wußte es also der Gottfried, daß er in drei Wochen wieder gesund sein werde und daß er diesmal der Hölle noch glücklich entronnen sei, und drei Wochen gehen ja bald vorüber. Und sie gingen auch vorüber, die erste ein bischen langsam, und die andern dann immer schneller und schneller. Denn da kriegte er dann Gesellschaft von einem Knaben, der auch die Flecken hatte, aber nur viel schwächer als der Gottfried, und der war in ein paar Tagen schon so weit, daß er, wenn der Alte nicht da war, aus dem Bett kroch; und dann zog er ein Paar von des Direktors Riesenstiefeln an, in die er ganz hineinversank, und der Gottfried mußte auch ein

Paar anziehen, und die Stiefelhölzer nahmen sie als Schwerter, und das Holzgitter um den Kachelofen war die Burg des Einen und die spanische Wand vor dem Bett des Krankenwärters war die Burg des Andern, und da führten sie Kriege miteinander, daß von den Stiefelhölzern nur so die Funken gestoben hätten, wenn die Stiefelhölzer nicht eben von Holz gewesen wären. Und das war doch viel lustiger als bei den Studien und in der Schule sitzen!

Und als nun Gottfried wieder gesund geworden war und wieder in seine Abteilung einrückte, da ging alles genau so fort, wie es vorher gegangen war. Zuerst tat er sich so schrecklich leid, weil er nun alles nachlernen mußte, was er versäumt hatte, und da konnte er doch nicht zugleich auch anfangen, brav zu sein und sein Gelübde zu halten. Und weil er, mochte er sich auch noch so viel Mühe geben, den Andern doch nicht so schnell nachkommen konnte, brauchte er die Hilfe seiner Nachbarn bei den schriftlichen Arbeiten in der Schule jetzt doppelt, und konnte sich nicht lange darum kümmern, daß das, was er machte, ein Betrug sei.

Und so kam es, daß Gottfried bei der nächsten Beichte nur noch eine Sünde mehr zu beichten hatte, daß er nämlich ein Gott gemachtes Gelübde nicht gehalten habe. Diese Beichtgänge, zu denen mehrmals im Jahre alle verhalten wurden, sie hätten ihm ja eine Erlösung von den Martern, die ihn oft

quälten, sein können. Aber sie wurden ihm nur selbst zur Marter, weil er sich immer sagte, daß ja doch alle Mühe vergeblich sei. Was nützte es ihm, daß er strenge nach allen Fehlern und Missetaten, vom Lügen und Abschreiben angefangen bis zu den geringsten Nichtigkeiten, wie daß er die Kleider an manchem Abend nur ungeordnet über den Stuhl hinwarf, sein Inneres durchforschte, was half es, daß er es glücklich zu Stande brachte, alle seine Sünden um der drohenden Hölle willen zu bereuen, welche Reue, wenn auch nur „unvollkommen“, doch für eine ersprießliche, reinigende Wirkung seines Sündenbekenntnisses genügend gewesen wäre — fehlte doch noch immer das letzte, das unerläßliche, dessen Mangel seine ganzen Anstrengungen zunichte machte! Er sollte einen „ernsten Vorsatz zur Besserung“ fassen und sich fest vornehmen, „jede Sünde und jede Gelegenheit zur Sünde“ zu meiden!

Wie konnte er sich denn das vornehmen — wußte er ja doch, daß er es nicht halten werde, nicht halten könne, und daß darum, wenn er sich tausendmal vorsage, er wolle es, das doch nicht wahr sei, daß er es wolle. Wenn ihm einer einen Knuff gab, so mußte er ihn ihm doch zurückgeben! Und er brachte es gewiß nicht zusammen, alles zu tun, was in den Statuten befohlen war und alles zu unterlassen, was in ihnen verboten war! Und wenn er etwas angestellt hatte oder ein anderer etwas

angestellt hatte, und er wurde darnach gefragt, so konnte er es doch nicht zugestehen und sich oder einen andern angeben, und so wußte er, er werde auch ganz gewiß wieder lügen, wenn es ihm notwendig scheine. Und daß er in der Schule wieder abschreiben werde, das erschien ihm geradezu ein Teil der allgemeinen Weltordnung zu sein: er wäre ja sonst am Ende gar durchgefallen, und dann wäre es ihm gegangen, wie dem Herrn Rauscher, und am Ende hätte sein Vormund das gar benützt, ihn in eine Militärschule zu stecken. Und zu der hatte er nun einmal gar keine Lust. Und so blieb jedesmal nichts übrig, als Alles bis zum nächsten Beichtgange, also ein paar Monate lang, beim Alten zu lassen, und sich dann immer wieder einmal vom neuen zu quälen, ob ihm nicht vielleicht das, was ihm früher nie gelungen war, nun doch gelänge.

Siebentes Kapitel.

Ueber all den Sorgen und Kümmernissen und all dem, was doch wieder dazwischen lag, verstrich das Jahr, Gottfried wußte selber nicht recht wie. Am langsamsten war ihm wohl die Zeit zu Weihnachten und zu Ostern vergangen, denn da waren all die Andern nachhause gefahren und nur er allein hatte dableiben müssen, und da war ihm recht bange geworden, wenn er so allein herumging in den

leeren weißen Sälen und den hallenden Gängen und den verödeten Höfen. Er durfte zwar hinaus aus den Klostermauern, wohin er wollte, und nur zu seinem einsamen Mittags- und Abendbrot mußte er nachhause kommen, und wenn er nicht gekommen wäre, wäre es vielleicht auch recht gewesen.

Er hatte überhaupt keine Lust, weit hinauszuschauen vor das mächtige Tor, bei dem sonst seine Welt ihr Ende hatte. Denn in den Weihnachtstagen, da fielen unaufhörlich die weißen Flocken vom Himmel, daß er bei einem schüchternen Versuch, den er machte, eine kleine Entdeckungsreise anzutreten, fast ganz in den weichen Massen versunken wäre, die allenthalb die Erde bedeckten. Und in den Ostertagen, da fiel gerade wieder ununterbrochen der Regen nieder, daß er es erst gar nicht darauf ankommen ließ, wie es ihm draußen ergehen würde. Da hatte er sich hinter einen alten Diener gesteckt, der hatte die Schlüssel zu der Studentenbibliothek. Das wußte er schon, wenn er nur erst um ein paar Klassen weiter oben sein würde, da durfte er dann auch mit den andern Studenten dort hingehen und sich von den vielen Büchern, die dort standen, etwas zum Lesen aussuchen. Da gab er nun von dem Taschengeld, das ihm die Tante geschickt hatte — denn darauf vergaß sie nicht, seinen kleinen Vorrat von Zeit zu Zeit zu ergänzen und zu erneuern — einen Teil dem alten Diener, daß er ihn hinein-

lasse zu den Büchern und er sich auf diese freilich etwas eigenmächtige Art ausleihen könne, was er mochte.

Gab es da Bücher! Freilich nicht so viele, als dort oben in den großen Sälen, von denen man hinaussehen konnte auf das Tal und die Berge, und wo der andere Diener, der Ferdinand, mit strenger Miene seines Amtes waltete. Aber der hätte ihn gewiß gar nicht hineingelassen und ihm schon gar nicht erlaubt, sich etwas mitzunehmen von den Schätzen, die er bewachte, und wenn der Gottfried noch so heilig geschworen hätte, daß er recht Acht geben und Alles wieder zurückbringen werde. Und hier waren ja auch Bücher in Menge, viel mehr, als er in seinem ganzen Leben hätte auslesen können. Und er brauchte sich gar nicht einmal zusammenzunehmen, daß er die Bücher nicht in Unordnung brächte, denn weil sich an den Bibliothekstagen jeder herausnehmen konnte, was er wollte, und das dann immer nur wieder hineingesteckt wurde, wo gerade Platz war, so war ohnehin alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Und was es da alles für Bücher gab! Alle so ganz anders, als die der Pater Engelbert immer den Kindern geliehen hatte! Natürlich, das waren ja doch auch Bücher für Studenten, dachte der Gottfried, drum mußte es ja so sein.

In Wahrheit freilich war die Sache so, daß,

was man in der andern Bibliothek nicht mehr hatte brauchen können, hieher gegeben worden war, und daß die Bibliothek sich aus den Büchern ergänzte, die der oder jener ihr einmal schenkte, oder die aus dem Nachlasse der Geistlichen ausgeschieden wurden, weil man sonst nichts mit ihnen zu machen wußte. Da fand Gottfried freilich die seltsamsten Sachen, und je seltsamer sie ihm schienen, desto mehr war er auf sie erpicht. Das eine oder anderemal erwirkte er sich es gar von dem alten Diener, daß der, wenn er gerade keine Zeit hatte, lange zu warten, Gottfried auf ein paar Stunden bei den Büchern einsperrte, und im übrigen schleppte sich Gottfried einfach das nachhause, was ihm besonders interessant vorkam.

Daß nun alle Bücher, die er auf die Art durchsah oder gewissenhaft durchstudierte, sonderlich passend für ihn oder für jüngere Knaben überhaupt gewesen wären, das hätte man gerade nicht sagen können, und gar oft verstand er überhaupt fast nichts von dem, was er las. Aber ihm verging die Zeit, und manchmal fand sich's doch, daß er zufällig etwas erwischt hatte, was er begreifen konnte und was ihn interessierte, oder er stieß auf ein Wort oder einen Satz, worüber er in seiner Art spintisieren und sich die verdrehtesten Gedanken machen konnte.

Freilich zu Fasching und zu Pfingsten, wo auch eine kurze Ferienzeit das Schuljahr angenehm unter-

brach, da brauchte er die willfährige Hilfe des alten Dieners nicht, denn da war er nicht der Einzige, der im Kloster zurückblieb, und da gab es vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht einen Augenblick, wo ihm Zeit geblieben wäre, ein Buch auch nur anzusehen, weil da alle sich der seltenen ungezügelten Freiheit gemeinsam in wechselnder Eintracht und Zwietracht erfreuten.

Und nun kam der Sommer und endlich die Zeit, von der alle schon das ganze Jahr geträumt und gesprochen, und die sie um so heißer und inniger herbeigesehnt hatten, je näher sie rückte, die Zeit, wo Schulbücher und Schulhefte weggeworfen oder doch zur Seite gelegt werden konnten, wo es zwei Monate lang keine Schule, keine Studien, keine Professoren, keine Statuten, keine Bücher gab, wo alle, alle heimreisen konnten, zurück in die herrliche Freiheit der Kinderjahre, wo wieder die liebe Mutter zärtlich für sie sorgte und ängstlich wachte, daß ihnen ja nichts fehle und abgehe, und auch des Vaters strengere Hand sich nicht mehr so straff zusammenziehen wollte, da ja die wiedererstandene Herrlichkeit, die erst jetzt in ihrem ganzen Glanze gewürdigt wurde, doch nur eine kurze Spanne währte und man in den Ferien schon manches hingehen lassen konnte, was sonst wohl kaum ungerügt und ungeahndet geblieben wäre.

Wenn so die andern bei den gemeinsamen Spa-

ziergängen, die seit Beginn der schöneren Jahreszeit allabendlich unter Führung eines der Präfekten durch Feld und Flur unternommen wurden, von nichts als von den kommenden Ferien sprachen, und sich erzählten, wie gut es jeder zuhause habe, und Pläne auf Pläne türmten und ratschlagten, wo sich etwa der eine und der andere, die einander besonders gut leiden mochten, einmal treffen könnten, da hatte wohl auch den Gottfried eine mächtige Sehnsucht ergriffen, aber sie irrte so ins Ziellose und Ungewisse hinaus. Ein Vaterhaus gab es ja nicht mehr für ihn!

Wie der Vormund wohl war? Gewiß recht finster und strenge, und wohl auch auf ihn erzürnt, weil er es auf den Vater gewesen war. Die paar Briefe wenigstens, die er von ihm erhalten hatte, da er auf Wunsch der Tante an ihn geschrieben hatte, waren kurz und fast barsch gewesen. Aber vielleicht war er nun einmal nicht anders. Ach, wenn Gotttfried nur zur Tante durfte! Sein ganzes Herz zog ihn hin zu der alten Frau, alles was er an Liebesbedürfnis und Liebessehnsucht in sich trug, häufte er auf sie, und jedes Wort der Liebe, das er aus ihren spärlichen Briefen, die sichtlich die eigene Empfindung nur mühsam zurückhielten und verschleierten, herauslesen oder herausfühlen konnte, sog er voll Seligkeit in sich und bewahrte es treu in der Erinnerung.

Und näher und näher kam die herrliche, die ersehnte Zeit, und auch ihm ward die ängstlich erwartete Entscheidung. Wieder rief ihn eines Tages — es war schon Abend, gerade vor dem Schlafengehen — der Pater Lorenz zu sich, und wieder war er mit ihm recht freundlich und beinahe zärtlich, wie damals, als er ihm die schmerzliche Nachricht vom Tode des Vaters eröffnet hatte. Aber der Gottfried bekam darum noch keine Angst. Denn der Pater Lorenz war jetzt überhaupt immer viel freundlicher mit ihm, seit er den Verdacht loshatte, der Gottfried sei ein kleiner Streber und bilde sich ein, ein besonders braver Bub zu sein. Denn das konnte er nun einmal gar nicht leiden, und da hatte er wohl so unrecht nicht damit. Und in der Schule, da konnte der Gottfried seine Sachen jetzt so ziemlich, und bei den schriftlichen Lateinarbeiten, da machte er jetzt auch meistens nur wenig Fehler, seit ihn der Schragel durch seine Hilfe in eine bessere Gesellschaft gebracht hatte, von der sich was Vernünftiges sehen und lernen ließ, und so vorsichtig war er schon, daß ihn der Pater Lorenz nie beim Hineinschauen erwischte, und so klug, daß er mit seinen scharfen, klaren Augen immer von denen abschrieb, die vor ihm saßen, und nur hie und da, der Vergleichung halber, bei den Nachbarn zur Rechten oder Linken hineinsah, da es dem Pater Lorenz ja doch hätte auffallen können, wenn er

immer dieselben Fehler gemacht hätte, wie die. Und mit der Zeit lernte er schon selber, an die richtigen Regeln denken, und wenn er sah, daß sein Vordermann etwas gefehlt hatte, dann schrieb er ihm, was er meinte, auf ein Zettelchen auf, und warf es ihm hinüber, wenn der Pater Lorenz gerade nicht hersah; und dem Schragel, dem mußte er jetzt auch manchmal Hilfe senden, ganz so, wie der sie ihm geschickt hatte, denn auf die Nachbarn war halt auch nicht immer der rechte Verlaß, und oft hatten die selber alle mit einander schlecht und nachlässig gearbeitet. Und als auf diese Art einmal das tückische Schicksal beide, den Schragel und den Gottfried, nach rückwärts geworfen hatte, da hatte sich der Gottfried recht Mühe gegeben, und da war es ihm sogar gelungen, daß er selber sich und den Schragel wieder nach vorwärts brachte. Aber furchtbar unheimlich war ihm das doch gewesen, und wenn er auch damals vom Pater Lorenz sogar einen recht schönen Apfel bekommen hatte, weil er sich wieder hinaufgearbeitet hatte, so ließ er es doch lieber nicht mehr darauf ankommen, und plagte sich lieber ein bißchen mehr mit beidem, dem Abschreiben und dem Selbstdenken.

Unter solchen Umständen waren er und der Pater Lorenz eigentlich ganz gut Freund geworden, und es fiel ihm gar nicht auf, als der ihm nun wieder wie damals den Kopf streichelte und ihn nicht

mit seinem Zunamen ansprach, sondern Gottfriedel nannte, wie der Knabe es zuhause gewohnt gewesen war. „Ja, mein lieber Gottfriedel,“ sagte der Pater Lorenz, „wir zwei werden halt heuer noch ein bissel zusammenhalten müssen.“ Und da der Gottfried nichts darauf antwortete — was hätte er auch antworten sollen? — sagte der Pater Lorenz, er sei eigentlich jetzt immer ziemlich zufrieden mit dem Gottfried, und wenn der Gottfried so bleibe, werde die Sache ganz gut gehen. Der Gottfried hatte noch immer keine Ahnung, auf was der Pater Lorenz eigentlich hinauswollte.

Da räusperte sich der Pater Lorenz und gab sich einen kleinen Ruck und sagte in seiner gewöhnlichen Art: „Ihr Herr Vormund hat dem Herrn Direktor einen Brief geschrieben, und gebeten, weil er Sie nicht zu sich nehmen kann, daß Sie über die langen Ferien hier bei uns bleiben dürfen.“ „Ja, nimmt mich denn die Tante nicht?“ sagte der Gottfried, dem das Herz fast stille stand, ganz kleinlaut und schüchtern. „Ihre Frau Tante,“ fuhr der Pater Lorenz wieder etwas milder fort, „hat mir selbst geschrieben. Eine sehr achtbare, würdige Dame! Die ließe Sie ja ganz gerne zu sich kommen, aber darüber hat nicht sie, sondern Ihr Herr Vormund zu entscheiden, und der hat es eben anders beschlossen.“

Und da er sah, daß Gottfried nur mühsam die Tränen niederkämpfte, fuhr er, noch um einen

Ton weicher, fort: „Also machen Sie sich nichts daraus, es ist hier auch ganz schön — schau'n Sie, ich muß mein ganzes Leben lang dableiben! — Und die Ferien sind ja nur kurz, blos zwei Monate!“ fügte er wie zum Troste dazu. Und da dem Gottfried jetzt doch die Tränen in die Augen traten, da streichelte der Pater Lorenz dem Gottfried wieder den Kopf und sagte: „Laß's nur gut sein, Gottfriedel! Es wird nicht so schlimm werden. Und weißt, so auf ein acht Tage fahre dann einmal ich nachhause zu meinem Vater, der hat einen großen Bauernhof, und da gibts Pferde und Kühe und alles, und meine Schwester ist auch da, die so kleine Buben ganz gern leiden mag, und da nehm' ich dich mit. Magst? Ja?“ —

Und da schluchzte der Gottfried ein leises „Ja“, und da streichelte ihm der Pater Lorenz nochmal den Kopf, und der Gottfried küßte ihm die Hand und ging schnell hinaus und zog sich eilig aus und legte sich in sein Bett. Und da sah er erst, wie gut es gewesen war, daß ihm der Pater Lorenz das alles vor dem Niederlegen gesagt hatte, denn da konnte er jetzt ganz ungestört noch ein bischen weinen, und auf einmal war er eingeschlafen, er wußte nicht wie. Und am andern Tage, da kam ihm die Geschichte schon nicht mehr so schrecklich vor, und wenn er nicht zur Tante durfte, so war es ihm ein Trost, daß er wenigstens auch nicht zum Vormund mußte.

Als aber nun der große Tag endlich gekommen war und die Diener all die Kofferchen und Koffer in den Hof schleppten und die Knaben alle die Treppen hinabstürmten und unten schon die Wagen standen, und dann alles einstieg und die Kutscher anfingen, mit den Peitschen zu schnalzen, und dann die Wagen, einer nach dem andern, mit ihren Insassen davonfuhren, hier kleine Jungen wie Gottfried, die ausgelassen jubelten und schrieen, dort erwachsenere, und „ganz Große" wie Herr Mo und Herr Rauscher, die es unter ihrer Würde hielten zu zeigen, und es doch nicht ganz verbergen konnten, daß auch ihnen ganz seltsam ums Herz war — da geschah es dem Gottfried doch recht hart.

Eben schickte sich der letzte Wagen zur Abfahrt an, da saß der Schragel mit drei andern darinnen, und der Gottfried war herzugetreten, dem Schragel und einem der Knaben, den er auch näher kannte, Adieu zu sagen. „Fahr mit," sagte der Schragel — „nur ein Stück!" Und die andern, die von Gottfrieds traurigem Ferienlose schon gehört hatten, sagten auch „fahren Sie mit," und rückten zusammen, und da stieg der Gottfried rasch ein, und fort ging's mit den andern zum Tore hinaus und beim „Spital" an dem Heiligen mit dem einen Bein vorüber und am Friedhof vorbei und noch ein gutes Stück.

Und als die Türme des Stiftes schon lange verschwunden waren, da sagte der größte von allen,

weil er doch schon der Gescheidteste war und wegen des überzähligen Insassen auch am wenigsten Platz für seine Beine hatte: „Jetzt ist's aber genug, und jetzt müssen Sie schauen, wieder zurückzukommen." Und da nahm der Große die Pfeife, die er, gleich wie sie beim Tore draußen gewesen waren, hervorgezogen und angezündet hatte, aus dem Mund und stupfte mit der Mundspitze des Rohres gegen den Rücken des Kutschers und rief: „Anhalten!" Und da hielt der Kutscher und der Gottfried dankte allen recht schön und dann stieg er aus und im nächsten Augenblick stand er allein da auf der Straße.

Vom Kloster und vom Orte war nichts mehr zu sehen, nur rund umher kleine Wäldchen und Wiesen und Felder und hie und da zwischen mächtigen Obstbäumen hervorlugend ein einzelnes Bauerngehöfte. Und neben der Straße, da zog sich ein tiefer, ganz mit Schlingpflanzen verwachsener Graben hin, und in den kletterte jetzt der Gottfried hinab, und dann wand er sich unten ein Stück lang durch das Gestrüpp und dann kletterte er an der andern Seite wieder hinauf und lief zwischen den Wiesenrainen und dann an einem buschigen Haag dahin, und dann kam wieder ein Graben, und dann stieg er wieder in den und arbeitete sich da ein Stück fort.

Denn auf der Straße wollte er nun einmal durchaus nicht nachhause gehen, das wäre ihm gar zu traurig gewesen, und vor einem Verirren sorgte

er sich nicht. Ein wenig Orientierung in dieser Welt voll Hügel und Gräben hatte er ja doch von den Spaziergängen her, zu denen sie nicht nur fast allabendlich in der letzten Zeit, sondern auch schon an freien, schönen Nachmittagen des Herbstes und Winters vereinigt worden waren. Und wenn sie da auch vorwärts getrieben wurden, wie eine Heerde Scheffel und nicht rechts und nicht links vom Wege durften und viel miteinander zu schwatzen oder den weisen Gesprächen zuzuhören hatten, die der Geistliche, der mitging, mit ein paar von der Größeren führte, so hatte der Gottfried doch auch eine Menge ersehen und erfragt, und kannte sich schon ein Bisserl aus in der Gegend. Und er hatte ja jetzt Zeit — so viel Zeit! Und als er so fortwanderte mit seinen kleinen Beinen und hie und und da anhielt, umzuschauen, wo ein neuer Graben, ein neues Hölzchen winke, und Acht hatte, daß er nicht doch allzuweit abseits käme, und die Sonne immer höher emporstieg, da sah er erst recht, wie herrlich die Welt sei, in der er nun frei und ungebunden umherlaufen konnte.

Jedes Wäldchen betrat er mit einem leisen geheimnisvollen Schauer, was er da alles entdecken werde, und ob er wohl auch wirklich aus ihm wieder herausfinden werde. Am liebsten aber marschierte er in der Sohle irgend eines Grabens weiter oder in einem Bächlein, das munter über mosige

Steine sprang. Und als er endlich dachte, nun sei es aber Zeit, den Heimweg zu suchen, und sich gerade aus einem Graben herausgearbeitet hatte, da sah er auch schon die Spitzen zweier Türme über eine Wiese herüberblitzen, die ihm gefällig den Weg wiesen zu seinem Mittagstisch.

Und kaum, daß er seinen Imbiß genommen hatte, lief er gleich wieder davon und kam erst am Abend nachhause, und am nächsten Morgen in aller Frühe war er schon wieder draußen. Und so ging es Tag für Tag. Und was ihm an jenem Tage der Matthäus von den Fenstern der Bibliothek aus gezeigt hatte, das konnte er jetzt der Reihe nach aufsuchen und gründlich durchforschen, die „Hofwiese" und den „Calvarienberg" und den „Fasangarten", und auch bis auf den „Gustermoarberg" kam er, und dort stand richtig ein riesiger Baum da, der „Baum mitten in der Welt". Und sogar die Teufelshöhe fand er, nach langem Suchen erst freilich, denn die lag ganz versteckt im Walde, und er begriff ganz gut, daß der Matthäus sich mit der vom Ferdinand nicht hatte schrecken lassen, denn da war wirklich nur ein ganz kleines Mäuerchen, und die Höhle war so klein, daß sich fast der Gottfried hineinzukriechen getraut hätte, und wenn sie schwarz oder verrußt war, so sah man gleich, daß das nur war, weil Besucher dort gern aus im Walde herumliegenden Holz ein kleines Feuer anmachten.

Am besten gefiel es ihm aber doch in der „Pestleithen". Da stand in einer stillen Wiese ein Kapellchen, und am Rande der Wiese, da war wieder ein recht tiefer Graben. Und in dem ging es weit, weit fort, und dann teilte sich der Graben und man hätte nicht sagen können, auf welcher Seite es schöner war. Auf der einen, da gab es so herrliche Tümpel und die überhangenden Lianen waren so dicht, daß sie sich zu ordentlichen Hängematten verschlangen, in die man sich nur hineinzulegen brauchte, und dann wieder bildeten die Blätter der Pestwurz ganze Wälder, durch die der Gottfried kaum durchkommen konnte. Und auf der andern Seite, da ging es hinan, immer höher und höher, und dann noch über einen Abhang hinauf, und dann lag ein Haus da, mitten in einer Wiese, und das war der „Wagner in der Luft". Da sah man weit, weit im Umkreis herum, und wenn die Sonne hell schien, glänzten und glitzten die Wiesen und die Felder und alles lachte nur so vor Schönheit. Nur nach der Seite zu, von wo sich der Graben herabzog, da lag ein großer Wald. Der war aber so groß und so dicht und dunkel, daß sich auch der Gottfried nicht hinein traute. In die „Pestleithen" aber ging er, da er einmal ihre geheimen Schönheiten kennen gelernt hatte, bald wieder, und dann kam eine Zeit, wo er sich überhaupt fast nirgend anders herumtrieb. Das hatte aber seinen ganz besonderen Grund.

Bei der zweiten Forschungsreise, die er dort unternommen hatte, da war es ihm, als er wieder so viel Schönes und Seltenes gefunden hatte, mit einemmale so schwer aufs Herz gefallen, daß er all der Herrlichkeiten sich nur allein erfreuen könne und niemand habe, dem er sie zeigen könne. Und da dachte er nach, wen er wohl eigentlich jetzt da haben möchte an seiner Seite. Und da fiel ihm Anfangs eigentlich niemand ein. Zuerst hatte er sich natürlich den Schragel genannt, aber da hatte er gleich verneinend den Kopf geschüttelt; und dann war ihm ein blasser, stiller Bub eingefallen, der in der Schule schon öfter sein Sitznachbar gewesen war, und den er recht gut leiden konnte, aber der hatte wohl keine rechte Freude an so etwas. Und dann waren ihm auf einmal drei Kinder in den Sinn gekommen, die zuhause öfter in den Garten hatten kommen dürfen, mit ihm zu spielen. Es waren das drei Mädchen gewesen, und er erinnerte sich ganz gut, wie einmal ein alter Herr, der den Vater besucht hatte, ihm, da er ihn auf der alten Stadtmauer, die den Garten nach der einen Seite abschloß, mit seinen drei Freundinnen herumspringen sah, lächelnd zugerufen hatte: „Du hast ja da einen ganzen Harem, du kleiner Pascha!“ Er hatte nur verstanden, daß der alte Herr ihn auslachte, weil er sich mit lauter Mädchen umtrieb und hatte sich einen Augenblick geschämt. Aber kleine Mädchen waren ihm darum

doch die liebsten Spielgenossen geblieben. Denn mit denen konnte er befehlen und artig sein, ganz wie er wollte, und die hörten ihm auch immer viel besser zu, wenn er etwas erzählte oder sonst etwas sagte. Und nun wußte er auch, wen er jetzt am liebsten da gehabt hätte, um an seinen herrlichen Entdeckungen ein andres Wesen sich mitfreuen zu lassen.

Vor seinen Augen stieg plötzlich das Bild der kleinen Seiltänzerin auf, wie er sie damals gesehen hatte im hellschimmernden Kleidchen, und die machte er in seinen Gedanken zu seiner Genossin, ihr alle Zauber des Waldes weisend und sie schützend und bewachend, daß sie nirgends ausgleite und nicht in das Wasser des Baches trete. Und da ihm einfiel, daß sie mit ihrem schimmernden Kleidchen und den silberglänzenden Schuhen doch auf seinen Wegen nicht vorwärts käme, ohne argen Schaden an ihrem Staate zu nehmen, da staffierte er sie im Geiste mit einem roten Röckchen und einer hellen Bluse und festen, schwarzen Stiefelchen aus.

Und wie er nun auf dem Heimweg aus dem verwachsenen Dickicht wieder auf die Wiese heraustrat, da erschrak er ordentlich. Denn dort bei der Kapelle, da lag im Grase ein junges Mädchen in einem roten Röckchen und einer hellen Bluse, gerade so in Größe und Gestalt wie seine erträumte Begleiterin, und nette, schwarze Stiefelchen, wie er sie sich gedacht hatte, die hatte sie auch an. Als er nun näher kam,

da sah er natürlich, daß es nicht seine Schöne war, die dort saß, aber ein liebes, hübsches Gesichtchen und ein zierliches Figürchen hatte sie doch auch.

Und da grüßte er ganz artig, als er vorbeiging, und weil er das kleine Fräulein, das er gegrüßt hatte, ja doch nicht kannte, so wurde er ganz rot und verlegen und ging eilig weiter und getraute sich gar nicht sich umzusehen, ob sie ihm wohl auch dankte. Und weil er in seiner Verlegenheit die Augen vor sich auf den Wiesenboden gesenkt hatte, wäre er fast über ein kleines netzartiges Beutelchen gestolpert, das da vor ihm auf dem Wege lag, und aus dem deutlich ein Taschentuch und ein Ledertäschchen heraussah. Er hob es auf, und da er nicht zweifeln konnte, daß sein Fund dem kleinen Mädchen gehöre, wandte er sich zögernd um. Aber die Kleine lag noch immer bei der Kapelle und hatte seiner nicht weiter geachtet.

Da ging er auf sie zu, und da sie sich nicht rührte und er sah, daß sie die Augen geschlossen hatte, so meinte er schon, sie schliefe, und eben wollte er das Beutelchen sachte neben sie hinlegen, als sie mit einemmale die Augen öffnete und sich aufsetzte. Da erschrak er und stotterte ganz verlegen, daß er in der Wiese das Beutelchen gefunden hätte und meine, daß es wohl ihr gehöre. Und da sprang sie schnell in die Höhe und blickte um sich, und dann sagte sie, daß das Beutelchen wirklich ihr gehöre,

und daß sie zuerst wo anders gelegen und es sicher dort liegen lassen habe, weil sie gar so ein vergeßliches, leichtsinniges Ding sei. Und dann nahm sie ihr Beutelchen und dankte dem Gottfried artig. Und da nahm er wieder seinen Hut ab und wollte schon weiter gehen, weil er sich ja doch nicht getraute, länger stehen zu bleiben bei ihr.

Da fragte sie ihn, wie denn die Wiese heiße. Und da sagte er ihr, das alles hier heiße die Pestleithe. Und da sie meinte, das sei aber ein komischer Name, da kramte er seine Weisheit aus, die er vom Pater Lorenz hatte, der den Knaben, als er einmal auf einem Spaziergang mit ihnen hier vorübergekommen war, erzählt hatte, daß vor längerer Zeit die Pest in der Gegend schrecklich gewütet habe, und daß man hier die Toten begraben und aus Dankbarkeit, weil Gott schließlich die Pest wieder aufhören ließ, die Kapelle errichtet habe. Das von Gott sagte der Gottfried dem Mädchen aber nicht, denn er genierte sich, er wußte selber nicht warum, das zu sagen.

Und da fragte das Mädchen, nachdem es gehört hatte, wie die Wiese heiße, nun den Gottfried, wie er heiße. Und da sagte er, daß er Wunderlich, Gottfried Wunderlich, heiße. Und das kam ihr wohl wieder komisch vor, denn sie verzog den Mund ein wenig zum Lachen. Aber sie fragte nicht, warum er Wunderlich heiße, sondern sagte nur, daß sie Clara

heiße. Er aber lachte nicht ein bischen, denn der Name gefiel ihm ganz außerordentlich, und so viel hatte er schon lateinisch gelernt, daß er wußte, was Clara bedeute. Und da fragte er sie, ob sie es auch wisse. Sie aber schüttelte den Kopf, denn sie hatte keine Ahnung davon.

Und da sagte er ihr, daß Clara das Femininum von Clarus sei und das heiße zu deutsch „rein", und so sei Clara „die Reine". Und da lachte sie jetzt ganz laut und zeigte ihm ihre Hände, und die waren ganz schmutzig, und sie sagte ihm, daß sie Blumen gepflückt und in einem Maulwurfshaufen herumgebohrt habe, weil sie den Maulwurf gern gefangen hätte. Und dann mußte Gottfried ihr auch seine Hände zeigen, vielleicht gerade darum, weil er sie schnell in den Taschen versteckt hatte. Und seine Hände waren noch schmutziger als die ihren. Und da sagte er, die seinen seien darum so schmutzig, weil er die ganze Zeit in dem tiefen Graben dort herumgeklettert sei und sich oft an überhängenden Sträuchern und Wurzeln habe anhalten müssen. Daß seine Hände aber eigentlich fast immer schmutzig seien, das sagte er nicht.

Und da fragte ihn das Mädchen, ob es denn schön da drinnen sei, in dem tiefen Graben, und da erzählte er ihr von den hangenden Lianen und den grünen Moosen und den sich wiegenden Farrenkräutern und von dem plätschernden Bach und den

hingestürzten Bäumen, und da sagte sie, sie hätte große Lust, dort drinnen auch herumzuklettern, aber allein traue sie sich nicht, und da meinte er, es sei ja noch lange nicht Abend, und wenn sie Zeit hätte, so würde er sie gerne begleiten. Und da fragte sie, ob er wohl glaube, daß sie auch vorwärts kommen werde in dem verschlungenen Dickicht, und ob der Bach nicht zu breit und tief sei für sie. Er aber sagte ganz stolz, sie brauche sich nicht zu fürchten, er werde ihr schon helfen und Acht haben, daß ihr nichts geschehe.

Und so traten sie gleich die Wanderung an, und er hatte jetzt richtig jemand, dem er alle Wunder und Herrlichkeiten da drinnen zeigen, und den er die Pfade, die er entdeckt hatte, führen konnte. Und da gefiel ihm jetzt alles nochmals so gut und er achtete auf alles noch viel besser, damit er sie aufmerksam machen könne auf alle seltsamen Blumen und Gräser und Steine, auf die kleinen weißen Trichterchen, die im grünen Moos darinsteckten, und die hellroten Pünktchen in einem morschen Rindenstück, und die durchsichtigen Schwämme, die sich wie kleine Eisstücke an einen modrigen Baumstamm angesetzt hatten.

Und wenn es hinüberging über den Bach, dann gab er ihr die Hand und half ihr hinüber, und wenn es wieder herüberging über den Bach, gab er ihr wieder die Hand und half ihr herüber, und wenn

es hinaufging an einer steilen Lehne, gab er sie ihr auch und zog sie nach sich, und wenn es herabging über einen Abhang oder über einen großen Steinblock, dann stützte er sie, daß sie nicht rutsche oder sich nicht wehe tue beim Springen. Und als sie zu einer Stelle kamen, wo der Bach sich wieder teilte, und die er selber nicht beachtet hatte, da sah er einen seltsam geformten Stein, der aus dem Geröllc des Abhanges, den die zusammenfließenden Wasser unterwuschen, herausragte. Da kletterten sie hinüber, und nun mußte sie ihn stützen, daß er nicht herabrutsche, wie er hinaufklimmte, das sonderbare Ding aus dem Schotter herauszuarbeiten.

Es war eine richtige kleine Menschenfigur, freilich nur aus Sandstein, von Anfang an flach gearbeitet, und nun schon ganz verwaschen und noch dünner geworden. Aber man sah deutlich, daß es zwei Beine hatte und die eine Hand hoch hob und etwas darin hielt, wie einen Hammer. Wer weiß, wie lange das gelegen haben mochte, und was es einmal vorstellte. In späteren Jahren dachte sich der Gottfried öfter, ob es nicht gar ein altes Götterbild aus der Heidenzeit gewesen war. Aber jetzt verstand er das nicht und sie freuten sich nur sehr über ihren Fund.

Und da der Gottfried bei sich oben einen Platz gefunden hatte, wo auch das kleine Fräulein stehen konnte, hob er es herauf, und sie kletterten nun

noch ein Stück höher zu einem kleinen überhängenden Felsen, und dort lehnten sie das steinerne Figürchen an und legten ein paar Steine davor, daß es nicht herabfallen könne. Und dann kletterten sie wieder hinab und sahen sich ihr Werk von unten an. Und sie sahen, daß es gut war, und Gottfried meinte, das steinerne Männchen sehe jetzt eigentlich aus, wie ein Heiligenbildnis, und Clara sagte, es sei gewiß der heilige Gottfried, der sei ein König gewesen und sei gegen die Heiden gezogen und habe Jerusalem erobert, und was das Männchen in der Hand halte, sei ein Schwert. Der Gottfried aber sagte, was das Männchen in der Hand halte, sehe nicht aus wie ein Schwert, und der heilige Gottfried sei kein König gewesen, sondern ein Bischof. Und Clara antwortete, der heilige Gottfried sei doch ein König gewesen und sein Land habe Bouillon geheißen, sie habe das im Institute gelernt. Der Gottfried aber entgegnete wieder, der heilige Gottfried sei doch ein Bischof gewesen, ihm habe es der Herr Katechet in der Schule gesagt, und der habe ihm auch ein Bild von ihm gegeben, auf dem er abgebildet war im Bischofsmantel und mit dem Bischofsstabe, ein kleines Hündchen zu seinen Füßen. Und die Clara sagte, das sei nicht richtig, sie wisse das besser, und der Gottfried sagte, nein, er wisse das besser.

Und da redeten sie eine Weile lang gar nichts, sondern kletterten schweigsam längs des Baches

zurück, und als sie wieder über den Bach mußten, weil er auf der Seite, wo sie waren, ganz an das überhängende Ufer herankam, da bot der Gottfried der Clara wieder die Hand, sie aber nahm die Hand nicht und sagte, sie komme schon allein hinüber. Und da machte sie rasch einen großen Sprung. Drüben aber floß das Wasser auch unter den großen Blättern der Pestwurzen durch, die dort standen, und das hatte sie natürlich nicht sehen können. Aber wie sie niedersprang, da wußte sie es gleich, denn es spritzte nur so herum, und das Wasser des Baches wurde ganz schwarz, weil es dort sumpfig war, wo sie hingesprungen war, und mit dem einen Stiefelchen stak sie tief darinnen im Morast, daß sie den Fuß kaum herausbrachte.

Da war der Gottfried riesig erschrocken und eilte ihr zu Hilfe, die Clara aber fing ganz unbändig zu lachen an. Und als sie der Gottfried herausgezogen hatte, da besah sie ihre Schuhe, und der eine war ganz grau vor Schmutz. Da mußte sie sich auf einen Stein setzen und der Gottfried kniete sich nieder vor ihr und fing an, ihr erst mit großen Blättern und dann mit seinem Taschentuch das Stiefelchen abzuwischen. Aber das Taschentuch war so klein und des Kotes war so viel, daß der Schuh gar nicht rein werden wollte. Da zog ihn die Kleine aus, und dann zog sie auch den Strumpf aus, weil der auch schmutzig geworden war, und der Gottfried mußte

den Schuh im Bache waschen, und sie wusch die schmutzige Stelle ihres Strumpfes und stieg mit dem nackten Fuß frisch in den Bach hinein. Und wie sie mit ihrer Wäsche fertig war, da watete sie mit dem einen Fuß noch immer im Wasser herum, den andern am Ufer nachziehend. Und wie sie zu einem Flecke kam, wo der Bach ganz ruhig floß und Sand und Kies auf seinen Grund gelagert hatte, da zog sie sich das andere Stiefelchen und den andern Strumpf auch aus und stieg nun mit beiden Füßen ins klare Wasser.

„Da schau her!“ sagte sie, ihn im Eifer plötzlich dutzend, „da kann man schön stehen in dem Sand ! Das ist gut!“ Und dabei krampelte sie sich vor Vergnügen mit den kleinen, von der Kälte des frischen Wassers ganz rosig angelaufenen Zehen in den Sand hinein. „Komm' auch herein!“ Da warf auch der Gottfried rasch die Schuhe und seine Söckelchen weg und streckte sich das Beinkleid in die Höhe, und gleich war er drinnen neben ihr und watete mit ihr im Wasser und Sande herum. Da lachte sie auf einmal laut und fragte: „Hast du dich mit deinen Füßen auch an den Sträuchern und Wurzeln angehalten?“ Und wie der Gottfried fragte, warum, da deutete sie auf seine Füße und sagte: „Du bist ja ganz schmutzig! Mir scheint, du bist ein kleines Schweinderl, und waschst dir deine Füße nicht jeden Abend?“ Da wurde der Gottfried blutrot und wollte

gerade irgend eine recht dumme Ausrede sagen; denn die Wahrheit, daß er über all dem Herumrennen und Herumstöbern schon eine Zeit lang die Lockungen gering geachtet hatte, die sonst ein erquickendes Bad auf ihn geübt hatte, die wäre ihm zu einfach und darum auch zu unglaubwürdig erschienen. In dem Augenblicke aber, da er etwas hervorstottern wollte, klang vom Kloster her das Läuten der Abendglocke, und erschrocken horchten beide auf.

„Sieben Uhr!" sagte der Gottfried, und „sieben Uhr!" wiederholte die Clara ängstlich. Und nun ging es rasch heraus und an's Anziehen. Die Clara konnte aber mit ihren nassen Füßen gar nicht hinein in die Strümpfe, und da trocknete und rieb ihr der Gottfried rasch mit seinem Rock, weil ja doch sein Taschentuch voll Schmutz und Kot geworden war, die Füße ab.

„Gott, werde ich es kriegen von der Tante!" jammerte die Clara. „Hast du auch eine Tante?" fragte der Gottfried. „Nun natürlich," erwiderte die Clara, „ich bin doch bei ihr auf Besuch hier." So, nun war sie fertig. Der Gottfried aber stand noch da mit einem Socken und einem Schuh und einem bloßen Fuß, weil er doch der Clara geholfen hatte, und sie kletterte schon behende hinauf an dem Abhang dem Rande der Wiese zu.

„Halt!" rief der Gottfried, „wart' ein bissel,

ich kann nicht nach, ich hab' erst einen Schuh an." „Ich kann nicht warten," sagte die Clara, schon ganz oben. „Kommst du wieder?" fragte der Gottfried, den einen Schuh und den einen Socken in der Hand, ihr mühselig nachklimmend, und an jeden Stein und Stock sich mit den nackten Zehen anstoßend. „Ja," rief sie, ihm schon unsichtbar. „Wann?" brüllte er, so stark er konnte. „Ich weiß es nicht," klang es von der Wiese draußen, „sobald ich darf — morgen — oder übermorgen vielleicht."

Und wie der Gottfried endlich oben war, da sah er sie nur mehr ganz in der Ferne durch die Wiese laufen, was sie konnte. Und als er nun seinen Socken und seinen Schuh an den Fuß gebracht hatte, da war sie auch schon verschwunden. Und was er auch lief, er konnte sie nicht mehr einholen oder auch nur erblicken. Da wandelte er auch nachhause, um das Nachtmahl einzunehmen, das während der Ferienzeit des Konviktes würdige Köchin ihm immer gleich unten in einem Zimmerchen neben der Küche servierte.

Und am nächsten Morgen, da war er schon zeitlich auf den Beinen und schlenderte zuerst durch den Ort durch und guckte zu allen Fenstern hinauf, ob er seine Gefährtin nirgends ersähe, und dann lief er so rasch er konnte zur Kapelle, ob sie nicht am Ende schon dorten seiner harre. Und dort wartete

er den halben Tag, und dann ging er wieder alle Gassen und Gäßchen ab, und dann lief er nur rasch in das kleine Stübchen neben der Küche zu seiner Mahlzeit hinauf, und dann begann das Spiel aufs neue, hinab durch den Ort und zur Kapelle, und dann wieder zurück, und wieder hin, und wenn er an dem einen Orte war, meinte er immer, jetzt müsse sie gerade an dem andern sein, und er verfehle sie gewiß, wenn er sich nicht eile.

Aber ein Tag verging, und noch einer, und ein dritter, und ein vierter und sie kam nicht und er sah sie nirgends. Und da fiel ihm auf einmal ein, ob sie denn wirklich bei der Kapelle seiner hatte warten wollen und nicht vielleicht drinnen im Graben wäre, wo sie das alte Steinmännchen aufgerichtet hatten. Und da eilte er rasch hinab, an ihrem Badeplatz vorbei, da lag noch ihr kleines Beutelchen, das sie in der Eile dorten hatte liegen lassen, von ihr selber aber war dort nichts und nirgends etwas zu sehen. Und da nahm er rasch das Beutelchen und lief zur Kapelle hinauf, ob sie nicht vielleicht inzwischen gekommen wäre. Aber auch dort war alles leer und einsam, und vergebens harrte er, bis die Abendglocken erklangen. Und dann lief er rasch wieder durch den Markt, und dann ging er langsam und traurig nachhause.

Und in dem Zimmerchen, das man ihm oben während der Ferien eingeräumt hatte, und wo

nichts stand, als sein Bett, sein Nachtkästchen und ein altes Klavier, dem schon eine Menge Saiten fehlten, und das keinen richtigen Ton mehr gab, da machte er vorsichtig das Beutelchen auf und zog zuerst das kleine Taschentuch heraus, und da waren ein C und ein K mit rotem Faden hineingeschlungen. Und dann öffnete er zaghaft das kleine Ledertäschchen, ob da nichts darin wäre, das ihm sagte, wie er sie aufsuchen oder ihr schreiben könnte, daß er ihr Beutelchen gefunden habe. Aber da war nichts darin, als ein Kreuzerchen, das lag so einsam und verlassen in dem einzigen Fache des Täschchens, so einsam und verlassen, wie jetzt der Gottfried sich vorkam. Da kroch er in sein Bettlein, vorerst aber wusch er sich, wie er seit jenem Spaziergange mit ihr jeden Abend getan hatte, recht sorgsam seine kleinen Füße. Denn morgen kam sie ja vielleicht doch!

Aber „morgen" da regnete es nur so vom Himmel herab, und da setzte er sich hin und schrieb wohl hundertmal oder öfter ihren Namen mit roter Tinte, so schön er konnte, auf kleine Blättchen Papier. Was er hinschrieb, wurde aber gar nie schön, denn schön schreiben, das hatte der Gottfried überhaupt noch nie zu Stande gebracht. Und dann lief er auf einmal mitten im Regen wie ein Besessener über den steilen Berg hinab in den Markt und straßauf, straßab. Aber nichts, nichts war zu sehen. Und

nach einigen Tagen wurde es wieder schön, und die Sonne schien und lockte so herrlich, aber keine Clara kam, nicht den einen Tag, nicht den andern.

Und eines Morgens trat der Pater Lorenz in Gottfrieds Zimmerchen ein und sagte, „also Gottfriedel, morgen gehts auf acht Tage nachhause zum Vater, richte dir heute alles schön zusammen, denn ich lese recht zeitlich meine Messe und dann frühstücken wir und geschwind geht's davon.“ Da erschrak der Gottfried zuerst und wurde ganz verzagt, und wollte bitten, ob er nicht dableiben dürfe. Aber dann fiel es ihm doch ein, daß es gar zu traurig sei, da immer zu warten und zu suchen und zu warten, und daß sie ja sicher doch schon längst nachhause gereist sei und jetzt Gott weiß wo sein müsse. Und da konnte er auf einmal die Abfahrt gar nicht mehr recht erwarten, damit er auch wegkomme von hier.

Schnell packte er etwas Wäsche und Kleider zusammen, und sobald er fertig war, nahm er seine Zettelchen und das Beutelchen und lief wieder zur Kapelle und in den Wald. Und das Beutelchen, das legte er oben neben das steinerne Männchen hin, und zu dem Kreuzerchen, da hatte er einen von den Zetteln hineingesteckt, den, auf dem ihm das „Clara“ noch am besten gelungen war, und noch einen, auf den hatte er „Gottfried“ gekritzelt. Und rund herum um das Beutelchen und den Heiligen,

oder was es nun war, legte er lauter Zettelchen, auf denen „Clara" stand, daß wenn sie am Ende doch wieder käme, sie gleich sähe, daß er ihrer in Treue gedacht habe. Und unter die Steine legte er solche Zettel und in Löcher in alten Baumstämmen schob er sie, den ganzen Umkreis mit ihr erfüllend, wie sie ihm die Welt erfüllte.

Am andern Morgen aber, da ging es schon in aller Frühe in einem bequemen Wagen des Stiftes davon, und als der Mittag nahte, da waren sie auch am Ziele angelangt. Und wie der Wagen bei dem mächtigen Hofe zufuhr, da stand vor dem Einfahrtstor bereits der Vater des Pater Lorenz, gleich diesem ein Hüne von Gestalt, auf dem Haupt nur mehr spärliches weißes Seidenhaar, aber den Nacken noch ungebeugt und ungekrümmt den Rücken. Aber jetzt neigte er sich und mit Ehrerbietigkeit begrüßte er den geistlichen Sohn, der fast wie ein Kriegsmann sich aus dem Wagen schwang, und freundlich winkte er mit der Hand dem kleinen Gottfried zu und half ihm von der hohen Kalesse herab. Und jetzt kam auch die Schwester des Pater Lorenz aus dem Hause, ein hübsches braunes Ding, und die wollte dem Pater Lorenz gar die Hand küssen. Das ließ er sich aber doch nicht gefallen, sondern zog die Hand rasch zurück und sagte halbärgerlich „dummes Ding!"

„No, wie geht's dem Vater? Gesund? Wohl

auf? Immer lustig? Und wie geht's der Anna? Noch immer kein' Mann?" fragte aufgeräumt der Pater Lorenz, eine Frage der andern folgen lassend, ohne eine Antwort abzuwarten. „No dank' der Nachfrag, Hochwürden," sagte der Vater, „muß schon gut sein — aber die Anna, sie mag halt immer nit!" Und die Anna gab gar nicht erst Antwort, sondern die nahm den Gottfried auf den Arm, als wäre er ein kleines Kind gewesen, und trug ihn in's Haus, bevor er nur sich zur Wehre hätte setzen können. Und da der Pater Lorenz sich von ihr nicht die Hand hatte küssen lassen, so gab sie jetzt dem Gottfried, ehe sie ihn niedersetzte, einen herzhaften Kuß. Und dann stellte sie ihn hin auf den Boden, und wie sie ihn ansah, so lachte sie so mit dem ganzen Gesicht, daß der Gottfried nicht einmal böse sein konnte über die ganz unziemliche Behandlung, die sie ihm, der doch kein kleiner Bub mehr, sondern ein junger Student war, angetan hatte.

„Das ist ein Narrenthaddel! Gelt Gottfried," sagte der Pater Lorenz, da er jetzt mit dem Vater in die Stube trat. „Aber gar kein unebenes Ding sonst, werdt's Euch ganz gut vertragen, mein' ich! —Weißt, Anna," wandte er sich zur Schwester, „das ist so ein Heimlicher, der Gottfried! Im Anfang, da hat er getan, als ob er nicht fünfe zählen könnt', wie ich ihm aber gleich d'raufgekommen bin auf seine

Haken, und ihm es auf den Kopf gesagt hab', daß er ein Hauptstrick ist, da hat er auch aufgehört, sich zu verstellen! — Gelt Gottfriedel?" fügte er dazu, Gottfried, der ganz verlegen geworden war bei dem sonderbaren Lob, die Haare streichelnd. „Na, na!" sagte er dann, als er sah, daß der Gottfried einen ganz roten Kopf bekommen hatte, „laßt mir nur den Gottfried in Ruh! Er ist ganz ein rarer Bursch. Wenn er nur nicht gar so abschreiben tät' in der Schule und meinet, der dumme Pater Lorenz merkt's nicht! Und wenn er dafür lieber selber mehr denket!" Da wurde der Gottfried noch röter, denn das wäre das letzte gewesen, was er gedacht hätte, daß der Pater Lorenz alles gemerkt und doch nichts gesagt hatte. Und wie er so verlegen dastand, da nahm ihn die Schwester bei der Hand und sagte, „wart', jetzt zeige ich dir, wo du schlafst," und lief mit ihm in den Flur hinaus und eine steile Holztreppe hinauf. Und da war ein ganz kleines Zimmerchen mit einem winzigen Fensterchen und einem riesig großen Bett, in dem die Pölster und Federtuchenten fast bis zum Plafond hinaufreichten. „Das ist dein Bett," sagte sie, „und wenn du d'rinn liegst und an die Wand klopfst, so hör' ich dich und kann zurückklopfen."

Das war eine lustige Zeit, die jetzt kam, und wenn der Gottfried bei der Fahrt im Wagen noch ganz traurig gewesen war, so daß der Pater Lorenz

ihn öfter gefragt hatte, was er denn habe, ließ er jetzt gar keine Traurigkeit mehr merken. Mit allen Knechten und Mägden im Hause hatte er sich bald angefreundet, aber am liebsten war er bei der Anna. Wenn sie hinaus zu den Leuten aufs Feld ging, dann ging er mit, und abends da fuhr er wohl hoch oben auf dem schwankenden Erntewagen zurück bis in die Scheune hinein; und das einemal hatte er mit ihr in der Milchkammer zu tun, wo die süße Milch und die Stöckelmilch in mächtigen Weitlingen dastand, und dann ging es wieder in die Ställe, wo in zwei Reihen weiße und schwarze und braune und scheckige Kühe standen, und die Schweineställe zeigte sie ihm auch, und die waren so blank und sauber, daß er sich gleich zu den Schweinen hätte hineinsetzen können, und das hätte ihnen vielleicht auch selber Spaß gemacht, denn wenn er kam und ging, begrüßten sie ihn mit freundlichem „Groing, groing".

Und Mittags, wenn sie alle um den großen Tisch herum saßen, der Pater Lorenz, der Vater, die Anna, und die Knechte und die Mägde, und alle mit ihren Löffeln aus den großen Schüsseln, die in der Mitte standen, heraus aßen — nur der Pater Lorenz und der Gottfried nicht, die hatten jeder seinen eigenen Teller — da gabs dann noch immer was extragutes, schmalzige Strauben oder Küchel mit schwarzen Weinbeeren drinnen, oder was sonst die

Anna für den Bruder und für Gottfried gebacken hatte.

„Siehst Gottfried," sagte einmal der Pater Lorenz nach dem Essen, beim Fenster hinauszeigend, „das alles hätt' einmal mein werden sollen, und ich könnt' dann ein Bauer sein auf seinem Hof wie jetzt der Vater. Aber ich bin halt Geistlich worden, weil noch ein älterer Bruder da war, und jetzt ist halt nichts mehr zu machen, wenn auch der Bruder gestorben ist. — No macht nichts," sagte er nach einer kleinen Weile, lustig lachend, „kriegt's halt die Anna, der schadt's auch nichts." „Du hast es bessere Teil," sagte ernst der Vater, der seinen Sohn einmal Hochwürden und einmal wieder Du nannte. „Wär' schon alles recht," meinte der Pater Lorenz, „wenn nur, weil der Vater ja doch schon übers Hochzeitmachen hinaus ist, die Anna bald heiratet, daß Kinder herkommen und ein Leben wird und nicht ein fremdes Leut einmal den schönen Hof kriegt." „Ich heirat' den Gottfried," sagte die Anna lachend, „ein paar Jahr muß er mir halt noch warten, bis ich noch ein bissel älter werd, denn jetzt bin ich mir noch zu jung zum Heiraten. Gelt du wart'st mir, Gottfried?" Da würgte der Gottfried verlegen an dem großen Bissen, den er gerade im Mund hatte, denn er hätte wirklich nicht ungern auf die Anna gewartet.

Aber wie rasch verfliegen frohe Tage! Eines

Mittags stand wieder die bauchige Klosterkalesse vor der Tür und am Abend saß der Gottfried schon wieder in dem kleinen Zimmerchen neben der Küche, und was die alte Köchin ihm da angerichtet hatte, wollte ihm halt gar nicht schmecken, und wie er in seiner Einsamkeit einen Bissen nach dem andern hinabwürgte, dachte er an den großen Tisch, an dem er noch Mittag gesessen hatte, und an all die jungen, frohen Gesichter.

Am andern Tag vergaß er sogar, zur Kapelle zu gehen, aber am nächsten fiel es ihm doch ein, und er schlenderte, nachdem er ziemlich lange geschlafen und sich zu seiner Frühstückssuppe schön Zeit gelassen hatte, behaglich hinunter. Und dann kletterte er in den Graben und suchte den Platz auf, wo sie den Heiligen aufgestellt hatten. Und der stand richtig noch oben. Aber wie Gottfried genauer hinsah, durchzuckte es ihn seltsam: das Beutelchen war weg. Und wie er nun hinaufkletterte, sah er, daß all die Zettelchen, die er verstreut hatte, verschwunden waren, und dort, wo er das Beutelchen hingelegt hatte, lag eine Hand voll verwelkter Wiesenblumen.

Und da schaute er, ob nirgends ein Zettel läge, auf den sie einen Gruß oder eine Nachricht für ihn geschrieben hätte. Und da er nichts fand, schob er das steinerne Männchen etwas zur Seite, ob das nicht etwa zum Hüter bestellt worden sei. Da fiel

das Männchen hinab, überschlug sich, klatschte auf einen Stein und zerbrach in drei oder vier große Stücke: unter dem Männchen aber hatte auch nichts gelegen.

Da war ihm nun doch recht leid, daß er nicht dagewesen war, und er ging traurig nach Hause, und wenn er jetzt hinterdrein die letzten Tage am liebsten an zwei Orten zugleich gewesen wäre, schien ihm nun wieder der eine zu viel, an dem er sich befand.

Achtes Kapitel.

Und endlich kam der Tag, an dem der Schragel und der Steiglehner und der Zaunegger und Alle wieder angefahren kamen und die Diener wieder die kleinen und großen Koffer hinauftrugen, und waren früher alle sehr froh gewesen, daß sie fortfuhren, so waren jetzt eigentlich alle doch ein bissel froh, daß sie wieder da waren. Einem wenigstens war es gewiß recht, daß die Ferien zu Ende waren, und das war der Gottfried.

Das hinderte ihn aber natürlich nicht, daß er sich das nächste Jahr doch wieder riesig freute, als die Ferien wieder gekommen waren, und wie dann abermals die zwei Monate um waren, da war es ihm gerade wieder recht, daß von neuem das gemeinsame Leben begann. Und genau so war es ein drittes Jahr.

Zu dem Vormund oder zur Tante hatte er auch in den großen Ferien noch immer nicht dürfen, und der Pater Lorenz hatte ihn auch nicht mehr mitgenommen. Denn erstens hatte die Anna inzwischen richtig geheiratet und natürlich, wie die Frauenzimmer schon sind, einen andern als den Gottfried, und da wäre wohl gar kein Platz für den Gottfried gewesen und die Anna hätte auch keine Zeit gehabt, sich um ihn zu kümmern. Und zweitens war der Pater Lorenz nur noch das nächste Jahr sein Präfekt geblieben, und dann war der Gottfried in eine höhere Abteilung gekommen und hatte einen andern Präfekten gekriegt.

Der hatte den Gottfried sehr artig und freundlich begrüßt, und wenn er sprach, war alles so salbungsvoll, und wenn es nur irgend anging, ließ er in seiner Stimme einen weichen, wie von Güte und Sanftmut leicht zitternden Ton mitklingen. Aber der Gottfried traute ihm gleich von Anfang an nicht, denn er hatte schon von den Andern gehört, daß der Pater Leodegar ganz anders war, als er sich Mühe gab auszusehen und zu scheinen, und das hatte er auch bald Gelegenheit zu sehen und an sich selbst zu erfahren.

Der Pater Leodegar wetterte und fluchte nicht, wenn einer etwas anstellte, und fuhr auch nicht so rasch einem in den Schopf. Er behandelte vielmehr jede Exekution sehr umständlich und eine Zeit hin-

durch auch immer mit der bedächtigsten Ruhe, wie man eine Sache betreibt, in deren behaglichem Genusse man sich durch keine Uebereilung beeinträchtigen will. Da machte er zuerst ganz sanft Vorstellungen und liebevolle Vorwürfe. Und dann fing er zu fragen an nach allen näheren Umständen, und wenn einer auch sagte, er habe gar nichts getan, oder auch wirklich nichts getan hatte, so fragte er doch nach allen Einzelheiten, und wenn einer auch schon alles gesagt hatte oder gar nichts mehr antworten konnte, weil er nichts gemacht hatte, so fragte er doch noch immer weiter. Und endlich fing er nach dem „warum" zu fragen an, mit Tönen der Liebe, mit Tönen des Schmerzes ob der ihm widerfahrenen Kränkung, mit Tönen edlen Unwillens. Und der andere mochte sagen was immer, er wußte es besser und sagte, das sei nicht der wahre Grund, und wollte den richtigen wissen; seine Augen begannen dann zu ergrünen und zu funkeln und er fing an, vor innerer Lust zu erzittern und zu beben, aber noch immer fragte er weiter mit leiser verschleierter Stimme. Und der regelmäßige Schluß war dann, ob der Gefragte nun das gesagt hatte oder das, oder schließlich ganz verstummt war, daß er ihm plötzlich ein paar Schläge mit seiner fleischigen breiten Hand in das Antlitz versetzte und dann in seine Haare oder nach seinen Ohren fuhr und daran riß, so stark und lange er konnte, und dem halb

bewußtlos Taumelnden zu guter Letzt noch irgend ein paar Worte zuzischte, die ihm so recht wehe tun sollten.

Auch den Gottfried hatte er gleich in der ersten Zeit, da dieser unter seine Obhut gekommen war, so vorgenommen. Der Gottfried hatte sich im Laufen, an dem Knopf einer Schublade hängen bleibend, die äußere Tasche seines Rockes zerrissen, und da sein zweites Röcklein gerade ein Loch unter der Achsel hatte und beim Schneider war, so hatte er in Ermanglung von Nadel und Faden mit einem Stückchen Siegellack den Schaden in Eile zu bessern gesucht. Als nun der Pater Leodegar den Gottfried mit seinem seltsam verklebten Röcklein sah, da fragte er ihn ganz sanft, was er da habe, und als ihm der Gottfried treulich die Wahrheit berichtete, da sagte er: „Kommen Sie auf mein Zimmer.“

Da wußte der Gottfried schon, wie viel es geschlagen habe, aber er meinte, wegen des zerrissenen und verpetschierten Röckleins könne ihm doch nicht so viel geschehen. Aber da hatte er sich geirrt, denn jetzt fragte ihn der Pater Leodegar mit stillem Vorwurf, wem er denn seinen zweiten Anzug verkauft habe, und wie der Gottfried sagte, er habe ihn niemand verkauft, so fragte er ihn, wann er ihn denn verkauft habe, und da der Gottfried versicherte, er habe ihn gar nicht verkauft, so fragte er ihn, wie viel er dafür bekommen habe, und da

der Gottfried beteuerte, er habe gar nichts bekommen, da wollte er durchaus wissen, warum denn der Gottfried das getan habe, und da der Gottfried sagte, er habe es ja nicht getan, fragte er ihn, ob er ein Taschengeld gebraucht habe, und wie der Gottfried entgegnete, er habe ja Taschengeld, fragte er ihn, ob ihm etwa seine Kleider zu schlecht wären, und wie der Gottfried sagte, sie seien ja ganz gut, fragte er ihn, ob er es getan habe, um aus dem Kloster wegzukommen, und wie der Gottfried sagte, er wolle ja gar nicht weg, da fragte er ihn mit bebender, weicher Stimme, ob er es vielleicht getan habe, um ihm, dem Pater Leodegar, einen rechten Schmerz zuzufügen, und da der Gottfried sich nun vornahm, gar nichts mehr zu sagen, da hatte er auch schon seine Tachteln, eins, zwei, drei, daß ihm das Weiterzählen verging, und dann fühlte er nur etwas in seinen Haaren, und dann hörte er nur noch, da er bei der Türe hinausschwankte, den Pater Leodegar sagen, jetzt begreife er ganz gut, warum den Gottfried sein Vormund so gar nicht leiden könne.

Und wie der Gottfried draußen war und sich seine Haare mit den Fingern durchzustreichen anfing, um sie sich zu richten, daß nicht gleich Alle sähen, wie es ihm ergangen sei, da blieben ihm ganze Büscheln zwischen den Fingern. Die sammelte er sorgsam, dann ging er ein paarmal den langen Gang auf und ab, damit er nicht mehr so rot im

Gesicht sei, denn er fühlte es, wie er glühte und brannte, und dabei dachte er nach, was er dem Pater Leodegar wohl einmal antun könnte, wenn er größer sei, und dann fiel ihm ein, ob er sich nicht schon jetzt am Abend in dessen Zimmer schleichen und die Sperrvorrichtung am Ofen zudrehen könne, daß der Pater Leodegar in der Nacht ersticke. Etwas ähnliches hatte er nämlich in einer Geschichte gelesen. Schließlich aber kam er zu dem Entschlusse, mit seiner Rache doch lieber zu warten, bis er groß sei, denn daß er bis dahin die Sache vergessen haben könnte, oder sie ihm etwa dann nicht mehr dafürstünde, auch nur einen Finger zu rühren, das hielt er für ganz ausgeschlossen.

Nachdem er sich auf dem eisigen Gange etwas abgekühlt hatte, ging er mit möglichst unbefangener Miene in seine Abteilung zurück, setzte sich an sein Pult und schrieb seinem Vormund einen Brief. „Geehrter Herr Vormund!“ schrieb er, „Mein Herr Präfekt hat mir zwar gesagt, daß Sie mich gar nicht leiden können, und daß er das sehr gut begreift. Da Sie aber mein Vormund sind und ich keine Eltern habe, hoffe ich doch, daß Sie es nicht erlauben werden, wenn ich vom Herrn Präfekten für nichts so gehauen und mir alle Haare ausgerissen werden, die ich zum Beweise, daß ich nicht lüge, in das Couvert stecke.“ Und dann erzählte er die Geschichte, so gut er konnte, legte die Haare zu

dem Brief und den Brief, nur lose zugeklebt — denn jetzt durfte er seine Briefe schon verschließen, bevor er sie zur Beförderung abgab — auf den Tisch des Präfekten.

Und mit verbissener Entschlossenheit wartete er den Erfolg seines Schreibens ab. Eine Antwort kriegte er freilich nie. Aber schon am nächsten Tage, als die Knaben eine griechische Schularbeit zurückbekommen hatten, in der der Gottfried sehr viele Fehler gemacht hatte — denn seine Nachbarn konnten so gar nichts im Griechischen — und nun die Knaben zum Pater Leodegar hineingingen, ihm ihre Arbeiten zu zeigen, da war der Pater Leodegar ganz mild und sanft und sagte zum Gottfried nur teilnehmend: „Sind das aber viele Fehler!" und entließ alle so huldvoll und gütig, wie er sie begrüßt hatte. Und da wußte der Gottfried nicht, ob der Grund davon war, daß der Pater Leodegar seinen Brief aufgemacht und gelesen hatte, oder ob er nur darum so herzlich und liebevoll war, weil gerade die stattliche, schöne Dame, die ihn öfter besuchen kam, auf seinem Divan saß, und er der zeigen wollte, welch seelenguter Mensch er doch sei. Aber wie dem auch war, die Prügel, die Gottfried damals vom Pater Leodegar erhalten hatte, waren nicht nur die ersten, sondern auch die letzten gewesen, die er von ihm bekam, und die Erziehung seines inneren Menschen hatte wieder einen tüchtigen Schritt nach vorwärts gemacht.

Freilich hatte die ganze Begebenheit nicht die Folge, daß Gottfried nun etwa ängstlich alles unterlassen hätte, wovon er denken konnte, daß es das Mißfallen des Pater Leodegar erregen werde, sondern nur die, daß er derlei Dinge so einrichtete, daß jener sie nicht gewahre oder erfahre. Wenn sich aber die Möglichkeit ergab, ohne eigene Gefährdung etwas zu tun, was er als dem Pater Leodegar zum Possen angetan erachtete, dann ließ er sich die Gelegenheit gewiß nicht entgehen.

Wenn er z. B. einmal bemerkte, daß die stattliche, schöne Dame, deren Gegenwart den Pater Leodegar stets gar so huldvoll stimmte, auf Besuch zu ihm gekommen war, dann klopfte er in einer Weile ganz sicher schüchtern an des Präfekten Türe und verlangte, wenn dieser etwas unwillig öffnete, irgend ein Lehrmittel, das ihm ausgegangen sei und das er dringend brauche. Und als eines Abends nach einem solchen Besuche der alte Diener, der ihn und seine Kameraden und den Pater Leodegar zu bedienen hatte, wie ein Besessener in seinem Zimmer herumsprang und dem Gottfried, der ihn teilnehmend fragte, was ihm denn geschehen sei, verzweifelt klagte, er wisse jetzt schon gar nicht mehr, was er denn tun solle, er habe in dem Bett des Herrn Präfekten ein goldenes Ohrringerl gefunden, und wie er es dem Herrn Präfekten habe geben wollen, da habe dieser ihn samt dem Ohrring hinausgeworfen

— da nahm ihm der Gottfried den Ohrring einfach weg und lief damit davon.

Und als nun die stattliche, schöne Dame in einigen Tagen wiederkam, da trat der Gottfried, der die Stunde ihrer Besuche schon kannte und um diese Zeit immer sorgfältig Ausschau gehalten hatte, ihr artig entgegen und sagte, sich vor ihr verbeugend, er habe, kurz nachdem er sie neulich hier habe gehen sehen, ein kleines Anhängsel auf dem Gange gefunden, ob nicht etwa sie es verloren habe. Und da hatte die stattliche, schöne Dame dem Gottfried sehr freundlich gedankt und gesagt, das Anhängsel sei wirklich ihr Eigentum und sie habe es schon gesucht und hätte nicht mehr gedacht, daß sie es wiederbekäme; der Gottfried aber machte ein Gesicht, als ob er nicht fünf zählen könnte, obwohl seine Kenntnisse in dieser Richtung, dank der so reichhaltigen Studentenbibliothek, über die einfachen Grundzahlen schon etwas hinausgingen.

Diese Bibliothek war ihm, seitdem er nicht mehr auf verstohlenen Gebrauch in den Ferien beschränkt war, überhaupt eine wahre Fundgrube geworden. Da hatte er z. B. die herrlichen Märchen der Schehrezade gefunden und bandweise verschlungen, und was die Mitteilungen aufgeklärterer Kollegen noch etwa im Dunkeln gelassen hatten, fand hier und in einigen Romanen, die er ausgestöbert hatte, seine erhellende Ergänzung.

Im übrigen fuhr er fort, alles durcheinander zu lesen, was ihm in den Wurf kam. So hatte er einmal in einer Ecke ein paar alte Schmöker entdeckt, die den Titel führten: „Warnung wider die Jesuiten". Nun war mit ihm ein Knabe in die Volksschule gegangen, der immer die Schule verließ, bevor der Pater Engelbert ihnen vom Himmel und Hölle und dem, was darum und daran hängt, erzählte, und die Andern hatten ihm gesagt, jener Knabe dürfe das nicht anhören und müsse während der Religionsstunde weggehen, weil er ein Jude sei. Und auch sonst hatte er gelegentlich über Juden sprechen hören, wenn er auch sonst nie einen gesehen hatte. Und da hätte es ihn sehr interessiert, was es mit den Juden für eine Bewandtnis habe, und weil er jetzt durch irgend eine sonderbare Ideenverbindung zu der Meinung kam, Jesuiten und Juden, das sei dasselbe, so machte er sich mit Feuereifer über das Buch; weil er es aber einmal angefangen hatte, las er es auch zu Ende, obwohl er sich gar bald von seinem Irrtume überzeugen konnte.

Seine regellose Lektüre war es auch, die eines Tages mit einem Schlage all die Schrecken und Martern endete, die ihn noch immer von Zeit zu Zeit quälten, weil er es nicht zu Stande bringe, seine Missetaten aus einem andern Grund als aus Furcht vor der ewigen Strafe zu bereuen, oder gar den ernstlichen Vorsatz zu fassen, sich zu bessern.

Einmal grub er nämlich ein Buch aus einem noch ungeordnet aufgeschlichteten Bücherhaufen heraus, das hieß „die Wunder der Urwelt“, und das nahm er mit sich. Und da fand er nebst einer Unmenge andrer Dinge auch, wie er meinte, unumstößlich bewiesen, daß die Sonne nicht habe stille stehen können, als Josua Jericho belagerte. Denn, hieß es dort, hätte nur die Sonne stille gestanden, während die Sterne alle sich weiterbewegten, so hätten ja dann diese gegen die Sonne anrennen müssen, und wären die Sterne auch stehen geblieben, so müßten die Astronomen ja heute noch alle Augenblicke auf einmal einen Stern stille halten sehen, weil es doch eine Unmenge Sterne gebe, von denen das Licht bis zur Erde hunderte und tausende von Jahren brauche. Und da war der Gottfried mit seiner Meinung rasch fertig und sagte sich: ja, wenn das Eine nicht wahr ist, wird es das Andere auch nicht sein. Und so war diese Sache für ihn abgetan.

In den Ferien nahm er wieder seine Forschungsreisen auf, und immer weiter wurde der Umkreis, den er auf seinen Entdeckungsfahrten erschloß. Aber auch in dem engern Bereiche der Klostermauern wurde er nun heimischer, und je mehr neue Winkel er auskundschaftete, desto erpichter wurde er darauf, überall einzudringen und seine Kenntnisse immer noch weiter auszudehnen, bis bald kein noch so verschlossenes Höfchen mehr war, in das er nicht doch einmal

hineingerutscht wäre, und kein noch so vergittertes Fensterchen, durch das er nicht erspäht hätte, was da eigentlich unten war in den engen Kammern oder den gewölbten, sich im Dunkel verlierenden Räumen.

Bei diesen Fahrten nun hatte er einen trefflichen Genossen in dem Schragel, und was der eine nicht ausfand, das brachte dann der andre zu Tage. Das einemal entdeckten sie einen heimlichen Zugang zu dem zwischen einem Meierhof und einem schilfumwachsenen Teich versteckt daliegenden Hühnerhof, wo man manchmal in den Büschen sogar ein von einer fleißigen aber unachtsamen Henne hingelegtes, wohlschmeckendes Ei als willkommene Beute fand. Dann wieder kamen sie darauf, daß man von außen den Schuber eines Fensters öffnen könne, hinter dem mächtige Fässer lagen, und wenn sich auch der Inhalt des einen Fasses, dessen Spund sich hatte losschlagen lassen und zu dem ineinander gesteckte Stiele verblühter Lilien eine heberähnliche Verbindung hergestellt hatten, nur als Essig erwies, so schreckte sie das doch nicht ab, alle möglichen Anschläge gegen die andern Fässer zu versuchen; und schließlich schmeckte auch Essig nicht übel, fanden der Schragel und der Gottfried und wohl auch der und jener, den sie einmal mithalten ließen bei ihren Streifzügen. Und gelegentlich wurden diese Streifzüge überhaupt zu kleinen Raubzügen, weil sich durch den längeren Aufenthalt im Kloster immer mehr die Vorstellung

in ihnen entwickelte, was dem Kloster gehöre, das gehöre auch ihnen. Und wenn sie abends zu Bette gingen, dann träumten sie von Schätzen, die sie fanden, von Grüften und Schatzkammern, von geheimen Kerkerzellen und von Gefangenen, die sie gegen reichen Lohn befreiten.

Einmal hatten Dachdecker eine Türe, die zu den Böden hinaufführte, nur halb angelehnt, und als der Gottfried das ersehen hatte, war er auch schon oben. Mit gruseligem Schauer tappte er sich eine Zeit lang durch die halbdunkeln Räume, bis sein Auge sich gewöhnt hatte, mit dem spärlichen Lichte das Auskommen zu finden, das zwischen den Ziegeln und bei den einzelnen Luken hereinfiel. Da sah er rings ein Gewirre von Sparren und Hölzern, und der Weg, den er tastend betreten hatte, führte auf galerieartigen, mit Geländern versehenen Stegen über im Dunkel verborgene Abgründe dahin. Nach einer Weile kam er zu einer weißen Mauer, in der eine schwarze eiserne Türe war. Einen Augenblick stand er bebend vor ihr, dann drückte er die Schnalle nieder, und knarrend drehte sich die Türe in den Angeln. Da erfaßte ihn aber ein jähes Unbehagen, und wenn er auch nicht geradezu davonlief, so kehrte er doch um und holte sich den Schragel als Sukkurs.

Der konnte auch schon auf dem Wege den sein Abenteuer schildernden Gottfried belehren, daß er

nicht etwa vor der geheimen Schatzkammer des Klosters, sondern nur vor einer einfachen Feuermauer gestanden habe, wie sie allenthalben bei größeren Gebäuden die Böden in einzelne Abteilungen zerlegten. Aber furchtbar interessant war das alles trotzdem, was sie auf ihrer Wanderung sahen und entdeckten, und zitternd vor innerer Aufregung stiegen sie endlich die Treppe wieder hinab, nachdem sie, mit leisen Schritten sich langsam fortbewegend, die nächstliegenden Gegenden noch ein gutes Stück über die Feuermauer hinaus durchforscht und sich nur gelegentlich ihre Meinungen darüber, wo sie sich jetzt gerade befänden, zugeflüstert hatten.

Und als nun der Gottfried endlich glücklich erkundet hatte, daß der Bodenschlüssel für die Berufenen und vor den Unberufenen in der stillen Verborgenheit eines Kamines verwahrt zu sein pflegte, da wurde der anregende Ausflug gar bald wiederholt und dann aber- und abermals wiederholt und immer weiter und weiter ausgedehnt. Aber die Grenzen des Geheimnisvollen schwanden nicht, sie rückten nur immer weiter zurück, und das war das Herrliche, daß, wenn jetzt die Rätsel eines Raumes erschlossen wurden, im Hintergrunde schon wieder die eines andern aufdämmerten.

Fanden sie das einemal den Zugang zu einem der kleinen Türmchen, die an der Frontseite, gegen den Markt zu, und ober der Studentenkapelle sich

erhoben, so galt es das nächstemal, bis zum Uhrwerk oder bis zu dem Glöcklein vorzudringen, von dem der Strick gar lustig herabbaumelte, der unten durch irgend ein geheimnisvolles Loch in unbekannte Tiefen verschwand. Und war das alles erforscht, so fand sich gewiß in der Nähe irgend ein sonderbarer Verschlag, in dem man, durch das Schlüsselloch lugend, die verschwommenen Umrisse des seltsamsten Gerümpels wahrnehmen konnte. Und gelang es endlich, mit irgend einem alten Schlüssel oder Haken die Türe so zu öffnen, daß man sie auch wieder verschließen konnte und daher nicht Gefahr lief, sich selbst die Quelle weiteren Vergnügens abzuleiten, und lagen nun da alte Bilder, die einmal weiß Gott wo gehangen hatten, alte Feuersteinflinten, Schwerter und Hellebarden, die einmal weiß Gott wer getragen hatte, so daß die Forschungsreisenden mit aufgerissenen Augen vor den entdeckten Schätzen standen — so fand sich, sobald die ersten Schauer zu verrieseln begannen, doch wieder irgend ein versperrter Kasten oder irgend eine geschlossene Truhe, die in ihnen von neuem das Gruseln der Neugier erweckten und sich selbst vor ihrer stets wachsenden Kunstfertigkeit nicht öffnen wollten.

Und als sie sich nun gar einmal an die weithin ragenden Türme der Stiftskirche wagten! Zuerst über dunkle Treppen nur bis zu den Schallöchern, wo die großen Glocken hingen, auf denen schon früher

kühne Forscher ihre Namen mit Kreide verewigt hatten, und wo nun der Gottfried und der Schragel stolz die ihren dazufügten, und dann über hohe, schwankende Leitern hinauf an im Luftzug sich schaukelnden Feuereimern vorbei bis zu den schmalen Luken, und das nächstemal dann hinein in die dunkeln bauchigen Kuppeln und hinauf in die Laternen, wo die kleinen Bimmelglocken hingen, von denen, so dicht bekritzelt sie waren, doch jede noch Platz bot für ein paar neue Namen! Und was sah man nicht alles von dort oben, wenn man hinabblickte in die schwindelnde Tiefe, und die Augen über die kleinen Häuser, über Wälder und Wiesen schweifen ließ bis an den Rand der Berge!

Und hatte die Forschung nach oben hinauf ihren unüberschreitbaren Abschluß gefunden, dann begann sie gegen die Tiefe. Da klaffte ein mächtiges Loch in der einen Wand des Turmes, das sich in einen tiefen Schlott fortsetzte, so schwarz, als ginge es da durch einen Rauchfang geradezu zum Pater Leodegar hinab, dessen Zimmer sich ja unmittelbar an den Turm anschlossen. Da wurde nun erst mit einer Kerze, die der Gottfried eigens zu dem Zwecke mitgenommen hatte, gründlich ausgeleuchtet, und als unten eine Stufe und dann noch eine entdeckt wurde, da ließ sich zuerst, freilich nicht ganz ohne Bangen, der Gottfried hinab, und da er nun mit gepreßtem Atem hinaufrief, daß da eine Wendeltreppe ab-

wärts führe, kam auch der Schragel nachgekrochen, und nun stiegen sie mit dem kleinen Lichtstümpchen in die Tiefe hinab, immer tiefer und tiefer und immer noch weiter über ungezählte Stufen, von denen einige schon zerborsten waren und eine fast gar nur mehr aus einem klaffenden Loche bestand.

Wo sie wohl hingelangen würden? Welch seltsame ungeheure Entdeckungen ihrer noch harrten? Aber auf einmal war die Stiege zu Ende und festes Mauerwerk umschloß sie, wo sie auch pochend sich hinwandten. Da erschrak der Gottfried plötzlich. Er hatte einen leisen, klagenden Ton vernommen. Er faßte den Andern bei der Hand und flüsterte ganz leise „hast du nichts gehört?“ „Ja,“ klang die fast nur gehauchte Antwort. Nun blieben sie eine Weile ganz mäuschenstille. Und da sie nichts hörten als die lauten Schläge ihrer Herzen, hob der Gottfried sein Kerzenstümpchen etwas höher, um den Umkreis besser zu beleuchten. Da wieder derselbe Ton. „Ein Geist,“ sagte zitternd der Schragel. „Tepp,“ antwortete der Gottfried, denn so gut war er jetzt schon mit dem Schragel, daß er das durfte. Und er hob das Licht noch höher, da piepste es ganz deutlich, und er bemerkte, wie sich etwas ober ihm rührte. Und nun sah er, daß ober ihm eine Menge länglicher, schwarzer Klümpchen an dünnen schwarzen Fäden hingen, und an eines davon war er mit seinem Lichte zu nahe gekommen, und da hatte das arme Fledermäuschen

zuerst geträumt, ein warmer Strahl des Frühlings dringe herein, es aus seinem Winterschlafe zu wecken, dann aber hatte es, da die Flamme zu schmerzen anfing, ängstlich die Flügel zu lockern begonnen und einen leisen Klageruf ausgestoßen. Und da wäre es zwischen der beiden Wanderern da unten bald zu einem heißen Kampfe gekommen. Denn wie der Schragel all die an der Unterfläche der Stufen hängenden Fledermäuse sah, wollte er welche losreißen, der Gottfried aber wollte es nicht leiden, und nur weil er die Kerze hielt und drohte, er werde sie auslöschen, wenn der Schragel nicht die Tiere in Ruhe lasse, setzte er seinen Willen durch.

Und derlei den Sinn für abenteuerliche Romantik und für phantastische Kombinationen anfachende Erlebnisse gab es immer wieder. Einmal entdeckten sie eine mit einer schweren Eisentüre und mächtigen vorgeschobenen Balken verschlossene kleine Zelle, die nichts als einen Betschemel enthielt und deren erblindete und dick verstaubte Fenster in den Chor der Kirche hinausgingen, und da wußten sie gleich, hier sei jener Abt eingesperrt gewesen, von dem eine Generation der andern überlieferte, daß er wegen irgend welcher geheimer Missetaten abgesetzt und bis an sein Lebensende in Haft gehalten worden sei. Und ein andermal standen sie mit Empfindungen, wie etwa Schatzgräber sie haben mögen, wenn sie mit ihren Spaten plötzlich den hohlen Klang einer eiser-

nen Kiste wecken, vor einer bunt bemalten Wand, die mit rostigen, eine gähnende dunkle Spalte überbrückenden Klammern an der anstoßenden Mauer befestigt war. Sie wagten nicht ein Wort zu sprechen, und hätten es auch kaum gekonnt vor Aufregung, und teilten sich ihre Gedanken nur mit, indem sie einander bei der Hand faßten und sich atemlos aneinander schmiegten; denn da sie nicht wußten, daß einst bevor ein Brand einige Trakte des Klosters zerstört hatte, hier noch ein Stockwerk gewesen war, wußten sie ganz bestimmt etwas andres, daß hinter diesen mächtigen Spangen und Schließen die geheimen Schätze des Stiftes verwahrt würden, die nun selber zu holen oder doch der Welt zu verraten, ganz in dem Bereich ihres freien Willens läge.

Einmal aber hätte der Gottfried fast ein wirkliches Abenteuer erlebt. Denn als er sich einst entschlossen hatte, seine Untersuchungen auch auf die Böden der großen Meierhöfe auszudehnen, und sich, weil der Schragel wegen irgend einer besonderen Missetat den Platz an seinem Pulte nicht verlassen durfte, allein auf den Weg gemacht hatte und eben auf den einen Meierhof zueilte, da sah er auf einmal aus dem Heuboden, den er schon ausgekundschaftet hatte und den er besuchen wollte, eine kohlschwarze Rauchsäule emporsteigen, und in dem Augenblicke stürzte auch schon ein Knecht, dessen Zipfelmütze gar angstvoll hin und her baumelte, aus

dem Tore heraus und schrie in einem singenden, aber dem Gottfried gar schrecklich klingenden Tone „Feuer! Feuer!“ Da lief aber der Gottfried, was er laufen konnte, und er hatte nur einen Gedanken, wie gut es sei, daß er nicht ein wenig früher daran gewesen sei! Und er lief geradewegs in den großen Stiftsgarten hinein, obwohl den zu betreten den Studenten so strenge verboten war, und er lief, bis er an eine hohe, lange Mauer kam, die den Garten abschloß, und da kletterte er an den Spalieren hinauf, und weil an der andern Seite keine Spaliere waren, schrie er so lange auf die Straße hinaus, daß man ihn retten und ihm eine Leiter bringen solle, bis man ihm richtig eine brachte, und dann stieg er eilend hinunter. Denn da er noch nie eine Feuersbrunst gesehen und nur die seltsamsten Sachen von Unglücksfällen gelesen hatte, die durch die blitzähnlich schnelle Verbreitung des Feuers schon geschehen seien, hatte er beim fliegenden Rennen wie etwas ganz Selbstverständliches die Empfindung gehabt, daß das Feuer hinter ihm nachlaufe und ihm schon auf der Ferse sei.

Als er nun sah, daß das Feuer schön im Meierhofe geblieben war, da schämte er sich zunächst seiner Dummheit, und da er dann sah, daß es noch immer dortblieb und daß Groß und Klein sich zum Rettungswerke bei Pumpen und Spritzen einte, da ging er auch wieder herzu und legte wacker Hand

an, und wenn so die Löscheimer durch die Kette der Menschen flogen, dann dachte er, ob der oder der Eimer, den er jetzt weitergebe, nicht ein alter Bekannter vom Turm oben sei. Und da endlich nach einigen Stunden der Brand gelöscht war und vom ganzen Dache nur mehr glimmende Balken und kleine Haufen rauchender und glosender Asche übrig waren, da kletterte er auch noch zu denen hinauf, die oben den letzten Flämmchen und Funken den Garaus machten, und kam sich dabei gar wie ein Held vor.

Am nächsten Tage nahm seine heroische Stimmung zwar ein jähes, unvermutetes Ende, denn einer der Professoren hatte den unglücklichen Einfall, ihn in der Schule zu examinieren. Und da er so fleißig beim Löschen gearbeitet hatte, so hatte er doch natürlich nichts lernen können. „No wartet,“ sagte er sich, da er, und zwar durchaus nicht als siegreicher Held wieder in seine Bank zurückkehrte, „no wartet! Euch lösch' ich noch einmal das Stift, wenn es wieder zu brennen anfängt!“

So wirkte jedes einzelne Ereignis wieder weiter, wenn auch oft nicht gerade so, wie einer gedacht haben könnte, und nichts ging verloren, sondern alles kam auf fruchtbaren Boden und gedieh zum Guten oder zum Schlimmen — oder zu Beidem. Jede Anregung setzte sich in Gedanken und Empfindungen um, die sich wieder weiterspannen, jedes

gute Wort und jedes böse schlug Wurzel im Herzen, und jedes wirkliche oder auch nur vermeintliche Unrecht war wie eine Giftsaat, die heimlich fortwuchert und einmal reiche Frucht zu tragen vermag.

Neuntes Kapitel.

Und wieder war das Jahr herumgegangen, und da war der heiß ersehnte Zeitpunkt gekommen, wo der kleine Gottfried mit einem Rucke zu den „Großen" gehörte, nicht etwa weil er auch wirklich groß geworden war, sondern weil der strenge Zwang des Untergymnasiums sein Ende erreicht hatte und alle die Freiheiten und Privilegien der oberen Klassen lockend vor ihm lagen. Zunächst gingen sie freilich unter in der allgemeinen Freiheit der Ferienzeit, denn da konnte ja jeder Stöcke tragen, so groß und dick er sie finden mochte, und aus Pfeifen rauchen, so lang und übelriechend, als es ihm Spaß machte, und bei den paar Studenten, die im Orte wohnten und das ganze Jahr dablieben, kam es wirklich nicht darauf an, welcher grüßen mußte und wer nur nachlässig zu danken brauchte. Und aus dem Bereiche der Klostermauern heraus, die ihn bisher während des Schuljahres immer mit unüberschreitbaren Schranken umschlossen hatten, durfte er ja jetzt nicht nur während der wenigen Stunden, auf die sich auch die neue Freiheit beschränken sollte, son-

dern zwei ganze herrliche Monde lang lagen nun wieder Flur und Wald vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend lockend und lachend vor ihm.

Um so mehr schätzte er diese neue Freiheit freilich dann, als er auf sie beschränkt wurde, ja jedes Verbot, jede Schranke wurde ihm eigentlich zu einer Quelle doppelter Lust, einmal weil sie den Genuß alles dessen erhöhte, was gestattet war, und dann, weil sie ja doch nur zur Uebertretung lockte und zu einem fortwährenden stillen Kampfe Anlaß bot, der dadurch von seinen geheimen Reizen nichts verlor, daß er von der andern Seite oft nur zum Scheine geführt wurde. Das traf gerade bei den meisten der älteren Geistlichen zu, und aus diesen rekrutierten sich jetzt vorwiegend Gottfrieds Lehrer, während die jüngern sich doch nicht gerne durch oft nur vermeintliche Schlauheit besiegen ließen und einer gewissen pädagogischen Eitelkeit und oft auch eines neidischen Uebelwollens nicht ganz Herr werden konnten, wenn sie irgend etwas wahrnahmen oder erfuhren, was nicht für ihre Kenntnis bestimmt war, mochte sie es schließlich im Grunde genommen noch so wenig angehen.

Zu dieser zweiten Gruppe gehörte auch der Nachfolger des Pater Leodegar. Eigentlich hatte der Pater Leodegar gleich zwei Nachfolger, da nicht nur Gottfried den Bereich seiner engern Machtsphäre verließ und nun in die oberste Abteilung

der Klosterzöglinge eintrat, sondern da auch der Pater Leodegar sich zur selben Zeit von der rein erziehlichen Tätigkeit zurückzog, um „nur mehr dem Unterricht und der Wissenschaft zu leben," wie er sich nach einer allgemein verbreiteten Version, deren Quelle allerdings nicht nachzuweisen war, der stattlichen, schönen Dame gegenüber geäußert hatte. Sein Nachfolger in den Räumen, längs deren die geheimnisvolle Wendeltreppe hinabführte, war ein junger, auffallend blasser Mann geworden, dessen übertriebene, manchmal fast an das Zärtliche grenzende Freundlichkeit jüngern Knaben gegenüber den Gottfried, dessen Lehrer er auch einmal eine Zeit lang gewesen war, vom ersten Augenblick an unangenehm berührt hatte.

Des Pater Leodegar Nachfolger in der Erziehung Gottfrieds aber war ein Geistlicher, der eigentlich aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt war, Gegensätzen, die sich freilich nach keiner Richtung hin zu einer das gewöhnliche Mittelmaß übersteigenden Bedeutung erhoben. Schon das noch jugendliche, frischgefärbte Gesicht stimmte nicht recht zu dem bereits kahlen Scheitel, ganz widerspruchsvoll aber war seine Art und sein Gebaren. Das einemal war er herablassend, ja fast kameradschaftlich mit den jungen Leuten, geneigt, jede Kritik an seinen Amtsbrüdern zu üben und zu dulden, das anderemal, wenn irgend etwas seine Empfindlichkeit oder seine

Eitelkeit verletzt hatte, aufgedonnert wie ein Pfau. Jetzt war er bereit, bei allem durch die Finger zu sehen, dann auf einmal wandelte ihn die Lust an, als Mann eiserner Disziplin zu erscheinen und seine pädagogische Veranlagung in hellstem Lichte erstrahlen zu lassen. Auf jeden Fall aber wollte er immer geschmeichelt und um alles recht oft und recht lange gebeten sein, bevor er es endlich in Gnaden gewährte. Das aber tat er gewöhnlich erst, nachdem er den eine Erlaubnis Erbittenden lange hingezogen und möglichst ungeduldig gemacht, und ihn damit gereizt und stets von Neuem geködert hatte, daß er das Verlangte nicht unbedingt abschlug, aber es doch nur halb in Aussicht stellte, wobei er sein Spiel so betrieb, daß der andre Teil weder die Hoffnung noch die Lust verlor, es fortzusetzen, und doch bis zum letzten Augenblicke nicht sicher war, sein Ziel auch zu erreichen.

Das war nun nicht der richtige Mann für Gottfried. Denn wenn ihm etwas, was er geglaubt hatte, verlangen zu dürfen, abgeschlagen wurde, dann hörte er eben auf, darum zu bitten; das entsprach aber durchaus nicht den Neigungen und Wünschen jenes trefflichen Pädagogen, und so suchte er, ihn selbst durch allerlei Winke und Anknüpfungen dazu zu bestimmen, sein Anliegen zu erneuern, damit dann das alte Spiel wieder aufgenommen werden könne. Da aber Gottfried hiezu nicht zu kriegen war

und der Andre das auf die Dauer nicht aushielt, daß die Sache nun aus sein solle, war gewöhnlich das Ende solch kleiner Zwischenfälle, daß er auf einmal in großmütiger Eröffnung aus freien Stücken gewährte, was er zuerst verweigert oder womit er doch zögernd hingehalten hatte.

So nahm er seinen Gewährungen immer selbst den innern Wert, verwischte und zerstörte die Grenzen zwischen dem, was man für zulässig halten konnte und was nicht, und leitete die Einen zu Unterwürfigkeit und Zudringlichkeit an, die Andern aber zu Trotz und Verbissenheit, und da sie beides doch nicht offen und andauernd zeigen konnten, zum Ueberflusse auch zu einer gewissen Heuchelei. Diese zweite Art von Wirkungen hatte sein pädagogisches System auch auf Gottfried, und dieser faßte einerseits eine tiefe Abneigung gegen seinen Erzieher, andrerseits fühlte er doch gelegentlich jene eigentümliche undefinierbare, am besten vielleicht noch als selbstsüchtige Liebe zu bezeichnende Empfindung für ihn, die wir Personen gegenüber nur zu leicht hegen, von denen wir wissen, daß wir sie brauchen und daß wir von ihnen bei einiger Anstrengung schließlich alles erreichen können, was wir wollen. In seiner Seele aber entwickelte sich ein immer lebhafterer Drang, sich allen allgemeinen Satzungen zu entziehen und es durchzusetzen, daß just er nicht zu tun oder zu lassen brauche, was alle andern tun

oder lassen mußten, wobei er dann schließlich, wenn er sich nur einmal von dem, was er als Fessel fühlte, befreit hatte, von der ertrotzten oder erlisteten Freiheit oft gar nicht einmal Gebrauch machte.

Ja auch die neuen Rechte, die Gesetz und Herkommen jetzt allen gemeinsam eröffnet hatte, sanken für ihn zumeist von dem Augenblicke an stark in ihrem Wert, als sie nicht mehr der Zauber des Verbotes umstrahlte. Die ersehnte Pfeife verschwand gar bald in irgend einer Lade und der massive Knotenstock ward oft tagelang nicht in dem beschaulichen Verhältnis gestört, das er in einer stillen Ecke mit einem Spucknapf hatte eingehen müssen. Bei dem, was Gottfried das liebste war von den neuen Freiheiten, bei dem Herumstreifen in Wald und Feld, hatten sich beide, Pfeife und Stock, ja doch nur als Hindernis erwiesen.

Die Streifereien im Umkreis des Ortes wechselten jetzt aber auch mit Bummel- und Schlendergängen über die Plätze und durch die Gassen und Gäßchen des Marktes, und die größere Freiheit, die Gottfried erworben hatte, führte nun zur Anbahnung neuer Freundschaften, über denen die Beziehungen zum Schragel sich um so rascher lockerten und lösten, als sie ja nie über den Interessenkreis hinausgegangen waren, der aus den Nöten der Schule und aus Balgereien und allerhand Streichen sich ergeben hatte.

Im Orte unten aber gab es jetzt immer so viel zu sehen und zu hören, ganz anders als in den paar Sommermonaten, in denen die „Kosthäuser“ geschlossen waren und während deren, weil die Erhaltung der Studenten die Hauptbeschäftigung und den eigentlichen Beruf der meisten Einwohner bildete, alles verödet dalag und kaum jemand auf den Straßen zu sehen war. Jetzt aber wimmelte es überall geschäftig herum. Kleine und große Studenten, wo man hinsah, dazwischen liefen Geschäftsleute und Handwerker hin und her, dort schnaufte ein behäbiger Kostherr die steile Straße hinauf, die vom Markte zum hochgelegenen Kloster führte, da trippelte eine rührsame Kostfrau die endlose Treppe herab, die ihr einen bequemeren Verbindungsweg bot. Und während sonst alle die Zeit zuhause verdämmerten oder verschliefen, hatten sie es jetzt alle furchtbar eilig, große Päcke hin und her zu tragen, Erkundigungen einzuziehen, Meldungen zu erstatten, Nachrichten zu holen, und dazwischen noch mit Bekannten, denen sie begegneten, rasch eines zu schwatzen.

Da gab es wohl seltsame Menschen, verhutzelte Männchen, die über der Leitung und Betreuung eines größeren Haushaltes zu alten Weibern geworden waren, und komische Frauen, die der stete Kampf mit der ihrer Obhut anvertrauten Horde zu resoluten Männern oder zu zungen- und handfertigen Furien herangebildet hatte. Und von diesen allen

wußten Gottfrieds neue Freunde die lustigsten Sachen zu erzählen, jedes von ihnen hatte einen Haufen der seltsamsten Schrullen und irgend einen noch seltsameren Spitznamen, der wieder seine besondere Entstehungsgeschichte hatte, und weil es meist Witiber und Witwen oder gar alte Hagestolze und alternde Jungfern waren, die ihr Geschick und die Notwendigkeit, sich die Notdurft des Lebens zu verdienen, wie ein böser Wind hier zusammengeweht hatte, so fehlte es auch nicht an den heitersten Zwischenfällen und an Klatsch aller Art, worin natürlich die hoffnungsvolle Jugend immer gleich aufs beste bewandert war.

Aber auch an Mädchen aller Altersstufen von mannigfacher Art mangelte es nicht, und so ungleich die Natur sie auch ausgestattet haben mochte, entbehrte doch kaum eine von ihnen so sehr jeden Vorzuges, daß nicht der oder jener doch etwas zu ihren Gunsten hätte anführen können. Die einen waren jung und hübsch, und die andern wieder waren klug und erfahren, und wieder andere, wenn sie auch nicht mehr jung und nie hübsch gewesen und noch immer nicht klug geworden waren, wußten doch jeden freundlichen Blick und jedes kühnere Wort und jeden wohl oder schlecht angebrachten Händedruck viel besser zu würdigen als die hoffärtige Jugend, Schönheit und Klugheit. Da waren die, die eben heranschossen zu dem Maße, bei dem erst die Beachtung beginnt

und noch, wenn sie einem Studenten begegneten, der ihres Interesses würdig gefunden worden war, mit dem Lachen herausplatzten, sich heimlich und doch merklich anstießen und, kaum daß sie vorbeigekommen waren, zu laufen anfingen, was sie nur konnten. Und da waren die, die schon so sittsam geworden waren, daß sie bis hinter die Ohren rot wurden und die Augen zu Boden schlugen, wenn sie an irgend einem jungen Burschen nur vorbeigingen, und dann die, die, wenn sie vorüber waren, sich wenigstens verstohlen umsahen; und dann kamen die, die einen freundlichen oder bewundernden Blick schon wohlgefällig empfanden und wohl auch dankbar erwiderten, und schließlich die, die einen kühnen Gruß bereits mit artigem Danke lohnten, oder von denen man gar, falls Zeit und Gelegenheit günstig war, auch eine nicht abweisende Antwort auf eine Ansprache erhalten mochte, wenn man zu dieser den Mut fand.

Freilich kamen für das alles wohl nur die „Ganzgroßen" unter den Studenten in Frage, und was noch in den Jahren Gottfrieds stand, fand noch keine Beachtung, wenn es auch schon selber der heranwachsenden und herangewachsenen weiblichen Jugend aus scheuer Entfernung stille Huldigung weihte. Dem Gottfried allerdings hatte sein Glücksstern schon bald nach Beginn seiner neuen Herrlichkeit zu der seltenen Begünstigung verholfen, die per-

sönliche Bekanntschaft einer der jungen Damen zu machen, die schon auf den höheren Stufen sich entwickelnden Mädchentumes stand.

Bildeten auch die „Großen" eine eigene Kaste für sich, gleichsam den Adelsstand des Reiches, so gab es doch auch unter ihnen wieder tief eingreifende Unterschiede des Ranges, von denen freilich mit jedem neuen Jahre ein Teil siegreich überwunden wurde, bis man endlich oben stand auf der Sonnenhöhe der Macht und des Ansehens. Am schlechtesten hatten es natürlich die Jüngsten, besonders im Kloster drinnen, wo sie gemäß ehrwürdiger Ueberlieferung zu den Aelteren geradezu wie zu höhern Wesen emporblicken mußten, ja innerhalb der Adelsrepublik gleichsam wieder eine Art von Sklaven darstellten, die nach Bedarf und Laune zu allen möglichen Dienstleistungen herangezogen wurden und gelegentlich sogar geradezu grausame Quälereien über sich ergehen lassen mußten. Und doch hätte keiner ernstlich gewünscht, daß in diesen feudalen Institutionen eine grundsätzliche Aenderung eintrete, denn das eine Jahr der bedrückenden Hörigkeit war ja nur der unvermeidliche Durchgang zu den Jahren der beglückenden Herrschaft, und was man jetzt etwa erleiden mußte, das konnte man dann reichlich — andern vergelten!

So konnte es geschehen, daß Gottfried, als er an einem winterlichen Sonntag vom Fenster auf

die Leute hinabblickte, die eben nach dem Nachmittagssegen aus der Kirche strömten, von einem Größeren, der sich neben ihn gestellt hatte, plötzlich einen dringenden „Auftrag" erhielt. Eine stattliche junge Dame wurde ihm gezeigt, die in ein lebhaftes Gespräch mit ein paar Freundinnen vertieft, und doch dabei gelegentlich mit den Blicken das Fenster streifend, unter der Menge ging, ein Zettel wurde rasch bekritzelt und Gottfried erhielt die Weisung, der jungen Dame den Zettel so zu geben, daß niemand es merke.

Das war nun verteufelt schwer, aber mit umso größerem Eifer unterzog sich Gottfried der Aufgabe. Bald war er hinter der Schönen her, und durch wechselndes Vorgehen und Zurückbleiben gelang es ihm auch nach einer Weile, Beachtung zu finden. Aber auch den Freundinnen war Gottfrieds unternehmendes Wesen aufgefallen, und um so enger schlossen sich nun alle aneinander, wie Schafe zu tun pflegen, wenn sie das Aufsteigen eines Gewitters fühlen. So hoffte er denn, daß die Freundinnen irgendwo abschwenken und ihm das Feld frei lassen werden. Und nun blieben die drei auch richtig vor einer Türe stehen, aber Gottfried mußte zu seinem Mißvergnügen wahrnehmen, daß hier nicht die andern einzutreten gedachten, sondern daß die sich verabschiedete, der sein Auftrag galt. Mit raschem Entschluß ging er vor, und dann kehrte er

mit einemmale mit einer Gebärde, als hätte er etwas vergessen, rasch um, drängte sich fast unartig zwischen der jungen Dame, die, den Rücken der Haustüre zugewandt, dastand, und der Türe durch, und steckte ihr flink den Zettel in die herabhängende Hand, diese zugleich zusammendrückend, daß sie nicht etwa im Schreck das Empfangene wieder fallen lasse. Aber die letzte Sorge war wohl überflüssig gewesen, denn die Dame hatte im Augenblicke den Druck dankbar erwidert und auch schon mit ruhiger Sicherheit Hand samt Inhalt in die Tasche ihres Kleides versenkt, ohne auch nur durch eine Bewegung Verwunderung oder gar Aufregung zu verraten.

Erst als alles vorüber war, kam Gottfried zum vollen Bewußtsein der Kühnheit seines Unterfangens. Vorher hatte er vor Aufregung gar nicht Zeit gefunden, seine Aufregung zu bemerken. Jetzt erst wurde er sich klar, daß er eigentlich die ganze Zeit hindurch in seinem Innersten fest überzeugt gewesen war, die Dame werde den Brief erzürnt zurückweisen, und er begriff mit einemmale nicht, daß er so keck hatte sein können, ihr den Zettel einfach in die Hand zu stecken, sie so nachsichtig, sich nicht sofort entrüstet umzuwenden. Und der bloße Gedanke war ihm peinlich, ihr wieder zu begegnen und er war überzeugt, sie würde mit einem strafenden Blick nachholen, was sie damals versäumt hatte.

Und da sie nun wirklich einmal den zur Bequem-

lichkeit der Fußgänger mit breiten Steinen gepflasterten Weg, der die äußere Klosterumfriedung entlang hinlief, heraufkam, während er ihn hinabging, und kein Ausweichen und Entrinnen möglich war, und er sich schon scheu vorbeischleichen wollte, da traute er seinen Augen und Ohren kaum, denn sie nickte ihm freundlich zu und sagte ganz deutlich „danke schön". Und wenn er doch noch an eine Sinnentäuschung gedacht hatte, so mußte der letzte Zweifel schwinden, da sie bei einer nächsten Begegnung ihm abermals vertraulich zuwinkte, so daß er sich Vorwürfe machen mußte, so unartig gewesen zu sein, daß er nicht gleich selbst sie gegrüßt hatte.

Und er erhielt Gelegenheit, diesen Verstoß gut zu machen und machte ihn gut, und als dann das Frühjahr ins Land zog und der herrliche Maien kam, da bot er sogar täglich seinen achtungsvollen Gruß; denn um diese Jahreszeit vereinte die Kirche allabendlich eine Menge Volkes beiderlei Geschlechtes, Junge und Alte, zu einer besonderen Andacht, nach deren Ende dann alles in breitem Strome sich aus den Toren und Gängen des Klosters herausdrängte.

In frühern Jahren, da war Gottfried wohl, wenn seine Sündenlast und seine Angst vor der ewigen Pein ihn allzustark drückten, das eine oder anderemal in das mystische Halbdunkel der Kirche hineingeschlichen und hatte in dem mit betäubendem Weihrauchduft gesättigten dunstigen Schimmer bei dem

zitternden Scheine der Lichter und dem brausenden Klange der Orgel versucht, ob er denn nicht doch den Ausweg aus seiner marternden Pein finde. Einmal war es ihm sogar vorgekommen, eine Madonna in rauchgeschwärztem Rahmen blicke gerade ihn recht ernsthaft an, und als er zerknirscht und zugleich doch hoffend seine Augen immer eindringlicher auf sie richtete, da wurde ihr Antlitz immer freundlicher und immer lieblicher und jetzt nickte sie ihm gar Hilfe verheißend zu. Und da hatte er wirklich gemeint, jetzt habe er die Kraft, den Vorsatz zur Besserung zu fassen, und morgen werde das neue Leben, und vor allem die so lange verschobene Erfüllung seines Gelübdes beginnen. Aber schon der nächste Tag brachte ihm bittere Enttäuschung, denn der halbe Tag war schon um, als ihm überhaupt erst einfiel, daß heute das neue Leben hätte beginnen sollen, und er zugleich zum Bewußtsein kam, daß, obwohl erst der halbe Tag um war, er schon mehr Sünden begangen hatte, als sonst manchmal an zweien, und daß er weiter entfernt war von ernstlichen Besserungsvorsätzen und unselbstsüchtiger Reue als je.

Jetzt freilich zog es ihn nicht mehr hinein zu denen, die drinnen beteten und sangen, dafür aber fehlte er nie unter jenen, die draußen auf den breiten Steinplatten die ganze Zeit auf und ab schlenderten, um die Kirchengänger und Kirchengängerinnen Revue passieren zu lassen, wenn sie kamen und wenn sie

gingen. Die stets freundlich, ja vertraulich erwiderten Grüße, die Gottfried so allabendlich zweimal der jungen Dame darbrachte, hatten von Anfang an eine gewisse neidvolle Anerkennung seiner Freunde erweckt, und da Gottfried auf die Fragen, wie er mit ihr bekannt geworden sei, nur ausweichend antwortete, weil er glaubte, weder seinen Auftraggeber noch die junge Dame verraten zu dürfen, wuchs sein Ansehen, denn man nahm jetzt an, er habe eigene Geheimnisse zu verschweigen.

Aber eines Tages stieg dieses Ansehen geradezu zur Bewunderung. „Da schau her," sagte einer seiner treuen Begleiter, als sie sich eben durch den sich vom Kloster herabwälzenden Strom hinaufwanden, „was ist denn das für ein hübsches Mäderl? Die hab' ich ja noch nie gesehen!" Und wie Gottfried in die angegebene Richtung hinsah, da durchzuckte es ihn wie mit einem Schlage. Denn die da eben an ihm vorbeiging und gerade auch zu ihm herübersah, das war niemand anders als die Clara. Und wenn sie auch aus einem kleinen Mädchen schon ein ziemlich großes Mädchen geworden war, so erkannte er sie doch gleich. Gerade konnte er noch seine Mütze herunterreißen und gerade konnte sie noch verlegen und errötend danken, und dann waren sie schon von den gegeneinander wogenden Strömen auseinandergetragen.

Da seine Begleiter ihn bedrängten, wer das

gewesen sei, brauchte er eine Zeit, bis er sich den Fragen entwinden und die neben dem Strome der Fußgänger herlaufende freie Fahrstraße gewinnen konnte, und gerade war er noch zurecht gekommen, daß er wahrzunehmen vermochte, nach welcher Richtung dort unten, wo die gerade Zeile der Mauern endete, die Gefährtin jenes herrlichen Tages „der hinter ihm liegenden Jugendzeit“ abschwenkte. So schnell es der öffentliche Anstand und die eigene Würde gestatteten, eilte er die Straße hinab, und als er nun dorthin kam, wo diese steil den Berg nach abwärts führte, sah er die, der er folgte, schon fast am untern Ende angelangt. Und er hätte sie auch gewiß nicht mehr eingeholt, wenn ihr nicht zuerst ihr Gebetbuch aus der Hand gefallen wäre, das sie doch aufheben mußte, und ihr nicht dann gar beide Schuhbänder aufgegangen wären, die sie doch zubinden mußte.

So erreichte sie der Gottfried doch noch, gerade wie sie in das Haustor eintreten wollte, vor dem sie sich ihre zierlichen Halbschuhe wieder festgemacht hatte. „Clara! — Fräulein Clara!“ rief er noch ganz atemlos, denn den Berg herab war er sogar, ganz unbekümmert um Anstand und Würde, gerannt. Da wandte sie sich um und sagte verlegen: „Ja wirklich! Ich hatte Sie gar nicht gleich erkannt! Daß Sie mich nur erkannt haben!“

„Aber,“ erwiderte er ganz vorwurfsvoll und

dabei noch immer schnaufend, „Sie nicht erkennen! Und wenn Sie hundert Jahre alt geworden wären!" Da lachte sie und wurde wieder verlegen, und dann sagte sie: „Jetzt muß ich aber hineingehen ins Haus — ich kann nicht so unter der Türe stehen bleiben." — „Ach, könnten wir denn nicht noch ein bissel weiter gehen, ich hab' Sie ja so riesig viel zu fragen — —." „Nun, ein ganz kleines bissel könnte ich schließlich schon weitergehen und mir dort ein Briefpapier kaufen — —"

So gingen sie denn weiter. „Ja sagen Sie mir nur," fing der Gottfried gleich an, obwohl er noch immer nicht ganz bei Atem war, „wohin sind Sie denn damals so spurlos verschwunden — ich habe Sie ja gesucht, jeden Tag, und gewartet, von der Früh bis zum Abend, und ganz desparat war ich —" da ging ihm der Atem vollständig aus, weil er alles so rasch hervorsprudelte, denn zu dem Kramladen, auf den Clara gedeutet hatte, waren nur ein paar Schritte, und rot wurde er auch.

„Ja, ich bin doch gleich am Tage darauf krank geworden und habe Halsweh und einen furchtbaren Schnupfen bekommen — wissen Sie, weil ich mir die Füße —" da wurde sie rot und fing einen andern Satz an: „Und dann mußte ich gleich nachhause fahren, weil meine Mutter mich geholt hat."

„Und haben Sie Ihr Täschchen gefunden, und waren Sie es —" jetzt wurde wieder er rot.

Inzwischen aber waren sie beim Krämer angekommen und Clara sagte „Ich muß da hinein, adieu!“ Wie sie aber mit dem kleinen Briefbogen in der Hand herauskam, stand der Gottfried noch da. „Wissen Sie was?“ sagte er, als sie sich wieder ihrem Hause zuwandte, „könnten wir nicht noch ein Stückerl weitergehen? Es ist so schön heute — und zur Kapelle wäre es gar nicht weit.“ „Was Ihnen nicht einfallt,“ sagte sie unwillig, „das würde sich doch gar nicht schicken,“ und sie wurde wieder ganz rot. Und da wurde auch er ganz verlegen. Und dann fragte er rasch: „Sind Sie wieder bei Ihrer Tante hier?“ Und da sie „ja“ sagte, fragte er auch gleich, wer die Tante sei, und da wurde sie wieder verlegen, diesmal freilich nur, weil sie sich genierte, als sie sagen mußte, daß die Tante die Frau des Käsestechers sei.

An das dachte aber der Gottfried nicht, daß sie sich ihrer Verwandtschaft schämen könnte, und so meinte er nur, er habe schon wieder etwas Unpassendes gesagt. Und weil sie schon fast bei dem Käsehause angelangt waren, fragte er noch rasch, ob sie jetzt länger dableibe, und da sagte sie zögernd, sie wisse es nicht. Und da standen sie auch schon beim Tore, und da fragte er in seiner Angst, es könnte am Ende alles kommen wie damals, noch rasch: „Seh' ich Sie morgen wieder nach der Maiandacht?“ Da wurde Sie noch röter und sagte: „Wenn ich auch

in die Maiandacht gehe, so dürfen Sie mir doch nicht nachgehen und dürfen mich auch nicht anreden oder gar begleiten, denn alles das schickt sich nicht und ist im höchsten Grade unpassend — wenn es jemand sieht." Und da machte der Gottfried ein beleidigtes Gesicht, und sei es nun, daß er nur ihre letzten paar Worte zu wenig gewürdigt und erfaßt hatte, oder sei es, daß er meinte, bei Fräulein Clara werde es sein wie bei seinem Präfekten, oder sei es schließlich, daß er wirklich in seinem Herzen gekränkt war und sich durch ihre ängstliche Korrektheit abgestoßen fühlte: er sagte nichts als „Guten Tag", drehte sich um und ging weg.

Zehntes Kapitel.

Die neuen Freundschaften brachten Gottfried auch neue Interessen. Zunächst für die Werke der Dichter, die, so lange ihm ihre Bekanntschaft nur durch den Unterricht vermittelt worden war, in dem fahlen Schimmer der Langweile, mit dem dort die von vorneherein geordnete Regelmäßigkeit und der tägliche Zwang alles überzog, bei ihm noch nicht zu ihrem Rechte gekommen waren. Bald aber trat nun auch die Tätigkeit in der Schule für ihn in einen andern Gesichtskreis. Weil ihm nur das Eindringen in das formale System der älteren Sprachen Schwierigkeiten machte, und sich solche Schwierigkeiten sonst

nirgends für ihn ergaben, da sie nicht auf irgend einer Schwäche des Verständnisses beruhten, sondern nur aus einer gewissen Flüchtigkeit seines jugendlichen Wesens hervorgingen, hatte er bisher aller andern Gegenstände des Unterrichtes kaum geachtet, um so weniger, als sie nach dem Systeme, auf dem die Doppelleitung des Gymnasiums beruht, ihm immer nur als lose aneinander gereihter Gedächtniskram entgegengetreten waren. Jetzt aber hatte nicht nur eine andere Betrachtungsweise bei den Lehrenden Raum gewonnen, es fielen auch von außen auf einmal ganz neue Lichter in seine Seele.

Auch unter den im Orte ansäßigen Bürgern hatten nämlich etliche Söhne, die den Studien oblagen, ja manchen Familien hatte die Anstalt mit den Möglichkeiten, die sie zu gleicher Zeit für die Ausbildung der Jugend und für den Erwerb der Alten bot, geradezu den Anstoß dazu gegeben, an ihrem Sitze selber seßhaft zu werden. Wenn dann die Söhne später auf die Hochschule kamen, so verbrachten sie nicht nur ihre Ferien, sondern bei der eigentümlichen Gestaltung des Fakultäts- und Kollegien-Wesens oft auch einen guten Teil des übrigen Jahres zuhause, wo es für sie vielleicht bequemer und jedenfalls billiger war. Und gerade bei denen, die sich den sogenannten philosophischen Studien zugewendet hatten, traf dies des öftern zu, weil diese in dem kleinen Marktflecken viel mehr Zeit und Muße

hatten, sich für die Prüfungen und die schriftlichen Arbeiten, die ihre Studien abschließen sollten, vorzubereiten, als im Getriebe der Stadt; ja auch die eigentlichen Studien selbst betrieb der Eine oder Andre lieber hier, freilich nur dann, wenn er von dem innern Wert und der anregenden Kraft der Vorlesungen durch seine Erfahrungen nur wenig zu halten gelernt hatte und zugleich in sich die Kraft und die Lust fühlte, sein eigener Lehrer zu sein und sich selbst den Stoff seines Studiums zu erschließen, oder doch ihn aus sich heraus zu verarbeiten.

Solche Leute aber, deren es zufällig damals ein paar im Orte gab, fühlen, wenn sie auch selbstständig und eigenmächtig sind im Erwerben, doch das Bedürfnis, was sie gewinnen, auch wieder weiterzugeben, den Lehrer, den sie für sich verschmähen, in den Formen freundschaftlichen Verkehres bei Andern zu machen, und das zwanglose Lehren ist es dann eigentlich, was ihnen den Zwang des Lernens ersetzt.

So traf es sich, daß der kleine Kreis, dem Gottfried angehörte, sich enger um ein paar junge Leute schloß, die durch ihr Alter, ihre „Welterfahrenheit“ und nicht zuletzt auch durch sympathische Persönlichkeit von vornherein Ansehen und Einfluß gewonnen hatten, und dabei unwillkürlich, insbesondere ohne jede verstimmende Absichtlichkeit, bei ihrer Gefolgschaft die Interessen erweckten, die sie bei jedem

vernünftigen Menschen wie etwas selbstverständliches voraussetzten.

Besonders einer war unter ihnen, der seinen reichen Anlagen abwechselnd nach allen Richtungen hin die Zügel schießen ließ, und wenn auch er selbst über dem steten Hin-und-hersatteln zwischen den germanistischen, historischen und rein philosophischen Disziplinen immer zu keinem rechten Abschlusse für sich kam, doch eben gerade dadurch die Voraussetzungen für eine andauernde Förderung und Anregung bei andern in sich schloß. Zugleich besaß der „Kollega", wie er bald von seinen jungen Freunden in scherzhaftem Gönnertone genannt wurde, nicht nur die Gabe gewandter dialektischer Darstellung, sondern sein ganzes Wesen war bei allem Ernst des Strebens, das ihn beseelte, mit einer steten Heiterkeit durchtränkt, vermöge deren auch die gründlichste Erörterung bei ihm fast immer eine scherzhafte Form annahm und sich gewöhnlich rasch einen Rahmen schuf, der sich aus der Persifflage gesellschaftlicher Einrichtungen, aus Selbstironie und aus einem zur Erwiderung herausfordernden leichten Spott ganz von selbst zusammenfügte. Und da dem „Kollega", der ja der Anstalt und ihren Satzungen nicht mehr unterstand, der große Klostergarten, aus früheren Zeiten her noch immer der „Hofgarten" genannt, zu freiem Besuche offen stand, dehnte er sein „Recht" kraft eigener Machtvollkommenheit auch

auf seine Jünger aus, wohlvertraut mit der herrschenden Geneigtheit, das, was man im Prinzipe verboten hatte, so lange stillschweigend zu dulden, als es nur irgend anging.

So fand die junge „Akademie", in der jeder mit der frisch zugreifenden Keckheit der Jugend sich den Namen irgend eines Gelehrten beilegte, der ihm als besonders bedeutend erschien, auch von selbst einen würdigen Rahmen, ja sogar einen festen Sitz in einem luftigen Sommerhäuschen, dessen Fenster, wenn man es nur im Frühjahr kunstvoll von außen eröffnet hatte, bis zum Herbste den ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern als natürlicher Ein- und Ausgang diente. Denn da von andern Leuten doch nie jemand auf den Gedanken kam, sich vom Gärtner den Schlüssel zu dem halbverfallenen Gartenhäuschen zu holen, um ihm einen Besuch abzustatten, so blieb das Fenster immer die wärmere Jahreszeit hindurch seiner neuen Bestimmung erhalten, bis es nach der feierlichen Schlußsitzung der „Akademie" wieder kunstvoll von außen verschlossen wurde.

Die ganze Art des neuen Verkehres hatte für Gottfried die Wirkung, daß er alles, was die Schule bot, unter ganz andern Gesichtspunkten zu betrachten begann. Zunächst wandte er ihm erhöhte Aufmerksamkeit zu, gar bald aber hatte er die Empfindung, schon weit darüber hinausgeführt zu sein.

Und da die kritische, skeptische und zersetzende Art, in der ihm diese Meinung vermittelt wurde, einen kräftigen Wiederhall in seinem eigenen Wesen fand, setzte er sich gleich selbst in ein kritisches Verhältnis zu dem, was er in sich aufnehmen sollte, und war, bevor ihm auch nur sein Inhalt bekannt war, schon überzeugt, daß gewiß wieder die Hälfte davon nicht wahr sein werde. So fing er seine Häuser nicht von unten an, sondern begann mit dem Dachwerk, und erst nach und nach wuchs dem, was er von oben herab baute, von unten entgegen, was er, notgedrungen dem Lehrplan der Schule Rechnung tragend, im Tagwerke hatte aufeinander schichten müssen, woraus sich dann naturgemäß allerhand Baustörungen ergaben, wie auch mancherlei Baugebrechen, die freilich oft erst in viel späteren Zeiten zutage traten.

Da er nun bald heraußen hatte, daß er das, zu dessen Darlegung der Lehrer eine Stunde brauchte, zuhause in zehn Minuten dem Gedächtnisse einprägen konnte, fing ihn die Zeit, die er in der Schule mit Zuhören verbringen sollte, überhaupt zu reuen an und er arbeitete in den Schulstunden lieber fleißig auf eigene Faust an seinen verschiedenen Dächern, als daß er die Lehrer ruhig ihre Fundamente hätte legen lassen. Er konnte das um so leichter, als diese gar bald seine Sonderart erkannt hatten, und als viele unter ihnen selber Autodidakten waren, alle aber

sich in der angenehmen Lage befanden, daß sie sich um die von den ministeriellen Ober-Pädagogen ausgeheckten methodischen Schrullen herzlich wenig zu kümmern brauchten.

Es genügte den meisten, daß Gottfried wußte, was er wissen sollte, und sie standen ihm gerne bei, wenn er ihre Hilfe, von der er in der Schule nicht sonderlich viel zu halten schien, außerhalb dieser um Bücher und Ratschläge in Anspruch nahm, und sie auch gelegentlich zu Vertrauten seiner Meinungen und kleiner Arbeiten und Entwürfe machte. Nur einer konnte es gar nicht recht vertragen, wenn er sah, daß Gottfried während seines Unterrichtes gemächlich in irgend einem dicken Buche las, das mit dem, was er eben mit flammender Beredsamkeit darlegte, so gar nichts zu tun hatte. Und das war gerade der gutmütigste, harmloseste von allen, jener alte Herr, der, als Gottfried von der Tante ihm vorgeführt wurde, so außerordentlich betreten war, daß man für einen Knaben der Art, wie die Tante Gottfried schilderte, auf das von ihm geleitete Institut verfallen sei. Aber da sein Lehrgegenstand nicht das Wissen, sondern der religiöse Glaube war, konnte er natürlich nicht so tolerant sein wie seine Amtsbrüder, und da Gottfried, durch Langweile zur Aufmerksamkeit gezwungen, diese nun auch in kritischen Fragen und Einstreuungen zum Ausdruck brachte, kam es nicht selten zu kleinen Zwischenfällen, die

freilich bei dem wohlwollenden Naturell des Teiles, auf dessen Seite die Macht stand, von Anfang an keinen Gedanken an Gefahr aufkommen ließen, ja, je ernster sie für den Augenblick behandelt wurden, eine desto heiterere Stimmung bei den Zusehern und Zuhörern erweckten.

Ueber all dem erwachten Ernst verlor aber Gottfried nicht die Lust zu den gewohnten und zu allerlei neuen Streichen, zu denen die neu entstandenen Gelegenheiten verleiteten; ja ein paarmal nahmen sie sogar einen so bedenklichen Charakter an, daß nur die nachsichtige Gutmütigkeit, zu der die meisten seiner „Richter“ im Laufe der Jahre gegenüber der Jugend gelangt waren, und die wohlwollende Sympathie, die er sich durch sein Interesse für weit über das Lehrziel hinausgehende Arbeit erworben hatte, ihn vor ernsten Folgen seiner vermeintlichen Scherze zu bewahren vermochte.

Der frühzeitig in ihm erwachte Sinn für den bezwingenden Zauber, den die Natur und ihr Leben und Weben auf ein empfängliches Gemüt zu üben vermag, war natürlich von der Lust an ernster Arbeit nicht unterdrückt oder auch nur beeinträchtigt worden, aber die Landschaft begann ihm ein Rahmen für sein inneres Leben und all seine Wünsche, Neigungen und Anlagen zu werden. So fingen seine Bücher an, ihm erst doppelte Freude zu machen, wenn er sie nicht in der Stube, sondern draußen im Freien

las, und er suchte sich für manches von ihnen geradezu mit einer gewissen wählerischen Sorgfalt das Fleckchen aus, das ihm am besten zu dessen Art zu stimmen schien. Bald war es irgend ein verschlungenes Dickicht, bald der Rand eines Baches, bald eine freie Höhe mit weitem Ausblick, bald irgend ein Plätzchen in dem weiten Garten, dessen schon halb verwilderte Anlagen so recht geeignet waren, alle möglichen Stimmungen zu erwecken, sei es nun, daß er sich auf die rings von dichtem Schilfrohr umwachsene Landungsbrücke des Teiches hinlegte, der an seinem andern Ende Gottfrieds früheres Jagdgebiet, den kleinen lauschigen Hühnerhof, umspülte, oder sei es, daß er sich das vereinsamte Bänkchen unter einer Gruppe von Linden erwählte, oder daß er das schmale Weglein auf und ab wandelte, das eine von hohen Tannen überwachsene Leite hinabführte.

Im weitern Umkreis da wurde ihm freilich seine genaue Kenntnis aller Gelegenheiten und Oertlichkeiten auch zur willkommenen Hilfe für allerlei Unfug und Schabernak, wobei es bei der etwas kommunistischen Auffassungsweise, in die er sich hineingelebt hatte, und weil er noch keine neue Grundlage gewonnen hatte, die an Stelle des religiösen Glaubens der frühern Jahre getreten wäre und seinem ganzen Handeln eine selbstbewußte innere Sicherheit hätte geben können, gelegentlich auch an Streif-

zügen in fremde Obst- und Kartoffel-Reviere nicht fehlte. Mußten doch selbst die Saiten des alten Klavieres, in dessen Bereich er in den Ferienmonaten hauste, einmal herhalten, da er es sich, freilich erfolglos, in den Kopf gesetzt hatte, eines der flüchtigen Häslein dingfest zu machen, deren Wechsel im Winter so verlockend der weiße Schnee verriet.

Aber die Natur gewann auch noch in anderer Hinsicht gar seltsames Leben für ihn, da er anfing, sie im Geiste mit allerlei Gestalten zu bevölkern, denen er auf seinen Streifzügen begegnete oder die ihm freundliches Geleit schenkten. Anfangs waren es mythische Wesen, die er aus mehr als tausendjährigem Schlummer erweckte, aber schon da seltsamerweise immer nur Nymphen und ähnliches Volk, jedenfalls Gelichter von ganz ausgesprochen weiblicher Art. Aber mit der Zeit nahmen diese Figuren immer bestimmter modernes Gewand an, und immer deutlicher bekamen sie wohlbekannte Züge. Und da wurde es Gottfried allmählich klar, wohin seine Wünsche, denen seine Phantasie Verkörperung lieh, zielten, oder er glaubte doch, es wäre ihm klar.

Eine stille Sehnsucht nach einem Wesen erfaßte ihn, dem er all das aussprechen könne, was in ihm vorgieng, dem er jene Ausblicke eröffnen könne, die er eben selbst gewonnen hatte, das er leiten und führen könne, nicht nur durch die verschlungenen Pfade der Wälder und Fluren, sondern in dessen

ganzem Denken und Fühlen. Und daß dieses Wesen nur ein weibliches, und zwar nur ein hübsches, junges Mädchen sein könne, das war ihm so selbstverständlich, daß er an eine andere Möglichkeit gar nie dachte.

Bald schuf er sich nun ein Bild ganz frei nach seiner Phantasie, bald erwählte er sich eine von den Gestalten, die ihm in Wirklichkeit schon in den Weg gekommen waren, und stattete sie dann verschwenderisch mit allen Vorzügen aus, die er sich nur ausmalen konnte, so daß er auf sie häufte, was an stiller Sehnsucht und phantastischen Träumen in seiner Seele lebte — wie man etwa die eigene Garderobe ohne viel Besinnen auf irgend einen Kleiderschragen hinaufhängt.

Die Geschöpfe seiner Einbildungskraft aber gefielen ihm um so besser, je schöner der Teil der Landschaft war, in dem er gerade die tiefsinnigsten Gespräche mit ihnen führte oder die seltsamsten Abenteuer mit ihnen erlebte, wobei freilich das Ganze doch nie zu einem ihn innerlich befriedigenden Abschlusse kam, weil er doch nicht alle seine Schönen heiraten konnte und von vornherein sie in moralischer Hinsicht so vollkommen und unnahbar geschaffen hatte, daß sie jeden Gedanken an eine vertrauliche Berührung gleich mit der heftigsten Entrüstung hätten zurückweisen müssen.

Umgekehrt aber gefiel ihm auch wieder dort die

Natur ganz besonders, wo er irgend welche Anknüpfungspunkte fand, die es ihm ermöglichten, seiner Schöpferlaune die Zügel schießen zu lassen. Darum war eines seiner Lieblingsplätzchen ein kleiner Hügel geworden, von dessen Höhe man den ganzen Talkessel überblickte, zu dessen Füßen aber eine Papiermühle stand, deren Räder, von dem den Hügel bespülenden Bache getrieben, selbst wieder die Räder von Gottfrieds Träumereien so leicht in eine, wenn auch etwas gleichförmige, so doch stets willkommene Bewegung setzten. Denn da unten hausten drei jugendliche Müllerstöchter, denen einige von Gottfrieds Freunden und Kollegen, bald stille, bald lauter, schüchterne Huldigungen darbrachten, und wenn er selbst sie auch kaum flüchtig kannte, machte ihm doch schon ihre entfernte Gegenwart den Hügel zu einem geweihten Haine, wobei vielleicht auch noch der Umstand das seinige tat, daß die Freunde dem Orte wegen seiner Nachbarschaft den ansprechenden und anregenden Namen „Hörselberg" verliehen hatten.

Mit der Zeit aber begannen ihm die weiblichen Schemen ohne Fleisch und Bein, mit denen er im Geiste verkehrte, nicht mehr recht zu genügen, und er fing an, ein unbestimmtes Verlangen nach der Gesellschaft und dem Umgang minder traumhafter Wesen zu hegen und gar bald auch ernstlich zu erwägen, wie er Beziehungen dieser Art einleiten könnte. Clara, der er noch immer eine treue Erin-

nerung bewahrte, wenn er sich auch vor Jahr und Tag, für den Augenblick verletzt, von ihr abgewandt hatte, war damals ebenso rasch wieder verschwunden, wie sie unvermutet aufgetaucht war. Und so verfiel er naturgemäß auf die junge Dame, der er einst den Brief behändigt hatte und mit der er nun schon so lange in stummem Verkehre stand.

Hie und da hatte er sie ohnedies schon zur vertrauten Gefährtin in seinen Selbstgesprächen und bei seinen Wanderungen gemacht, aber wenn er ihr dann wirklich einmal unter Umständen begegnet war, die eine Annäherung ermöglicht hätten, so hatte er zuerst nicht einmal an derlei gedacht, dann aber, als er daran zu denken begonnen hatte, kam ihm das Unterfangen, sie nicht nur stumm zu grüßen, sondern auch anzusprechen, in dem Augenblicke, wo er es hätte ausführen können, immer so ungeheuerlich vor, daß er es sofort auf das nächstemal verschob.

So war wieder einmal ein Frühling, ein Sommer und ein Herbst verflossen, und Gottfried gehörte jetzt schon zu den höchsten Ständen des Reiches, und kaum mehr ein Jahr trennte ihn von dem Zeitpunkte, in dem er aus dem engen Rahmen der Anstalt mit einem Schritte hinaustreten sollte in die unermeßliche Fülle des Lebens. Und mit dem Beginne des Winters erneuerte sich zum letztenmale für ihn der Reigen all der Veranstaltungen, die von den Herangewachsenen der Klosterzöglinge immer

wieder getroffen wurden, um den Stunden der Freiheit so viel Abwechslung und Belustigung abzugewinnen, als eben die natürlichen Schranken des Ortes und der Zeit es gestatteten. Da gab es schon zu Beginn des neuen Studienjahres einen parodistischen Umzug mit allerlei gelegentlich stark an das Gebiet von Sakrilegien streifenden Feierlichkeiten, da gab es alt hergebrachte Feste, wie jenes, bei dem zu Ehren des heiligen Martin wohlgemästete Gänse — jeder Teilnehmer eine Gans — verspeist wurden, da wurden halb scherzhafte Sitzungen und Gelage strengstens verbotener Vereine abgehalten, deren Bestand nur denen, die störend hätten eingreifen können, ein ewiges Geheimnis blieb; da erschienen periodische Zeitschriften, in denen keine Zeile enthalten war, die nicht nach irgend einer Richtung den Tatbestand eines unter schwere Ahndung gestellten Deliktes enthalten hätte; mit einem Worte, es geschah so ziemlich alles, worauf junge Leute verfallen können, denen eine engherzige Gesetzgebung das meiste verbietet — und eine weitherzige Verwaltung das meiste hingehen läßt.

Zu den harmloseren unter diesen Veranstaltungen gehörte auch die Aufführung von Theaterstücken, bei der Darsteller und Publikum eine in sich geschlossene Einheit bildeten, und eine Ausdehnung des Zuschauerkreises über diesen Rahmen hinaus nur zu Gunsten einiger weniger Personen hergebracht war,

die sich durch besondere Umstände und Beziehungen den Anspruch auf eine derartige Auszeichnung erworben hatten. Auch diese Institution hatte übrigens in ihrem harmlosen Charakter einige Einbuße erfahren, seit Gottfried, der an ihr immer lebhaftesten Anteil nahm, auf die glückliche Idee gekommen war, dem Witz der „Dichter", deren Werke einer Aufführung gewürdigt wurden, in sehr einfacher und ziemlich müheloser Weise zu Hilfe zu kommen.

Er brachte nämlich, wo es nur irgend möglich war, persönliche Spitzen an, indem er das, was der Dichter im allgemeinen gesagt hatte, mit einer jede Mißdeutung ausschließenden Deutlichkeit auf bekannte Personen anwandte, und er ließ sich in dieser Tätigkeit nicht im geringsten durch den Gedanken beeinträchtigen, daß der eine oder der andere der Angegriffenen als Ehrengast der Aufführung beiwohnen werde; ja wie ihm das als ein ganz besonderer Reiz der Sache erschien, war er dann hinterher immer sehr verwundert, wenn die Leute, die sich getroffen fühlen mußten, keine gute Miene zu dem bösen Spiele zu machen vermochten.

So fand er denn auch, daß die komische Figur des Stückes, das die neue „Saison" eröffnen sollte, sich ganz trefflich dazu eigne, das lebende Conterfei eines alten Herrn auf die Bühne zu bringen, der im Orte ansäßig und zufällig niemand anderer war, als das Haupt der Familie, in deren Kreis die junge

Dame, der er jetzt seine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt hatte, als eine nahe Anverwandte lebte. Und da er mit der Zeit Schauspielerin, Dramaturg, Regisseur und Direktrice in einer Person geworden war, traten nun die Pflichten seines leitenden Amtes und seine persönlichen Neigungen in rege Wechselbeziehung.

Der gute Alte wandelte jeden Sonntag in einem wunderlichen altmodischen Staat, dessen auffälligsten Bestandteil ein hellgelber Taillenrock mit langen, hin- und herpendelnden Schößen bildete, in das Hochamt, und wenn sich aller Blicke auf dieses seltsame Kleidungsstück lenkten, dann fühlte er wohl etwas wie einen Nachklang aus den Tagen der Jugend in seiner Brust, in denen jener Rock die Bewunderung und den Neid der Zeit- und Altersgenossen erweckt haben mochte. In diesem Rocke nun verkörperte sich für Gottfried jene komische Wirkung, die er anstrebte, und er, der es nie über sich gebracht hatte, als Annäherung Suchender das junge Mädchen anzusprechen, saß nun eines Tages mit dem ganzen Selbstvertrauen, das sein Amt ihm gab, in dem Kreise ihrer Angehörigen und trug unverzagt sein Anliegen um leihweise Ueberlassung des gelben Rockes vor.

Er war zwar zuerst etwas beschämt, als der alte Herr und die zwei würdigen Damen, die mit ihm und dem jungen Mädchen eine Hausgenossen-

schaft bildeten, ihn nicht nur auf das Zuvorkommendste empfingen, sondern geradezu gerührt und sichtlich geschmeichelt waren von der Würdigung, die jenes Familienstück in Gottfrieds Augen gefunden hatte; aber der Gedanke an die künstlerischen Ziele, die er im Auge hatte, und Rosas freundliches, aufmunterndes Wesen ließen rasch die erwachte Stimme des Gewissens wieder verstummen. Auch als man erfuhr, daß Gottfried das ehrwürdige Staatskleid eigentlich nicht für sich selber brauchte, tat dies dem freudigen Stolz und der entgegenkommenden Liebenswürdigkeit nicht den geringsten Eintrag, ja, als sich herausstellte, wie kümmerlich es immer mit den Kostümen bestellt war, die er sich als Darsteller von Damen-Rollen hatte zusammenstoppeln müssen, würde gleich Rosas gesamte Garderobe samt allen Bestandteilen einer vollständigen weiblichen Ausrüstung vor ihm zur freien Verfügung ausgebreitet. So verließ er seine neuen Bekannten nicht nur mit der befriedigenden Empfindung sicherer Anwartschaft auf den „gelben Rock“, sondern auch im Besitze einer freundlichen Einladung, behufs Veranstaltung einer kleinen Kostüm-Probe für seine eigene Ausstattung recht bald wiederzukommen.

Freilich hatte ihm gleich bei diesem ersten Beisammensein klar werden müssen, daß die junge Dame für seine schöngeistigen und tiefsinnigen Betrachtungen eine recht undankbare Zuhörerin abgäbe und

ganz unfähig wäre, jene anregenden Erwiderungen zu machen, die er ihr, gleichsam vorschußweise, schon in den Mund gelegt hatte. Aber er gedachte ihrer darum nicht minder häufig, wenn auch seine Gedanken unwillkürlich anfingen, andere Richtungen anzunehmen.

Und er kam wieder, sich in seinem weiblichen Staat zu versuchen; zuerst zog Rosa sich hiebei wohl diskret zurück, dann aber, wenn er sich gar zu ungeschickt anstellte und mit dem einen oder andern gar keinen Rat wußte, erschien sie wohl oder übel doch, um lachend Hilfe zu leisten. Und als trotz alles Schnürens die Taille sich durchaus nicht in die richtigen Falten legen wollte, da holte sie schließlich einen Spielball, der noch aus ihrer Kinderzeit stammte, zerschnitt ihn resolut in zwei gleiche Hälften und hatte rasch mit kundiger Hand, ohne erst viel Worte zu machen, auch diesem Mangel abgeholfen.

Gottfried war es bei alledem ganz sonderbar geworden, und die Bewunderung, die ihm nun die ganze sich um ihn versammelnde Familie zollte, steigerte noch die eigentümliche schwüle Stimmung, in die er geraten war; wie glühend hingen die fremden Kleider an ihm, und schon als er längst zuhause angelangt war, glaubte er sie noch immer an sich zu spüren und fühlte sein ganzes Wesen wie mit einer fremden Art durchsetzt.

Und Gottfried kam wieder, den „gelben Rock" und Rosas Kleider, zu denen sie allerlei zierliche Details gelegt hatte, zu holen. Und Gottfried kam wieder, den „gelben Rock" zurückzustellen, der durch sein stummes Erscheinen allein endlosen Jubel hervorgerufen und mehr Heiterkeit erweckt hatte, als alle Dichter der Welt durch die witzigsten und geistvollsten Bemerkungen, die sie seinen Träger nur hätten sprechen lassen können, imstande gewesen wären zu erzeugen. Aber je freundlicher und entgegenkommender, anschmiegender und andeutungsvoller Rosa wurde, um so mehr sank sie von der Höhe herab, die Gottfried in seinen Gedanken ihr zugewiesen hatte, und in um so helleren Farben begann wieder Claras Bild sich in ihm zu erheben. Und als er nun abermals gekommen war und auch der jungen Dame all die Sachen und Sächelchen zurückgestellt hatte, die sie ihm geborgt hatte, und sie ihn freundlich bis zur Türe des kleinen Gärtchens geleitete, das auf die fast ganz in Dunkel liegende Straße hinausführte, da brachte sie es zwar glücklich zustande, daß er die sich ganz nahe zu ihm Haltende zum Abschied mit einem Ruck umschlang und jäh küßte, aber sie kam nicht erst dazu, ihm auch nur zu zeigen, daß sie nicht zürne, oder gar seine plötzliche Liebkosung zu erwidern, denn schon lief er, wie in rascher Flucht begriffen, immer ein paar Stufen auf einmal nehmend, die Stiege hinauf, die zum Kloster führte.

Sein erstes Gefühl war das eines ungeheuren Staunens ob seiner Kühnheit, sein zweites das eines ungeheuren Stolzes auf seinen Sieg, und dann kam wieder ein ungeheures Staunen, daß die Besiegte ihn hatte siegen lassen. Und dann stand das Bild des kleinen Mädchens vor ihm, mit dem er lachend im Wasser herumgepatscht war, und dann sah er den aufgeschossenen Backfisch schnippisch abweisend unter der Haustüre stehen, und was ihm damals als falsche Geziertheit erschienen war und ihn verletzt hatte, das dünkte ihm jetzt mit einemmale als ein Wahrzeichen echtester Mädchenhaftigkeit.

Bei dieser Richtung, die seine Gedanken immer entschiedener annahmen und verfolgten, hätte er vielleicht auch dann seine Besuche in dem kleinen Häuschen an der Treppe unten gar nicht mehr wiederholt, wenn das Ereignis, das nun unvermittelt auf ihn hereinbrach und für eine Weile alle seine Gedanken in Anspruch nahm, nicht eingetreten wäre.

Schon seit einiger Zeit waren die Briefe der alten Frau, die in treuer Erfüllung des dem Vater gemachten Versprechens und in stiller Selbstlosigkeit aus der Ferne für alle seine Bedürfnisse gesorgt und die ganzen Kosten seiner Studien bestritten hatte, noch spärlicher und kürzer geworden, als sie es von Anfang an gewesen waren. Er hatte ihr von den ersten Augenblicken an warme Liebe entgegengebracht, aber langjährige Entfernung ist nicht dazu angetan,

die Bande mitteilsamen Vertrauens zwischen einem jugendlich beweglichen Gemüt und dem stillen Sinn einer alten Frau zu schlingen und fester zu knüpfen. Und nun gar, wenn der Teil, der den Anstoß geben müßte zu innigerem Verkehr, sich in dem Gefühl einer von anderer Seite erfahrenen Kränkung ängstlich Zurückhaltung auferlegt, um nicht Anstoß zu erwecken und Unfriede zu stiften. So hatten Gottfrieds Briefe sich bald nur auf Dank und allenfalls irgend eine Bitte und auf Beantwortung der an ihn etwa gestellten Fragen beschränkt, und es war ihm eigentlich gar nicht aufgefallen, daß nun seine mütterliche Fürsorgerin schon längere Zeit nicht geschrieben hatte.

Als er nun an jenem Abend, an dem sein unvermuteter Sieg ganz zwiespältige Empfindungen in ihm ausgelöst hatte, nachhause kam, fand er auf seinem Tisch ein Schreiben des Vormundes liegen, der ihm mit der lakonischen Kürze, die bisher noch alle seine Briefe ausgezeichnet hatte, mitteilte, daß Frau Soundso, geborene Soundso, seine Anverwandte von Mutterseite, die seine Studien bezahlt habe, nach längerer Krankheit gestorben sei. Dann folgte in rein geschäftsmäßiger Form die offenbar irgend einem Aktenstück entnommene Nachricht, daß „die Erblasserin" in ihrem Testamente einen Betrag von so und so viel ausgeworfen habe, der dazu dienen solle, die Kosten für die Vollendung von

Gottfrieds Ausbildung zu bestreiten, daß dieser Betrag „zu Handen des Gerichtes" werde erlegt werden, und daß „nach der Anordnung der Erblasserin", „insoweit dieser Betrag nicht etwa schon für die gedachten Zwecke in Anspruch genommen worden sein sollte", „der sohin etwa verbleibende Rest" an Gottfried nach Vollendung seines vierundzwanzigsten Lebensjahres solle „erfolggelassen werden". Und zum Schlusse schrieb der Vormund, er wünsche, daß Gottfried, weil er nun schon einmal dem Abschlusse seiner Gymnasialstudien so nahe sei, diese noch beende, sich aber dann der militärischen Laufbahn zuwende, die er von allem Anfang an für ihn bestimmt hätte, wenn sich nicht die Verstorbene in ihrer beschränkten Lebensauffassung bedauerlicherweise ihm entgegengestemmt hätte. Nur in diesem Falle werde er als Vormund und Anverwandter von Vaterseite bereit, und auch in der Lage sein, ihm kräftige Förderung angedeihen zu lassen. Und sonst schrieb der Vormund nichts.

Die erste Empfindung Gottfrieds, als er die Einleitung des Briefes gelesen hatte, war die des tiefsten und aufrichtigsten Schmerzes. Mit einemmale stand das Bild der alten Frau, das im Laufe von mehr als sieben Jahren schon ganz verblaßt war, in voller Frische wieder vor seiner Seele. Er sah ihr liebes Gesicht, fühlte ihre klugen und doch so warmblickenden Augen auf sich ruhen, hörte ihre

milde, freundliche Stimme in seinem Ohr, und jedes Wort wurde wieder lebendig, das sie in den paar Tagen, die er um sie gewesen war, zu ihm gesprochen hatte. Und nun erfaßte er es zum ersten Male ganz, wie groß ihre Liebe gewesen war — und was sie ihm alles hätte sein können. Und dann überfiel ihn die bitterste Reue, daß er sich durch die albernen Schrullen seines Vormundes von ihr hatte ferne halten lassen, denn klar stand es ihm plötzlich vor Augen, daß es ja jetzt, wo er doch schon herangewachsen war, nur eines ernsten Wortes, eines nachdrücklichen, bestimmten Wunsches von ihm bedurft hätte, und kein Vormund und kein anderer Mensch es ihm hätte wehren dürfen, wenn alle zu den Ihren heimkehrten, im Fluge zu der zu eilen, die so treu, so selbstlos für ihn sorgte. Und da erfaßte es ihn wie ein wilder Haß gegen den Mann, der sich in sein Leben gedrängt und ihm tückisch das Schönste vorenthalten hatte, was es ihm hätte bringen können.

Und als er nun endlich weiter las in dem Brief seines Vormundes und zunächst einmal aus dem Gewirr all der fremdartigen Wendungen und Ausdrücke das Eine entnahm, daß die alte Frau auch seine nächste Zukunft gesichert hatte, da wurde er wieder auf das tiefste von ihrer Güte und Fürsorge gerührt, und der erneuerte Schmerz steigerte wieder seine Reue und seinen Ingrimm. Und als er nun

den Schluß des Briefes las, in dem ihm der Vormund gewissermaßen die militärische Laufbahn vorzeichnete, da hätte er fast laut aufgelacht, und nur die Anwesenheit der andern, die an ihren Pulten der schon nahe herangerückten Schlafenszeit zudämmerten, und an die ihn der schlürfende Schritt des auf und ab wandelnden Ober-Pädagogen gemahnte, hielt ihn ab, laut „Nein, nein!" zu schreien und dabei, so kräftig er nur können hätte, in sein Pult hinein zu hauen.

Aber „nein, nein!" schrie es in ihm, und es hätte des noch aus dem Briefe des Vormundes herausleuchtenden Wunsches der alten Frau gar nicht bedurft, ihn den Gedanken mit aller Entschiedenheit zurückweisen zu lassen, daß er den Stand erwählen solle, dem sein Vormund einmal angehört hatte, und daß er alles aufgeben solle, was sein Interesse so mächtig geweckt hatte. Da ertönte draußen im Gange die Glocke, die zum gemeinsamen Abendgebete rief. Schläfrig erhoben sich alle von ihren Stühlen, während der Ober-Pädagoge in sein Zimmer hineinschlürfte; sie drängten sich, durch die Bewegung etwas ermuntert, die Stiege hinauf, und stellten sich nun in dem großen Saale, der täglich die Zöglinge zu den Mahlzeiten und zum Morgen- und Abendgebete vereinte, in langen Reihen, oben die Großen, unten die Kleinen, zu ihren Stühlen. Und als alle an ihren Plätzen standen, begann der

Pater Lorenz, der gerade „die Woche" hatte, mit gewaltiger, dröhnender Stimme, die sofort alle völlig ermunterte, und dabei im Tempo einer Kavallerie-Attaque, ein Gebet von einer vor ihm liegenden Tafel abzulesen, in dem er dem „großen allmächtigen" Gott für all das Gute und Schöne dankte, das auch dieser Tag wieder gebracht hatte.

Und bei dem Worte „Amen" lösten sich die Reihen und in hurtigster Eile strömte alles hinaus und über die Gänge und Stiegen, daß man sah, keiner konnte es mehr erwarten, bis er sich mit einem freudigen erlösenden „Ah!" unter seine Decke werde strecken können.

Nur der Gottfried schlich langsam zu seinem Bett und legte sich seufzend hinein. Und nun er darin lag, da gewannen sein Schmerz und seine Reue erst so recht Macht über ihn. Alle lieben Worte, die er der Lebenden hätte sagen können, drängten sich ihm jetzt, da sie unerreichbar dafür geworden war, in wilder Hast hervorströmend, auf die Zunge, und da er die Namen der Zärtlichkeit, die er ihr nun so gerne geben wollte, nicht aussprechen konnte, bewegte er wenigstens die Lippen oder hauchte Einzelnes flüsternd in einen Zipfel des Polsters. Und klar stand es jetzt vor seiner Seele, wenn er sie noch einmal sehen, noch einmal ihre liebe Stimme hören könnte, würde er da nicht sofort aufstehen und mit bloßen Füßen durch Nacht und Schnee dahinlaufen,

wo er sie fände? Und all die Jahre her hatte er sich einem albernen, ungerechten, herzlosen Wunsche gefügt und war ruhig dort geblieben, wo er gerade war! Und warum? Weil es ihm selbst so bequemer war, weil es ihm in der bekannten Umgebung besser gefiel als in unbekannter Ferne an der Seite einer stillen, alten Frau.

Und nun fühlte und verstand er es mit einemmale auch, was die „vollkommene Reue" sei, die Reue, nicht aus Furcht, sondern die Reue aus Liebe. Und nun empfand er diese Reue unvermittelt in furchtbarer Kraft; und nicht nur, daß er in weiter Ferne ein gütiges, liebendes Herz vielleicht in einer schmerzenden Empfindung habe seine letzten Schläge machen lassen, erfüllte ihn mit heftigster Qual, sondern sein ganzes bisheriges Tun bis auf den heutigen Tag zog jetzt an seiner Seele vorbei, und er hielt strenges Gericht, was wohl die Tote möchte getadelt haben, und wozu sie mit freundlichem Lächeln und Nicken etwa zugestimmt hätte. Und da war nichts, was sie getadelt hätte, das er nicht jetzt innig bereute, getan zu haben.

Aber da erwachte wieder in ihm, wie in früheren Zeiten, jene andere zweifelnde Stimme, und sie fragte ihn: „Ist es denn auch wahr, belügst du dich denn nicht wieder in deinem Schmerze, wie früher in deiner Furcht?" In seinem Innern aber rief es laut: „Nein, nein!" Und dann fragte die

Stimme wieder: „Also willst du nun auch alles unterlassen, was sie schmerzen würde, wenn sie noch lebte?“ Und da antwortete er schon zaghafter: „Ja — wenn sie noch lebte.“ „Und nun da sie tot ist?“ „Ja warum soll ich denn dann!“ schrie es in ihm, „wenn sie tot ist und ich sie nicht mehr erwecken kann!“ „Und wenn du sie damit erwecken könntest?“ „Ja, ja!“ rief er. „Nein, nein!“ schrie es noch lauter in ihm — „nichts würdest du lassen, was dir lieb und bequem geworden ist — — — Und wie weit liefest du wohl im Schnee, wenn du sie nochmal sehen, wenn du sie wieder erwecken könntest? — Die Nacht? Ja! Und den Tag? Vielleicht! — Und dann noch eine Nacht?“ Und da wälzte er sich stöhnend hin und her, ganz überwunden und vernichtet von dem Gefühle der hilflosen menschlichen Schwäche.

Elftes Kapitel.

Als er am andern Morgen von dem gewohnten Rufe erweckt wurde, fühlte er sich zuerst nur furchtbar müde und zerschlagen und erst in einer Weile fiel ihm auf die Seele, was geschehen war, und was er alles in seinem Innern durchlebt hatte. Aber seine Empfindung hatte sich ausgetobt und es lag wie eine apathische Ruhe auf ihm.

Ohne weiter viel zu überlegen, schrieb er gleich am frühen Morgen dem Vormund einen Brief, in

dem er ihm mit ein paar Worten für sein Anerbieten dankte und ihm mitteilte, daß er keinesfalls Berufssoldat werden wolle, daß vielmehr eine ausgesprochene Vorliebe ihn dränge, sich den philosophischen Studien zuzuwenden, welchem Fache speziell, wisse er selbst noch nicht.

In ein paar Tagen hatte er die Antwort des Vormundes in Händen, der ihm schrieb, das Gesetz gebe ihm leider nicht die Macht, Gottfried zu zwingen, Berufssoldat zu werden; wohl aber glaube er, es setze ihn in die Lage, sich dem entgegenzusetzen, was eine unklare Schrulle sei, so unklar, daß Gottfried heute noch nicht einmal selber wisse, zu welchen Wissenschaften seine Vorliebe ihn so heftig hinziehe, daß er darob alle vernünftigen Lebensaussichten in die Schanze zu schlagen bereit sei. Wenn Gottfried durchaus nicht Soldat werden wolle, so ordne er als Vormund an, daß er die Rechtswissenschaften studiere, und wenn ihm das auch nicht recht sei, so möge er in seinem Kloster bleiben und Geistlicher werden. Dagegen habe er nichts einzuwenden, der Soldat, der Staatsmann und der Priester, das seien die drei einzigen Stände, die etwas taugen, und denen sich zuzuwenden, allein einen vernünftigen Sinn habe.

Gottfried gab zunächst gar keine Antwort. Er erkundigte sich bei seinem erfahreneren Freunde und dieser meinte, daß der Vormund seine Macht über-

schätze, und daß Gottfried ihn durch Anrufung des Gerichtes zwingen könne, seinen unvernünftigen Widerstand aufzugeben. Diese Sache, so wenig erfreulich ihm die Aussicht eines derartigen Kampfes schien, drehte er nun nach allen Seiten in seinem Kopfe hin und her. Aber immer mehr zog ihn ein anderer Gedanke an, den sein Vormund selbst in ihm wachgerufen hatte, daß er in das Kloster eintreten könnte und dort die Bahn für die Betätigung seines Strebens, für die Erreichung seines Zieles frei vor sich hätte. Und lockend erhob sich vor seinen Augen das Bild der ihm lieb gewordenen Umgebung, in der ihm alles beschauliche Ruhe und anheimelnden Frieden zu atmen schien, und diese Ruhe und dieser Friede schienen ihm doppelt begehrenswert, da seine Seele jetzt so wund und zerwühlt war.

Er sah sich im Geiste oben in den hohen Sälen der Bibliothek sitzen und wandeln, jetzt in das Studium seltener Bücher vertieft, jetzt sinnend hinausblickend in die herrliche Landschaft. Er sah sich in dem stillen Garten, an lauschigen Plätzchen seinen Gedanken nachhangend und an Werken arbeitend, die seinen Namen hinaustrugen in die weite Welt. Er sah sich als Lehrer von Knaben und Jünglingen, ihren Geist mächtig anregend, ihnen in gütiger Milde helfend zur Seite stehend in den Nöten und Zweifeln und Qualen ihres jungen Lebens.

Und da kam er sich auf einmal so alt und so

weise und so edel vor, und hatte das Gefühl einer unendlichen Ruhe und einer wunschlosen Abgeklärtheit in sich. Und dann dachte er, was wohl der „Kollega" dazu sagen werde und was seine andern Freunde und was Rosa, und was Clara, wenn sie es einmal erführe oder ihm gar nochmals begegnete. Und dazwischen fiel ihm auch ein, wie sich der Vormund ärgern werde, wenn Gottfried dann als junger Geistlicher doch Philosophie studierte, und wie beschämt der eigensinnige Mann sein werde, wenn einmal der Ruhm des großen Gelehrten und Forschers bis zu ihm dränge. Und dann ließ er die Namen Revue passieren, unter denen er sich einen als Klosternamen erwählen könnte, und den einen oder den andern sprach er wohl halblaut vor sich hin, um zu hören, wie es denn klinge, wenn er mit ihm angesprochen werde. Und dann suchte er sich den Ton vorzustellen, mit dem wohl der eine oder der andere seiner alten Lehrer den Namen, der ihm im Augenblicke gerade am besten gefiel, aussprechen werde, und er sah sich in vertraulichem, anregendem Gespräch mit dem und jenem von ihnen durch die langen Klostergänge schreiten, und sie schienen ihm mit einemmale alle noch viel freundlicher und wohlwollender, als es die meisten ohnehin seit Jahr und Tag mit ihm waren.

Sogar der Ober-Pädagog, mit dem er übrigens schon längst in seinem Innern Frieden ge-

schlossen hatte, weil er mit der Zeit alles von ihm erreicht hatte, was er von ihm füglich verlangen konnte, erschien ihm als ganz annehmbarer Umgang, und dem Pater Leodegar verzieh er einfach großmütig das Unrecht, das dieser an ihm begangen hatte, und aus dessen salbungsvollem Ton, wie er ihn noch immer im Ohre hatte, schien ihm jetzt etwas wie wirkliche Güte herauszuklingen.

Daran, daß er auch als Priester Aufgaben auf sich nehmen würde, wenn er in das Kloster einträte, dachte er kaum, und wenn ihm einmal durch den Sinn fuhr, daß er dann wohl Meinungen vertreten müßte, die er nicht teile, Zeremonien vorzunehmen hätte, die ihm inhaltslose Formen seien, fand er sich hiemit rasch ab. War er doch überzeugt, daß es bei manchen andern nicht anders sei, und hatte doch der Zwang, dem er sich nun so lange schon wie einer ganz selbstverständlichen Sache hatte fügen müssen, gar nicht die Empfindung in ihm aufkommen lassen, daß eine innere Unwahrheit darin liege, religiöse Handlungen auszuüben ohne religiösen Glauben.

Ueberhaupt aber spielte er eigentlich nur in seinem Innern mit dem ganzen Gedanken, von der Erlaubnis seines Vormundes Gebrauch zu machen, und wenn ihm einer gesagt hätte, daß er, wenn er ihn ausführte, ein „Mönch" würde, so wäre ihm das trotz seiner gedrückten Stimmung doch sehr

komisch vorgekommen. So war er natürlich auch weit davon entfernt, einen Entschluß zu fassen. Die Zeit verstrich, sein Kummer linderte sich, seine Anfälle von Zerknirschung wurden seltener und schwächer, langsam kehrte seine frühere Stimmung zurück — und die Entscheidung überließ er einfach der Zukunft, es abwartend, bis sie an ihn heranträte.

So kam die Zeit der letzten Prüfungen und eines Tages stand Gottfried da, das Zeugnis seiner „Reife" in der Tasche, und wußte so wenig, was er unternehmen werde, wie früher. Und da er es nicht wußte, so schien es ihm als das einfachste, zunächst eine Zeit lang zu bleiben wo er war. War er doch jedes Jahr, wenn die andern in alle Windrichtungen auseinanderflogen, hinaufgegangen in die kleine Stube zu dem alten Klavier. Und die kleine Stube, sie stand ihm ja auch jetzt noch offen und das alte Klavier, wenn er auch schon längst die letzte Saite aus ihm herausgeschnitten hatte, stand ja noch immer in stiller Beharrlichkeit auf seinem alten Fleck.

Zum Abschied hatte ein kleines Fest noch einmal die Kollegen vereinigt, die so viele Jahre mit einander verlebt hatten, und denen es nun war, als trennten sie sich für Nimmerwiedersehen. Aber dieser Gedanke war nur ein Tropfen der Wehmut in dem schäumenden Kelche der Freude und der Hoffnung. Unbegrenzt sah jeder, auch der Aermste und Bescheidenste, die ganze Welt vor sich liegen.

Selbst die zwei oder drei, die um ihre Aufnahme ins Kloster angesucht hatten, blickten stolz und hoffnungsvoll in die Zukunft, die Welt, die sie allein kannten, schien ihnen eben die ganze Welt zu sein. Von den andern aber hatte jeder das Gefühl, da draußen warte nur alles auf ihn und sein Erscheinen, bereit, ihn freundlich zu begrüßen und zusammenzurücken, um ihm Platz zu machen, und keinem fiel es bei, daß er vielleicht nie mehr im Leben jenes zuversichtliche Selbstgefühl haben werde, das ihn in diesem Augenblicke erfüllte, keiner dachte daran, daß er ausscheide aus einer kleinen Gemeinschaft, in der er etwas gewesen war, in der alle auf ihn geachtet, so Viele zu ihm emporgeblickt und sich vor ihm geneigt hatten, und daß er nun eintrete in eine andere große Gemeinschaft, in der er ein Nichts war und vielleicht ein Nichts blieb, in der niemand sich um ihn kümmerte, nur alles hastete, stieß und drängte, um vorwärts zu eilen, vorbei an den Schwächern und Wankenden, dahin über Stürzende, vorwärts über Gefallene, über Sterbende und Tote, nur vorwärts, vorwärts — vorwärts bis zum Ende.

Auch Gottfried war voll Hoffnung und Zuversicht, und wie er jetzt da saß unter den andern, fühlte er mehr freudige Sehnsucht nach der Welt als irgend einer, eben darum weil sie als so völlig Fremdes sich vor ihm erschließen sollte. Welchen Weg

er erwählen, wie er sein Schicksal gestalten werde, darauf wandte er jetzt gar keinen Gedanken. Es war ihm so selbstverständlich, daß er das Richtige finden werde, daß es ihm als Torheit erschienen wäre, nur einen Bruchteil der schönen Stunden mit der Frage zu vergeuden, was denn das Richtige sei.

Und endlich schimmerte der Morgen, zum Aufbruch mahnend, in das kleine Gemach, das sie alle zum letztenmale vereint hatte, einer nach dem andern erhob sich und eine im Augenblicke wenigstens wirklich empfundene Herzlichkeit verlieh dem Abschied auch zwischen jenen eine gewisse Weihe und Bedeutung, die einander eigentlich ferner gestanden hatten oder sich im Grunde doch nicht leiden mochten.

Als Gottfried hinaustrat ins Freie, umwehte ihn die erfrischende balsamische Luft, die von den Wiesen und Wäldern und der im Morgentau feucht duftenden Erde strömte. Seine Brust dehnte sich und es zog ihn hinaus in die Fluren, auf irgend einen Hügel, die aufgehende Sonne zu begrüßen. Er dachte an den „Hörselberg" und rasch eilte er die steile Straße hinab, die zum Talbecken führte, an dessen Rand sich jener erhob. Da blendete ihn ein weißer Schimmer, und wie er den Blick erhob, sah er, daß der weiße Schimmer ein weißes Leinenjäckchen gewesen war, und das weiße Leinenjäckchen hatte ein junges Mädchen an, das an einem offenen Fenster saß und ihr gelöstes, dunkles Haar kämmte —

ganz so, wie er es einmal in einer Geschichte gelesen hatte.

Und er kannte die, die im weißen Morgengewande am Fenster saß. Ein paarmal schon war er ihr begegnet, und jedesmal war ihm besonders das braunrote Leuchten und Schimmern ihres feingeschnittenen Gesichtes aufgefallen, und da auch ihr landfremder Name nach dem fernen Süden zu weisen schien, hatte er sich zurechtgelegt, daß wohl von dort einmal ihr Großvater oder irgend ein Urgroßvater gekommen sei. Sie ging übrigens nur selten aus, und ihre ganze Art hatte so etwas Stilles und Scheues, daß sie von vornherein allen als unnahbar galt und auch die Kühnsten sich nie an sie herangewagt hatten. Gab es doch überhaupt nur ein paar unter den jungen Leuten, die sich durch einen Zufall das Recht erworben hatten, sie zu grüßen.

Zu diesen Wenigen aber gehörte seit den letzten Tagen Gottfried, da er einen Verwandten von ihr kennen gelernt hatte und durch diesen mit ihr und ihrer Mutter bekannt geworden war, als ein Feuer, das in einem nahegelegenen Weiler ausgebrochen war, Jung und Alt hinausgelockt hatte zur Brandstätte.

So grüßte er jetzt artig, und sein Gruß wurde freundlich erwidert. Und durch seine Bekanntschaft und die erhöhten Rechte der Scheidenden ermutigt, wagte er einige Worte, und auch die Worte wurden freundlich erwidert. Und die Sonne hatte sich längst

erhoben, und er stand noch immer schwatzend am Fenster. Und im Hause wurde es rege, und einzelne Weiblein keuchten schon den Berg herauf zur Frühmesse, und er stand noch immer dort. Und dann kam ein schwerer Wagen, sich knarrend im Zickzack den steilen Berg heraufwindend, und hätte ihn fast an die Wand gedrückt, aber er blieb noch immer stehen, und er wäre wohl gar nicht mehr weggegangen, wenn die Dame in dem weißen Leinenjäckchen nicht schließlich halb scherzend daran gemahnt hätte. Und da er ihr gesagt hatte, daß er noch einige Zeit im Orte bleibe, hatte sie ihm den Abschied erleichtert und gemeint, da er ja ihre Mutter schon kenne und diese dem Vater von ihrer Begegnung erzählt habe, werden die Eltern sich gewiß nur freuen, wenn er Abend zu einem Besuche komme.

Noch nie war Gottfried so leicht und rasch die Bergstraße hinaufgelangt, er flog ordentlich dahin, alles in ihm jubelte und lachte, und wenn es sich für ihn geschickt hätte, würde er sicher ein paar Luftsprünge noch mitten im Klosterhof gemacht haben. Was hatten sie nicht alles geredet in der kurzen Zeit, wie gescheidt hatte er gesprochen, wie klug hatte sie geantwortet — das war es, was er die ganze Zeit ersehnt hatte — so mußte die Gefährtin seiner Spaziergänge, seiner Gedanken, seiner Träume beschaffen sein!

Er konnte den Abend kaum erwarten, und als

er dann dort saß im blanken, freundlichen Stübchen, verflog wieder im Nu die Zeit, daß er abermals mit freundlichem Scherz erinnert werden mußte, zu scheiden, und wieder wurde ihm der Abschied erleichtert, da alle ihn freundlich einluden, am nächsten Abend wieder zu kommen. Und als er jetzt den Berg hinaufging, etwas langsamer als am Morgen, denn er war vom vielen Reden über Dichter und Wissenschaften, über seine Studien und Pläne, noch ein wenig außer Atem, da stand es klar vor seiner Seele: diese oder keine. Nun hieß es nur rasch irgendwelche Studien vollenden und sich eine Stellung schaffen — und dann immer und immer mit ihr sein. Auch der Militärstand wäre ihm jetzt dazu recht gewesen, aber das wußte er schon, da brauchte man zum Heiraten eine Kaution. Rasch müßte er sich nun zwischen Juristerei und Philosophie schlüssig werden, und die Entscheidung war gleich gefällt, dauerte doch die Studienzeit an der philosophischen Fakultät um ein Jahr kürzer. Jetzt hieß es nur rasch zum Vormund reisen, ihm den Standpunkt klar machen, und wenn das nicht gelang, den Schutz der Gerichte anrufen, auf alle Fälle aber gleich anfangen mit dem Studieren.

Weil aber das jetzt im Augenblicke doch nicht möglich war, und in der Stimmung, in der er sich befand, der bloße Gedanken, schon schlafen zu gehen, ihm trotz der durchwachten Nacht wie eine Ungeheuer-

lichkeit erschienen wäre, beschloß er, von seiner neuen Unabhängigkeit Gebrauch zu machen und in ein Gasthaus zu gehen. Natürlich nicht in das erstbeste, sondern in das erste, beste.

Da saßen Bürger an den Tischen herum, und an einem Tisch, da saßen Fremde. Und wie Gottfried nach einem Platze Umschau hielt, da winkte ihm ein Bekannter zu, der bei den Fremden saß, ein junger Arzt, der aus dem Orte stammte und sich hier niedergelassen hatte, und etlichemale in der „Akademie" erschienen war, um dort, wie er scherzhaft zu sagen pflegte, die „mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse" zu vertreten.

Gottfried wurde den Fremden vorgestellt und zuvorkommend eingeladen, Platz zu nehmen. An dem Tische hatte das führende Wort eine sich noch sehr jugendlich bewegende Dame, die Gottfried ungeheuer imponierte, denn sie wurde als „Frau Professor" vorgestellt und auch immer von allen mit diesem Titel angesprochen. Und dann saßen da zwei junge Mädchen. Und dann saßen da ein paar Söhne der Dame, kleinere Studenten, die so jugendlich waren, daß Gottfried sie nie beachtet hatte und gar nicht kannte. Um ihretwillen war aber die „Frau Professor" hergekommen und wohnte nun schon ein paar Wochen hier im Gasthof, und da sie nun einmal da war, und es ihr hier gefiel, wollte sie noch ein paar Wochen bleiben: sie hatte sich der Söhne wegen den Ort zur Sommerfrische ersehen.

Der junge Doktor hatte seinem „Akademie-Kollegen von der philosophisch-historischen Klasse" artig einen Stuhl geholt und war so aufmerksam gewesen, den Stuhl neben eine der jungen Damen zu stellen. Im Anfang war Gottfried sehr verlegen und schüchtern, und eigentlich war es ihm gar nicht recht gewesen, daß der Doktor ihn in diesen vornehmen Kreis gebracht hatte. Lag das plötzlich in ihm erwachende Bewußtsein seiner völligen Weltfremdheit doch schwer und drückend auf ihm! Aber alle waren so freundlich mit ihm und fragten ihn aufmunternd und hörten ihm aufmerksam zu, wenn er etwas sagte. Und als er selbst, sich gleichsam entschuldigend, darauf hinwies, wie viele Jahre er hier, jeden verfeinernden Umgang entbehrend, verbracht habe, fand die „Frau Professor", daß gerade seine frische Natürlichkeit „reizend" sei, und die junge Dame an seiner Seite erbot sich ihm freundlich als Lehrerin in der „gesellschaftlichen Konvention", worauf alle, der Doktor und die kleinen Jungen nicht ausgenommen, in ein fast unauslöschliches Gelächter ausbrachen.

Gottfried nahm aber ganz ernsthaft das Anerbieten an und versprach, ein aufmerksamer Schüler zu sein, worauf die „Frau Professor" Einspruch erhob und meinte, da habe sie auch ein Wort dreinzureden: Aennchen sei ihre Schülerin und sie könne ihr die Fähigkeit, in irgend etwas anderm Unter-

richt zu erteilen, als in ausgelassenen Streichen, absolut nicht zuerkennen, wegen des feinen Tones und dessen, was sich schicke, möge Herr Wunderlich sich lieber an ihr, der Frau Professor, Beispiel und Unterweisen halten. Da lachte nun wieder die junge Dame laut auf.

„Da sehen Sie, so unartig ist sie!" sagte die Frau Professor. Aennchen aber forderte Gottfried auf, seine Wahl selbst zu treffen, und lehnte sich erwartungsvoll zurück.

„So wähle ich mir die Frau Professor für den feinen Ton und die gute Sitte, und Fräulein Aennchen für die ausgelassenen Streiche", sagte Gottfried, und alle beglückwünschten ihn, wie gut er sich aus der schwierigen Lage gezogen habe. Und bald war er in das lebhafteste Gespräch mit seiner Nachbarin verwickelt, und sie erzählte ihm, was sie schon alles angestellt habe, und er erzählte ihr, was er schon alles ausgeführt habe. Das heißt, alles erzählte er ihr natürlich nicht, sondern nur das, von dem er dachte, daß es ihren Beifall finden werde, und wenn er merkte, daß ihr etwas besonders gefiel, dann machte er rasch noch etwas dazu, damit es ihr noch besser gefalle.

Er war so in Eifer gekommen, daß er gar nicht merkte, daß es langsam im Saale leer geworden war, da für die ehrsamen Bürger die Schlafenszeit schon längst vorüber war. Nur an dem einen Tische

saßen noch zwei dicke Männer, und weil sie nun fast allein waren, schrieen sie desto lauter, und da faßte jetzt Fräulein Aennchen Gottfried beim Arm zum Zeichen, daß sie da drüben eine Weile zuhören wolle und auch Gottfried aufmerken solle.

„Na, so a Hetz wie damals,“ sagte gerade der Eine, „war no nit da!“ „Wann war denn dös eigentli?“ fragte der Andere. „Ja, wartens, wann wars denn! — Vorvorige Wochen, am Samstag — ja, ganz recht, am Samstag — da is er g'storbn der Bruder — und am Montag, da war die Leicht — ja — nach der Leich, da warn ma dann alle beinander — ja am Montar is's gwöst.“

Aennchen hatte Gottfried die ganze Zeit unbefangen beim Arm gehalten, jetzt ließ sie ihn los, lehnte sich weit zurück und fand etwas, was Gottfried angeblich soeben gesagt hatte, so ungeheuer komisch, daß sie, sich auf den Hinterbeinen ihres Stuhles schaukelnd, laut herauslachen mußte und gar nicht aufhören konnte.

„Fräulein Lehrerin, sagte die Frau Professor in strengem Tone, „möchten Sie nicht bedenken, daß wir nicht allein da sind?“ Aber da konnte Fräulein Aennchen auch schon erwidern: „Sind wir denn nicht allein?“ Denn eben gingen auch die zwei letzten Gäste zur Türe hinaus.

Und da sie nun wirklich allein waren, bat Fräulein Aennchen die Frau Professor, etwas zu singen,

und die Frau Professor sagte, Aennchen sei eine listige Schlange, weil sie sie jetzt auf diese Weise versöhnen wolle. Und nun fragte Fräulein Aennchen Gottfried, ob er die Frau Professor schon singen gehört habe, und da er es natürlich verneinen mußte, teilte sie ihm mit, daß die Frau Professor eine berühmte Professorin des Singens sei, und daß sie selber und die andere junge Dame bei der Frau Professor singen lernen, und daß die andere junge Dame ja auch nicht „ganz unbegabt" sei, sie selber aber gewiß einmal eben so berühmt werde wie die Frau Professor. Dann gab sie Gottfried, wenn er sie auch als Lehrerin des feines Tones abgelehnt hatte, einen leichten Stoß, daß er die Frau Professor ebenfalls bitten solle, und Gottfried gehorchte und bat, obwohl er eigentlich viel lieber mit Fräulein Aennchen fortgeplaudert hätte, als dem Gesang der Frau Professor oder sonst jemands zuzuhören, und wäre der Gesang noch so schön.

Nachdem aber die Frau Professor den allgemeinen Bitten nachgegeben und ein paar Lieder gesungen hatte, zu denen Fräulein Aennchen sie auf dem im Zimmer stehenden Klaviere begleitet hatte, brauchte gar niemand Gottfried erst einen Stoß zu geben, daß er nun Fräulein Aennchen bitte, ebenfalls zu singen, und als nun auch die Frau Professor so freundlich war, Aennchen aufzufordern, und sich bereit erklärte, den Platz am Klavier einzu-

nehmen, sang auch Fräulein Aennchen einige Lieder, und Gottfried gefiel der Gesang der Schülerin noch viel besser, als der ihrer Lehrerin, so schön auch jene gesungen hatte.

Als man zu recht später Stunde aufbrach, da begleitete Gottfried natürlich zuerst das „Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse“ bis zu dessen Haustüre, und hatte er auf dem Wege bis dahin nur von Fräulein Aennchens sprühendem Geist, ihrem schlagfertigen Witz, ihrer köstlichen Laune, ihrer wunderbaren Art gesprochen, so dachte er jetzt nur an ihr reizendes Lachen, ihren vor Uebermut zuckenden Mund, ihr goldschimmerndes Haar, ihre hell blitzenden Augen und ihren zarten, blendenden Teint. Und daß er vor wenigen Stunden ebenso von sinnigem Ernst, von stolzen Lippen, von schwarzen Flechten und dunkelglühenden Augen, und was er sich alles vorgesagt hatte, geschwärmt hatte, daran dachte er nicht einmal.

Aber als der nächste Tag kam, da dachte er daran, und es wurde ihm ganz seltsam zu Mute. Daß ein Mensch sich so in seinen Gefühlen täuschen könne! Gestern hatte er geglaubt, die wahre Liebe zu fühlen, und heute empfand er sie wirklich! Für den Vormittag hatte er ein Stelldichein mit den Damen vereinbart, ihnen die Geheimnisse des „Hofgartens“ zu weisen, und pünktlich natürlich war er zur Stelle. Und für den Nachmittag hatte er ein

Stelldichein mit ihnen vereinbart, für das ein etwas prosaischerer Ort, eine Kegelbahn, erwählt worden war, und da wollte er natürlich wieder pünktlich zur Stelle sein.

Dazwischen aber lagen mehrere Stunden, und da er nichts anderes zu tun hatte, so kam er auf den ganz natürlichen Gedanken, den Berg hinabzuwandeln, ob er nicht die am Fenster sehe, die ihn gestern noch so berückt hatte, um an ihrem Bild zu messen, wie weit jene andere sie in allem übertreffe. Sie stand nun freilich nicht am Fenster, wohl aber saß sie gerade in dem Hof, in den man durch das offenstehende Tor hineinsah, auf einem Bänkchen vor der Haustüre. Und da sie ihn gesehen hatte, mußte er natürlich grüßen, und da sie mit freundlichem Blicke gedankt hatte, mußte er etwas sagen, und da sie etwas erwiderte, mußte er nähertreten, und da sie auf ihrer Bank etwas zur Seite rückte, mußte er sich hinsetzen.

Und dort saß er und saß er, und als auf einmal die Stunde schlug, wo er oben sein sollte auf der Kegelbahn, da fuhr er auf und verwünschte im Geiste die Blindheit, mit der er geschlagen gewesen war, und tröstete sich nur mit Einem, daß er ja am Abend wieder kommen dürfe. Und nicht besser erging es ihm oben, und nicht besser erging es ihm wieder am Abend herunten. Nach einigen Tagen war es völlig klar, wenn er bergauf ging, war unten der

Sitz der wahren Liebe, wenn er bergab ging, war der Sitz der wahren Liebe oben.

Ein wilder Zorn gegen sich erfaßte ihn manchmal, und jedesmal war er durchdrungen, diesmal habe er sich nicht getäuscht, und schwur er sich, jetzt werde seine Gesinnung standhaft bleiben bis zum Tode. Und als es dann doch immer wieder dasselbe war, da fing er an, sich auszuhöhnen und zu verspotten — aber es nützte nichts. Und dann kam er auf alle möglichen Dinge, wie, daß er herauszukriegen suchte, wie lange die Leidenschaft für die eine in Gegenwart der andern anhielte, und ob auch darin beide gleich stark seien. Dazwischen aber überfiel ihn die heftigste Reue, und er bat der, die er gerade für alle Ewigkeit liebte, im Geiste mit den zärtlichsten Worten seine Untreue ab. Wenn daher auch die Zeit, die er bei einer seiner Schönen verbrachte, für ihn zumeist eine Zeit der Freude und des Glückes war, war doch die, die dazwischen lag, für ihn eine Zeit der marterndsten Qual, und der Weg, der ihn seinem Glücke zuführte, war für ihn stets ein Weg des schmerzlichsten Leidens, und er schlich jetzt fast immer langsam die Straße hinauf und hinab, die er zuerst wie im Fluge durchmessen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Rasch waren die paar Wochen verflogen, die zu bleiben die Fremden sich vorgesetzt hatten, und eines Tages stand Gottfried vor dem vollbepackten Reisewagen, und ein freundliches Händeschütteln und Grüßen und Nicken und noch ein lautes Rufen „Auf Wiedersehen" und ein lebhaftes Winken und ein leuchtendes Schwenken — und weg waren Alle und den Augen entschwunden.

Nur Gottfried stand noch auf dem Fleck und blickte noch immer nach der Ecke hin, bei der eine gegen die Straße zu in eine mächtige Mauer auslaufende Anhöhe den Wagen dem Blicke entzogen hatte. Und auf einmal fing er, einer plötzlichen Eingebung folgend, zu laufen an und kletterte rasch die Mauer hinauf und eilte die steile Wiese hinan. Und dort sah er gerade noch die Davonfahrenden in der Ferne verschwinden.

Da stand er nun oben, vereinsamt, allein; und überwältigt von dem Schmerze des Scheidens, den er unter Lächeln hatte bergen müssen, durchschauert von der Qual der Trennung, niedergedrückt von dem Gedanken an die Hoffnungslosigkeit seiner Sehnsucht — denn was war er, was sie, was seine Zukunft, was die ihre — sah er nun doch, welcher seine Liebe in Wahrheit gegolten hatte.

Nun hätte er jeden Augenblick frei vor die Andere hintreten können, ihr Zauber war für ihn erloschen,

er war gefeit. Oder sollte er so schwach, so elend sein, daß — nein, nein! Diese Qualen und Martern wenigstens waren geendigt. Er hatte jetzt Klarheit. Freilich um welchen Preis! Und wenn ihm für einen Augenblick doch wieder ein leiser Zweifel aufstieg, weil er ja doch schon so oft gemeint hatte, Klarheit gewonnen zu haben und seiner nun sicher zu sein, schleuderte er den Zweifel sofort weit von sich wie ein giftiges Gewürm.

Und mit einemmale kam es ihm wie eine Erleuchtung. Was hatte er überhaupt noch dort unten zu tun? Daß er bis jetzt täglich zu bestimmten Stunden, fast mit dem Glockenschlage aufgetaucht war, daß er noch gestern Abend selber gefragt hatte, ob er auch heute wieder nach Tische kommen dürfe — daß das wie etwas Selbstverständliches bejaht worden war — was kam es wohl darauf an? Wie konnte er der Geliebten besser die Echtheit seiner Liebe, seine standhafte Treue, seine seelische Kraft betätigen, als wenn er die Andere gar nicht mehr sah, sie mied, ihre Schwelle nicht mehr betrat? Ueberhaupt! Gleich morgen eingepackt und fort! Was wollte, was sollte er noch hier?

So lief er über die Höhen hinüber und durch Bäche und Gräben wie damals, als er ein kleiner Bub gewesen war und sich so gegrämt hatte, daß er nicht mit den Andern hatte fort dürfen. Nur suchte er, in seinem Schmerze wühlend, dabei alle die Stätten

auf, zu denen er sie geführt, an denen er mit ihr geweilt hatte. Hier hatte sie das gefragt, dort das gesagt, hier hatte sie ihn geneckt und dort er sie, und da war sie so übermütig gewesen, und dort hatte sie ihm einmal die Zunge herausgestreckt, und an der Stelle hatten sie gar einmal ein bischen gezankt! Aber nur ein ganz kleines bischen, und gleich wieder war sie gewesen wie immer.

Und zwischen diesen Erinnerungen erwog er, was er noch Alles zu tun hätte. Einen Koffer oder eine Kiste zu besorgen, denn sein kleines Kofferchen, mit dem er vor acht Jahren angekommen war, das war wohl gar nicht mehr da — und wie hätten auch nur die Bücher, die er sich langsam angeschafft hatte, darin Platz gefunden? Ein paar Besuche — nur bei seinen Lehrern — sonst nirgends. Bei Rosa und ihren Angehörigen mußte er sich aber doch empfehlen, die ihm so freundlich entgegengekommen waren? Aber heftig verneinend schüttelte er den Kopf. War er so lange nicht dort gewesen, mochte diese Unart auch noch mitlaufen. Und unten in dem freundlichen Stübchen von den lieben alten Leuten, von dem stillen Mädchen, das so lebhaft sprechen konnte, auch wenn es schwieg und nur aufmerksam zuhörte? Nein, nein! Dort gerade nicht. Mochten sie denken, mochten sie sagen, was sie wollten! Was gingen sie ihn noch an. Je häßlicher es scheinen und sein mochte, umso kräftiger betätigte es seine Liebe.

Dann wieder stand er vor dem Vormund, und er suchte sich nach dessen Briefen ein Bild von ihm zu machen, und in seinem Ingrimm ließ er ihn solch einen gelben Rock tragen, wie der, in dem jener komische Alte an Festtagen zur Kirche wandelte. Und der Vormund mochte wollen oder nicht, er mußte solch einen Rock anziehen, und wenn er auch das bärbeißigste Gesicht dazu machte, auf Gottfried übte das gar keinen Eindruck. Ruhig und entschlossen sagte der vielmehr seine Meinung, er wolle sich nun einmal den Wissenschaften widmen, und kein Mensch habe ein Recht, ihn daran zu hindern, und er werde sich auch darin nicht hindern lassen. Und was der Vormund auch einwandte, Gottfried widerlegte Alles. Und als Gottfried endlich ausrief: Ja ich bin doch ohnedies schon elend genug! Lassen Sie mir doch wenigstens mein Studium als Trost! — da mußte der Vormund doch nachgeben. Und eigentlich war das nur natürlich, denn soll's nur einer probieren, wenn er solch einen gelben Rock anhat, und soll auf die Dauer „nein" sagen!

Und jetzt wieder dachte er daran, was er wohl getan hätte, wenn der Vormund in seinem Eigensinne verharrt hätte, und da ging er einfach in die Gerichte, und wie er denen dort die Sache erzählte, gaben sie Alle Gottfried gleich Recht, und so gewann er zum zweitenmale sein Spiel.

Da tönte eben helle die Mittagsglocke herüber,

und „Clara, Clara" rief sie ganz deutlich, denn Clara hatte er vor einigen Monaten erst in ihren Mantel mit Kreide fein säuberlich hineingeschrieben, ganz dort, wo sein Name stand. Unmutig wandte er sich gegen die Glocke und wollte, daß sie Aennchen läute. Aber das konnte die dumme Glocke nicht, denn seit er Aennchen kannte, hatte er nie mehr Zeit gehabt oder auch nur daran gedacht, auf den dunkeln Böden herumzukriechen oder hinaufzusteigen in die luftigen Höhen zu der alten Glocke. Und wäre er einmal hinaufklettert in den letzten Wochen, wer weiß, ob sie dann nicht ganz deutlich „Kätchen, Kätchen" herüberriefe, weil deren Name darin stünde im Mantel.

Ein Ekel stieg in ihm auf vor seinem Wankelmut. Von solchen Zufällen, ob er Vormittag oder Nachmittag da oben gewesen wäre, hätte es abgehangen, ob nun „Aennchen" oben stünde im Glockenmantel oder „Kätchen"! Aber in dem Augenblicke lächelte er abwehrend. Nein! Hätte er „Kätchen" hingeschrieben, da wäre er ja schon ein paar Stunden danach wieder hinaufgegangen und hätte den rechten Namen an die Stelle des falschen gesetzt. Ja! sagte er sich sofort höhnisch, und nach ein paar Stunden wäre ich wieder hinauf und hätte wieder den andern hingeschrieben, und so oft ich den Berg auf und ab gerannt bin, so oft hätte ich auch den alten Turm hinaufklettern können und herunter!

Die Glocke sandte noch einen letzten Ruf, der erst mächtig anschwoll und dann langsam verklang, aber weil sie so unfolgsam gewesen war, gehorchte auch er ihr nicht. In dem Stübchen neben der Küche mochte ruhig sein Mittagessen stehen, oder in der Küche selbst die alte Köchin seiner harren, es ihm sorgsam am Herde warm haltend. Wenn man nicht das „rechte Wort" sprach, dann kam er auch nicht. Und was lag ihm jetzt am Essen!

Mit der Zeit aber fing er doch an, an das Essen zu denken, und da kam ihm ein rettender Einfall, denn von seinem Entschluß wäre er ja doch in keinem Falle abgegangen, weil es jetzt in nichts mehr ein Schwanken und Zurückweichen gab.

Da lag, nur ein kleines Stück von ihm, ein Haus auf freier Anhöhe, dort lehnten unter dem schützenden Vorsprung gar seltsam gebogene Hölzer, wie Sonne, Wind und Regen und drückende Schneelast sie hie und da einmal im Walde draußen zu Stande bringen, wenn sie ordentlich zusammenhelfen und einander geschickt in die Hände spielen. Und lange, lange Stangen daneben, und schlanke Hanicheln*), wie sie in jäher Hast emporschießen im

*) So heißen in unseren Alpenländern dünnstämmige Fichtenbäumchen Sowohl die jungen Stämme im Wald werden so genannt, als auch die dürren wie man sie besonders zu Umzeunungen in waldreichen Gegenden verwendet. Die Wörterbücher der Mundart erwähnen zumeist das Wort nicht. Schmeller vermag keine befriedigende Erklärung zu bieten. Vielleicht ist eine

Walde, um nur den hohen Bäumen bald nachzukommen, und wenn ihnen darüber auch fast der Atem ausgeht und sie so dünn bleiben, daß sie zum Schlusse ersticken müssen. Und das Haus, das war der „Wagner in der Luft".

Gottfried aber hatte schon ein paarmal da gesessen mit etlichen seiner Freunde, und dann hatten sie aus glänzenden, grün und weiß gewellten Krügen kühlen, schäumenden Most getrunken und auf duftendes Schwarzbrot recht dick dunkelgelbe Butter gestrichen und dann das Ganze in mächtigen Schnitten dem so angenehm säuerlich schmeckenden Moste nachgesandt oder mit ihm es hinabgespült. Denn der „Wagner in der Luft", der hatte eine Schankgerechtigkeit auf seinem Hause, und weil er ein schwarzer, wilder Kerl war und ein gutes Stück vom Schusse entfernt saß, kümmerte er sich einen Teufel um das Kloster und um die Statuten, die den Studenten verboten, irgendwo Einkehr zu halten, und schenkte jedem seinen Krug voll, der bar dafür bezahlte. Die Studenten aber brauchten sich hier auch um Kloster und Statuten nicht viel zu sorgen, weil man von da oben einen weiten Ausblick hatte und jeden schon

---

Stelle in „Du Cange" (v. Hanig) auf unser Wort zu beziehen „Hanig, Praestationis vel operis species apud Anglos." „Et sint quieti .... de operibus castellorum, parcorum, pontium et de clausuris, et carreio et sumagio, et Hanig, et regalium domorum aedificatione et omnimodo operatione" (Charta Ricardi I in Mon. Anglic. II S. 264).

von der Ferne sah, der das kleine Bauernsträßchen herankam, und weil der im Hintergrund liegende dunkle Wald eine treffliche Rückzugslinie und Deckung bildete.

Da saß denn auch jetzt wieder gar bald Gottfried bei Most, Schwarzbrot und Butter, und er brauchte nicht einmal von Zeit zu Zeit Ausschau zu halten, denn wen ging es jetzt noch etwas an, was er machte? Und als er so dasaß, fiel ihm mit einemmale ein, jetzt werden sie unten auf dem schmalen Bänkchen, auf dem nur gerade zwei zum Sitzen Platz hatten, seiner schon harren. Und die Mutter werde vielleicht gerade sagen: „Was ist's denn nur heute, daß er noch nicht da ist?" Und die Tochter werde darauf auch etwas sagen — aber Gott, was lag ihm daran, was die Mutter sagte, und was die Tochter! „Mit uns ist es aus", sagte er und schlug ein Schnippchen und sagte es noch einmal. Und um die Sache ganz sicher zu machen, fügte er noch hinzu: „für immer! — aus für immer!"

Und dann blieb er noch eine Weile sitzen, und dann trank er seinen Krug aus, der gerade nicht klein war, und dann ging er unter das Schupfendach, wo der Wagner gerade in seinen Stangen herumhantierte, zahlte seine Zeche und ging über die Wiesen hinab, um jetzt auf dem nächsten Wege heimzueilen und alles zusammenzupacken. Der nächste Weg war aber natürlich gar kein Weg, son-

dern Gottfried kletterte in den Graben hinab, der zur Kapelle in der Peſtleithe führte, und von da konnte man dann allenfalls einen gebahnten Pfad einſchlagen.

Wie nun Gottfried aus dem Waldrande in die Wieſe heraustrat, da ſtand nur ein kleines Stück von ihm, dem Graben den Rücken zugekehrt, ein junges Mädchen, und weil ſie der, an die er gerade dachte, in Wuchs und Haltung glich, durchfuhr es ihn wie ein heftiger Schlag. Und da wandte ſich die Dame um, und da durchfuhr es ihn wieder ganz ſeltſam. Die junge Dame aber machte einen erſtaunten Ausruf und dann ging ſie ein paar Schritte herzu und, noch im Gehen, fragte ſie ganz freudig: „Ja ſind Sie es denn, oder ſind Sie es nicht?“ Und dann ſtand ſie ſchon bei Gottfried und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, und er konnte nicht anders als zugeben, daß er es ſei, und es wäre ihm eigentlich auch gar nicht eingefallen, es abzuläugnen.

„Gott! Iſt das ein herrlicher Zufall“, ſagte ſie. „Und groß ſind Sie geworden! Und einen kleinen Schnurrbart haben Sie auch ſchon! Aber ich habe Sie auf den erſten Blick erkannt! Wiſſen Sie, wie lange das her iſt, daß wir uns nicht geſehen haben? Viele, viele Jahre! Und dann wieder viele, viele Jahre zurück. Und immer nur gerade das einemal! Und heute treffen wir uns eben da, wo wir uns das erſtemal begegnet haben! Iſt das nicht wunderbar?

Fast wie ein Märchen?" Und Gottfried mußte sagen, daß es wirklich wunderbar sei und fast wie ein Märchen.

„Und Sie sagen mir gar nicht, daß ich auch groß geworden bin — und hübsch?" Und da mußte es Gottfried natürlich sagen, denn es war wahr.

„Sie, und gescheidt bin ich auch geworden! Sie werden staunen!" Und Gottfried sagte, er werde gewiß nicht staunen.

„Pfui! Nur keine Komplimente! Ehrlich und wahr — das ist gute Kameradschaft und Freundschaft. Bin ich nicht furchtbar dumm gewesen? Vom erstenmal, da will ich gar nicht reden — da waren wir ja beide so hundsjung und so pudeldumm — aber schrecklich schön war es doch! Nicht?"

„Ja, schön war es!"

„Aber dann, das zweitemal — war ich da nicht blitzdumm? Denken Sie, ich meinte, wenn ich mit einem Herrn, der mir nicht feierlich von jemand vorgestellt wurde, auch nur rede, oder gar ein paar Schritte mit ihm gehe, so sei es schon etwas Schreckliches. Und nun war ich gar eigens langsamer gegangen, damit Sie nachkommen könnten, und hatte immer nach rückwärts geblinzelt und dann beim Haustor so getan, als wären mir die Schuhbänder aufgegangen! Und da schämte ich mich dann so vor mir selber. Und vor Ihnen. Und Sie waren ja doch nur ein Bub! Und ich eine alberne Gans! —

Ja! — Eine alberne Gans! Hand auf's Herz! Haben Sie mich nicht für eine alberne Gans gehalten? Ja oder nein?“

„Ich —“

„Ja oder nein!“

„Ich habe wirklich . . .“

„Keine Flausen! Ja oder nein!“

„Aber ich kann doch nicht . . .“

„Nun also! Dann „ja“, wenn Sie's nicht sagen können. Und jetzt schön brav sein und es doch sagen! Hm?“

„No ja“, sagte er verlegen, „einen Augenblick . . . .“

„Nix einen Augenblick — die ganze Zeit bis jetzt — und recht haben Sie gehabt.“ —

„Nein, nein!“

„Ja, ja!“

„Nein, gewiß nicht! Ich habe dann sogar eingesehen, daß Sie Recht gehabt haben, und Ihnen Abbitte geleistet!“

„Also haben Sie doch öfter an mich gedacht, obwohl ich so dumm und garstig war?“

„Oh, gewiß“, sagte Gottfried, und dann schwieg er verlegen.

„Wissen Sie, was ich eigentlich heute da habe machen wollen — gleich am ersten Tag, den ich wieder hier bin? — — Nun raten Sie! — — Schauen habe ich wollen, ob unser Heiliger noch da drinnen

steht, weil ich das vorigemal so einfältig war, und um keine Welt dort hinein gegangen wäre. Erinnern Sie sich auch noch an ihn?"

„Wie werde ich nicht! Aber das war gar kein Heiliger. Das war sicher noch ein altes Heidenbild. Ich möchte fast schwören, ein „Tor"! Ewig Schade, daß er mir damals herabgefallen und in Stücke zerbrochen ist."

„Herabgefallen? Ja wann denn?"

„Wie ich ihn in die Höhe gehoben habe!"

„Ja warum haben Sie ihn denn in die Höhe gehoben?"

„Nun, ich wollte doch nachsehen, ob nichts darunter liege."

„Was hätte denn darunter liegen sollen?"

„Als ich Ihre Blumen fand — sie waren doch von Ihnen?"

„Ja natürlich! Von wem sonst? Oder hatten Sie noch andere Stelldichein da unten?"

„Aber was glauben Sie denn!"

„Also wie Sie die Blumen fanden . . .?"

„Also wie ich die Blumen fand, und sah, daß das Beutelchen weg war . . ."

„Gott! Das kleine Beutelchen! War das lieb von Ihnen, daß Sie mir das Beutelchen hingelegt haben, weil ich so lang nicht gekommen bin. — Eigentlich hätten Sie schon jeden Tag hinschauen und ein Bissel nach mir herumfragen können."

„Fragen hätt ich mich doch gar niemand getraut, da hätte ich ja gemeint, ein jeder müßte mir mein Geheimnis am Gesicht herunterlesen — und dann mußte ich ja wegfahren! — Und da legte ich das Beutelchen hin, und in das kleine Tascherl. .“

„Oh! Das liebe Tascherl! Und mein ganzes Vermögen lag unberührt darin! Wissen Sie, daß ich's noch hab, das arme einschichtige Kreuzerl? Ich hab's zu meinem Glückskreuzer gemacht, und es hat mir wirklich Glück gebracht — so viel Glück — so viel Schönes — so viel Gutes — ah, wie ist sie doch schön die Welt — wenn man jung ist, wenn man gescheit ist — und so ein kleines, gutes Glückskreuzerl hat!“

Sie zog aus ihrem Gürtel eine kleine Uhr heraus und hielt sie Gottfried hin, und an der hingen alle möglichen Sachen von Silber und Gold: ein kleiner Schlittschuh und ein kleiner Säbel und ein kleines Hufeisen und ein kleiner Helm und ein kleines Horn und eine Menge zierlicher Dinge, und mitten unter all den glitzernden Sächelchen eine kleine Münze von der Größe eines Kreuzers, die war halb schwarz vor Schmutz und halb grün von Grünspan, so daß man gar nicht mehr sehen konnte, was es sei, und nur der kleine goldene Reifen, in den das Ding gefaßt war, der glitzerte und funkelte in den Strahlen der Sonne.

„Und ein Zetterl hatte ich auch hineingelegt —“

„Zwei, zwei! Und auf einem stand „Clara" und auf dem andern „Gottfried", immer mit roter Tinte und in schauerlich durcheinanderliegenden Buchstaben . . ."

„Viel besser schreib' ich noch heute nicht."

„Aber riesig gefreut hat es mich doch. Und so lange hab ich sie mir aufbehalten, und die andern Zettel auch, die herumlagen . . ."

„Ja, und weil die auch weg waren, so habe ich mir gedacht — —"

„No was denn . . ."

„Ob Sie mir denn nicht auch ein Zetterl oder vielleicht gar einen Brief geschrieben haben . . ."

„. . . und ihn unter den heiligen „Tor" gelegt habe? — O der liebe, süße, gute Bub! — Gibt es denn auf der Welt etwas entzückenderes, etwas herzigeres als so ein Kind! Was sind wir mit all unserer Liebe und Leidenschaft und mit all unserer blödsinnigen Gescheitheit gegen das, was wir waren, wie wir so waren?"

„Und da ist der „Tor" hinabgefallen, und hin war er. Und weil nichts da war, habe ich einen Zorn auf ihn gehabt, und sehr traurig war ich auch, und da hab ich die Scherben liegen lassen, wo sie hingefallen sind."

„Und ich, mein liebes, süßes, gutes Buberl, ich hab kein Zetterl und kein Brieferl geschrieben, weil ich nur so herausgelaufen bin, und nichts bei

mir gehabt habe, kein Zetterl und keinen Bleistift und nichts. Und wie ich nachhause gekommen bin, habe ich's ohnehin gekriegt, weil ich noch nicht ausgehen hätte dürfen und die Mutter schon da war; und fort hätte ich ohnehin nicht mehr können, denn dann kam schon der Wagen, in dem wir, ich ganz in Tücher verpackt, davonfuhren. Und so traurig war ich damals, so schrecklich traurig — denn ich war so furchtbar verliebt in Sie."

Da wurde Gottfried ganz verlegen und feuerrot und sagte ganz leise: „Ich auch". Und dann waren sie beide ganz still.

Nach einer Weile aber fing sie zu lachen an und sagte: „Gott, waren wir dumm!" Und wieder nach einer Weile sagte sie: „Aber schön war es doch!"

Und dann gingen sie, ohne ein Wort zu sagen, und doch wissend, daß sie einem Gedanken folgten, dem Waldrand zu und stiegen in den Graben hinunter, und dann kletterten sie wieder den Bach hinauf, und wenn sie hinüber mußten, gab er ihr die Hand und half ihr aufs andere Ufer. Und auf einmal blieben sie stehen und da sagten beide zugleich: Da war es."

Da flossen noch immer die zwei dünnen Wasserfäden sickernd und plätschernd zusammen und oben stand noch immer die überhängende Felswand — wie die aber jetzt klein aussah! — und da lag noch immer ein Geröllhaufe da, denn der Bach der

unterwusch weiter und weiter, und wenn er mühsam einen Teil des Haufen fortgeführt hatt, dann kam gewiß bald mindestens ebensoviel von oben nach.

Und sie suchten und bohrten in dem Schutt herum — aber da war nichts als Sand und häßliche unförmliche Steine. Da gaben sie es endlich auf und giengen langsam wieder zurück. Und wieder gieng es hinüber und herüber und wieder bot er ihr immer hilfreich die Hand.

Da blieb sie plötzlich stehen und deutete auf eine Stelle. „Da“, sagte sie, „da!“ Und Gottfried sah hin, und da hatte der Bach auf der einen Seite ein Stück des Ufers ausgerissen, auf der andern Seite aber floß er über hellen Kies und feinen Sand, am Rande aber stand in morigem Grund ein kleiner Wald mächtiger Pestwurzblätter.

„Hier war's ja, wo wir . . .“

„Richtig!“ rief sie, „natürlich — war ich denn blind? — dafür aber hab' ich was andres gesehen — da! da!“ — und dabei deutete sie in das helle Wasser hinein. Und da lag etwas flaches, rundes, längliches, und gerade fiel ein Sonnenstrahl darauf, der durch die Bäume blitzte. Da wollte Gottfried ins Wasser hineinsteigen, um sich darum zu bücken. Sie aber nahm ihn bei der Hand und hielt ihn zurück. „Nein“, sagte sie. „Ich! — Mir gehört es!“

Und dann zog sie ein klein, klein wenig das Kleid in die Höhe, und stieg hinein mit den Stiefel-

chen auf den Kies, und dann hob sie sich auf die Zehen und zog noch ein wenig an dem Kleide, und dann neigte sie sich nach vorne und griff hinein in das Wasser und nun hatte sie es, und mit einem Sprunge war sie heraußen.

Und wirklich kein Zweifel, es war ein Ding, das einmal zu etwas gehört hatte — schon recht dünn abgewaschen, aber wer nur den Heiligen da oben gekannt hatte, der konnte schon sagen, es sei eins seiner Beine.

„Jetzt sind sie aber ganz naß geworden! Sie werden mir wieder den Schnupfen kriegen!"

„Jetzt vertrage ich schon einen Puff!" sagte sie lachend. Und dann setzte sie sich hin und fieng an, einen Schuh auszuziehen.

„Hier ist mein Taschentuch zum Abtrocknen", sagte er, „es ist ganz rein", und er legte ihr sein Taschentuch hin. Und weil er es erst denselben Morgen eingesteckt hatte, als er zum Abschiednehmen hinaufgegangen war, so war es wirklich noch blendend weiß.

„Danke schön", sagte sie — „und Ihren Rock leihen Sie mir diesmal nicht? O Ihr Männer, Ihr Männer!"

Rasch wollte Gottfried seinen Rock ausziehen — aber „nein, nein", winkte sie ihm ab, was fallt Ihnen denn ein! Ich hab' doch nur Spaß gemacht. Ich brauch ihn doch nicht".

Da hatte sie eben ihren Schuh ausgezogen und diskret wandte sich Gottfried zur Seite und gieng, als suchte er noch nach den andern Gliedmaßen des Donnergottes, den Bach entlang langsam abwärts. Und dann blieb er stehen und stocherte mit einem Zweiglein an einer Stelle herum, als ob er etwas besonderes dort sähe.

„Ist dort noch etwas?"

„Nein! Nichts!" sagte Gottfried, immer zartfühlend abgewandt.

„Aber da! Der Arm mit dem Dings! Kommen sie doch herauf!"

Er kehrte sich um, und da stand sie mit bloßen Füßen, die Röcke zwischen die Beine geklemmt, im Wasser und hielt etwas in der Hand.

„Na schauen Sie sich es doch nur an! Das ist sicher der Arm!"

„Meiner Seele! Der Arm! Und das ist gewiß ein Hammer, und das war sicher der „Tor"! Wenn man vielleicht doch noch mehr fände!"

„So seien Sie nicht so langweilig, und lassen Sie mich nicht allein suchen".

Da wollte er gleich so ins Wasser hineinsteigen.

„So ziehen Sie sich doch nur zuerst ihre Schuhe und Strümpfe aus — Gott, Ihr Männer seid ungeschickt! — Oder es wird doch nicht am Ende gar sein, wie damals?" Und laut lachend bewegte sie den einen Fuß hin und her, als ob sie ihn

wüsche. „Waren Sie ein Schweinderl! Aber Kinder sind lieb, auch wenn sie kleine Ferkerl sind".

Gottfried aber war blutrot geworden und hatte sich rasch hingesetzt und angefangen, sein Schuhzeug aufzumachen, und jetzt stand er auch schon für die Expedition fertig gerüstet am Ufer und stieg hinein ins Wasser, und da bohrten sie jetzt zwischen den Steinen im tieferen Grunde mit den Händen herum um die Wette. Und da sie nichts fanden, suchten sie dann, wo im seichten Wasser der Sand lag, und weil das Wasser ganz trübe wurde, daß sie nichts mehr ausnehmen konnten, gruben sie dann im Sande mit den Füßen herum. Aber da war nichts. Nur einmal hatte Gottfried gemeint, er spüre etwas, aber da hatte sie „Au!" geschrieen, und geschwind zog er seinen Fuß aus dem Sande.

Endlich stiegen sie wieder heraus, und Gottfried nahm seine Schuhe und setzte sich weiter unten hin, mit dem Rücken gegen sie, und zog sich recht langsam an, um ihr Zeit zu lassen. Und als er endlich doch fertig geworden war, da blieb er sitzen und wartete bis sie ihn riefe.

Aber die Zeit vergieng und er hörte nicht rufen. Da rief endlich er fragend ihren Namen. „Clara?" Aber nichts rührte sich, nur der Bach zog leise durch den Grund. Und da rief er lauter „Clara!" Doch alles schwieg.

Da wandte er sich vorsichtig um — aber er

sah sie nicht. Hastig sprang er auf und lief zur Stelle, wo er sie verlassen hatte. Und erst als er den Platz schon fast erreicht hatte, erblickte er sie.

Sie lag zwischen den wallenden Blättern auf dem Rücken mit geschlossenen Augen und regte sich nicht. „Clara!“ rief er ganz laut. Aber keine Antwort. Da faßte er sie ängstlich beim Arm. Der Arm war warm und weich, und jetzt nahm er wahr, daß ihre Brust atmete. Und wie er sich jetzt niederbeugte, sah er eine Träne sich aus den geschlossenen Lidern hervordrängen und langsam über die Wange herabrinnen.

Da beugte er sich noch tiefer und kniete neben sie und küßte die Träne weg. Sie aber öffnete jetzt die Augen und drängte ihn sanft mit der Hand zurück. „Nicht“ sagte sie.

Und da er sich doch wieder über sie neigen wollte, richtete sie sich halb auf und hielt abwehrend beide Hände vor. Rühr' mich nicht an!“ Aber sein Auge leuchtete und ließ nicht von ihr. Und schmeichelnd wollte er ihre Hand fassen.

„Rühr mich nicht an“, sagte sie leiser und traurig bittend. Und dann blickte sie ihn still an und sagte: „Ich bin nichts für dich! Du bist derselbe, der du damals warst, und ich — ich bin —“ Da sah er eine Weile ängstlich auf sie. Und da sie schwieg, sagte er ganz leise: „Liebe Clara!“ Und da sie nicht antwortete, sagte er nochmals „Liebe

Clara!“ Und da sie noch immer schwieg, faßte er sie ganz schüchtern bei der Hand. Da fragte sie: „Hast mich denn doch noch lieb?“ Und da legte er wie zagend seinen Arm um sie und küßte sie leise auf die Wange. Und da sie nichts sagte und ganz stille dasaß, küßte er voll heiß erwachter Sehnsucht ihren Mund.

Dreizehntes Kapitel.

„Clara! Clara!“ rief die Abendglocke vom Turme herab, als Gottfried den steilen Klosterberg hinaufschritt, und „Clara, Clara“, hallte es in seinem Innern wieder.

Aber der Ruf klang nicht hell und froh, sondern schwer und ernst, und der Widerhall durchdröhnte sein ganzes Wesen wie ein verworrenes Brausen. So lange er dort unten an ihrer Seite gewesen war, und noch als sie Hand in Hand die Wiese durchschritten hatten, war ein solches Gefühl des Glückes und der Seeligkeit in ihm gewesen. Nicht einen Augenblick war er im Taumel der Sinnenlust untergegangen, immer war es über ihm gewesen wie ein sonniger Friede voll stiller Heiterkeit und stolzer Zuversicht.

Und dann war sie stehen geblieben und hatte sich losgemacht und hatte gesagt, er solle zurückbleiben und sie allein nach Hause gehen lassen, und möge erst in einer Weile nachfolgen, damit sie nicht

zusammen gesehen werden. Und dann hatte sie ihm die Hand gereicht, hatte gesagt „Auf Wiedersehen morgen" und ihn dabei noch einmal so recht herzlich angeblickt, und wie sich dabei die goldbraune Iris in ihren Augen, feine Fältchen bildend, feucht schimmernd zusammenzog, da war es gewesen, wie wenn sich die kleinen schwarzen Linien zu helleuchtenden Strahlen verlängert hätten, die er wie Sonnenschein im freien Raume glänzen sah und die er fühlte, wie sie ihn trafen, und die tief in sein Innerstes drangen, daß es ihn wie ein seliger Schauer überlief.

Und dann hatte sie sich von ihm gewandt und war weggegangen, und ihm war es nun gewesen, als wäre wirklich die Sonne von ihm geschieden, und je weiter sie sich entfernt hatte, umso öder und kälter war es ihm im Herzen geworden. Längst schon war sie seinen Blicken entschwunden, und noch immer hatte er regungslos dagestanden und hinter ihr drein geblickt.

Und endlich war er wie aus tiefsten Gedanken aufgefahren, obschon er gar nichts gedacht hatte, und langsam dem kleinen Stege zugegangen, hinter dem das erste Häuschen des Ortes sie seinen Blicken entzogen hatte, und dann ebenso langsam, gleich als trüge er eine schwere Last, den Berg hinauf, mechanisch seinem Stübchen im Kloster zustrebend, als fände er dort Schutz vor sich selber und vor den

Gedanken, die ihn nun auf einmal wie eine Sturmflut erfaßt hatten.

Alles Glücksgefühl, aller Friede, all die stille, sonnige Heiterkeit war von ihm gewichen. Nicht etwa, daß etwas wie ein Gefühl einer Schuld in ihm aufgestiegen wäre, aber wenn er in ihrer Gegenwart, im Gefühl ihres Atems, ihres Dunstkreises, ihrer Nähe an nichts gedacht hatte als eben nur an sie selbst, und kaum geachtet hatte, was sie ihm von sich und ihrem Leben gesagt hatte, und ihm nur die Worte und Zeichen ihrer Liebe zum vollen Bewußtsein gekommen waren, lag es jetzt wie ein Alp auf seiner Seele, daß er nicht als der Erste ihren kindlichen Mund geküßt, ihren weichen, warmen Leib umfangen hatte.

Und wenn er jetzt in Mitleid verging bei der Erinnerung an die Tränen, unter denen sie ihm, von Liebesworten überströmend, ihre Selbstanklagen zugeflüstert hatte, stand im nächsten Augenblicke vor seiner Seele, daß sie all die süßen Worte, mit denen sie ihn beglückt hatte, schon einmal, öfter trunken gestammelt, daß sie alle ihre Liebkosungen schon an Andere verschenkt hatte. Und wenn er sich dann vorsagte, daß ihr Bekenntnis ja doch nur von ihrer edlen, selbstlosen Liebe zu ihm zeuge, verwünschte er gleich darauf die eben so hoch gepriesene Aufrichtigkeit und hatte nur den einen Wunsch — nicht daß sie schuldlos sei — nein, daß sie geschwiegen,

ihn, wenn nötig, betrogen und belogen hätte — nur daß sie sein Glück nicht zerstört hätte, kaum daß es begonnen hatte.

Da ertönte die Abendglocke vom Turme herab, und „Clara, Clara", rief sie laut und klagend, und „Clara, Clara" schrie es laut in ihm. Und wieder „Clara, Clara" von oben herab und „Clara, Clara!" tief aus seiner Seele heraus. Und jetzt setzte oben die zweite Glocke ein, und auch sie rief ins Tal herab, feierlich und gemessen, und deutlich sprach sie jetzt die Worte, die er mittag zu hören verlangt hatte. „Aennchen, Aennchen!" rief die Glocke, und ihr Ton traf ihn wie Vorwurf und Anklage, und „Aennchen, Aennchen!" klang es wieder und wieder.

Jetzt aber dröhnte es in dumpfem Beben, und der tiefe Anschlag der großen Glocke, die nur vor Bußtagen und bei Feuersnot in Bewegung gesetzt wurde, brauste schwer durch die erzitternde Luft. Und wie sie die „Angstglocke" genannt wurde, erfüllte ihr Ton ihn jetzt mit jähem Schreck. Nein, nein, nirgends eine Röte am Himmel und nirgends ein Feuer — es wurde nur der Freitag „eingeläutet", wie das ja jeden Donnerstag geschah.

Aber eindringlich und drohend rief jetzt die Glocke den Namen derer, die er bei dem mächtigen Anschlagen hatte dort draußen kennen gelernt und der er bald darauf sein ganzes Leben hatte weihen wollen. „Kätchen, Kätchen!" dröhnte es weiter, und

jetzt verstummten die beiden andern Glocken und „Kätchen, Kätchen!“ schwoll es immer stärker an.

Und jetzt ging er gerade vor dem Hause vorbei, in dem die wohnte, deren Name die Glocke laut in seine Seele schrie. Auf dem Bänkchen im Hofe aber saßen die Mutter und die Tochter, und wie sie ihn jetzt durch die offene Türe auf der Straße draußen sahen, winkte ihm die Mutter zu, und sie rief ihm mit scherzhaftem Vorwurf entgegen: „Ja was ist's denn mit Ihnen, Herr Wunderlich, wo sind Sie denn heute gesteckt? Die Kati hat gar gemeint, Sie seien am Ende auf und davon, weil Sie einmal gesagt haben, daß Sie's tun wollen! — No kommen Sie nur näher, steh schon auf, Sie sehen, Ihr Platzerl ist schon frei“. Und mit freundlichem Gruße ging sie ins Haus.

Gottfried war eingetreten in den kleinen Hof und hatte ein paar Schritte gemacht und zögernd stand er jetzt wieder stille. Das Mädchen war zur Seite gerückt und hatte ihr Kleid an sich gezogen, um ihm zu zeigen, wie viel Platz für ihn übrig sei, und sie sah ihn freundlich lachend an. Er aber rührte sich nicht von der Stelle. „Nun?“ sagte sie.

Er schüttelte nur den Kopf. Und in einer kleinen Weile sagte er: „Ich setze mich nicht neben Sie.“

„Habe ich Ihnen etwas getan?“ fragte sie und sie wurde plötzlich ernst.

„Sie mir etwas getan! Haben Sie überhaupt schon jemand etwas getan?"

„Ich hoffe nicht. Wenigstens nicht mit Willen, und es wäre mir leid. Und bei Ihnen doppelt leid."

„Doppelt leid bei mir? Und warum doppelt leid?"

„Weil wir Sie alle gern haben und ich Sie für einen guten Menschen halte —"

„Ich bin kein guter Mensch. Ich bin nur so schwach und so biegsam wie ein schwankes Rohr."

„Sie und schwach! Sie mit ihrem Dickkopf! Sie tun ja doch nur, was Sie wollen."

„Darum bin ich eben schwach, weil ich immer gleich jedem flüchtigen Wunsche des Augenblickes unterliege."

Sie sah ihn ernst an. „Und ist das auch nur ein flüchtiger Wunsch des Augenblicks, dem Sie jetzt unterliegen, wenn Sie sich durchaus nicht neben mich hierher setzen wollen?"

„Nein", sagte er, und gleich darauf: „oder vielleicht ja — bei mir ist ja alles möglich."

Sie stand auf von dem Bänklein und trat auf ihn zu. „Ich darf aber doch mich zu Ihnen stellen, wenn schon Sie sich nicht zu mir setzen? Ja?" Und da er schwieg und fast zurückwich, sagte sie: „Was haben Sie denn? Was ist Ihnen denn? Haben Sie doch Vertrauen zu mir! Ist Ihnen etwas geschehen? Hat Ihnen wer was Dummes erzählt?"

„Nein, nein.“

„Also was ist's denn?“ Sie nahm seine beiden Hände und sah in forschend an. Er aber machte seine Hände aus den ihren los, und da nun sie betreten einen Schritt zurücktrat, da fragte er: „Wissen Sie, was ich mir gedacht habe an jenem Abend, wo ich hier das erstemal gesessen bin bei Ihnen, wie ich dann weggegangen bin?“

„Nun? Was haben Sie sich damals gedacht?“

„Ich habe nur einen Gedanken gehabt, am nächsten Tag Ihnen auszusprechen, welche Empfindungen Sie in mir erweckt hatten, Ihnen zu sagen, daß ich arbeiten will mit aller Kraft, um mir bald eine Stellung zu erringen, ich habe nur den Wunsch gehabt, Sie zu bitten — —“

„Und wissen Sie, was ich Ihnen geantwortet hätte?“ unterbrach sie seine Rede.

„Sagen Sie es mir nicht! Ich bitte —“

„Doch! Ich muß es Ihnen sagen. Ich hätte Ihnen damals geantwortet und würde Ihnen heute antworten, daß wir uns herzlich gefreut haben, daß wir Sie kennen lernten und daß ich gleich wußte, ich werde Ihnen recht gut werden, oder Ihnen eigentlich gleich recht gut war. Aber ich hätte Sie ausgelacht, wissen Sie, so, wie man eben einen auslacht, den man gern hat, und hätte Ihnen „nein“ gesagt. Denn für so eine Geschichte bin ich nicht, Jahre lang warten, bis man alt und vergrämt ist,

und der andere in der Ferne es nur mehr wie eine Last fühlt und hinter sich herschleppt, was er einmal in törichten Stunden geträumt, gewollt und versprochen hat! Nein, nein! Ich war so gerne mit Ihnen, aber ich wußte immer genau, daß es nichts sei als eine kurze, schöne Zeit — nicht etwas zum Haben, nur etwas zum Erinnern."

„Oh, Sie sind so klug, so schrecklich klug."

„Klug? Ja vielleicht. Sie wissen so viel und können alles so herrlich sagen, und sind so viel gescheiter als ich. Ja, aber ich bin klüger als Sie. Nun und sind Sie seither auch so klug geworden wie ich und haben Sie sich's heute überlegt?"

„Heute!" Er lachte dazu, aber nicht höhnisch oder sonst irgendwie verletzend, sondern es war ein recht trübseliges Lachen, wie von einem, dem gar nicht zum Lachen ist, und der doch über sich selber lacht.

„Also seit länger schon!", sagte sie in ihrer immer gleich freundlichen, stillen Art.

„Ja, seit länger schon. Sehen Sie, so bin ich. An eben jenem Abend noch, da habe ich dann eine andere gesehen, und da war alles ganz wie weggewischt, und da war ich genau so in deren Bann wie ein paar Stunden zuvor in dem Ihren."

„Pfui! — Nicht darum, weil Sie mich so rasch vergessen haben, aber darum pfui, weil Sie dann am Tage danach mich wieder so treuherzig ansahen

und genau so zu mir sprechen konnten wie am Tage vorher. Nämlich genau mit demselben inneren Tone — denn geredet haben Sie ja nie ein Wort, das nicht jedes hätte hören können! Und das war ja das Schöne, daß Alles was Sie sagten, und wenn es die fernliegendsten Dinge betraf und Sie es auch gar nicht zu mir sagten, sondern zur Mutter oder zu meiner kleinen Schwester, doch immer gerade nur für mich bestimmt schien und immer nur eines zu sagen schien — Pfui, Pfui! Das war häßlich. Sie waren falsch, Sie haben gelogen — nicht mit Worten, aber mit Ihren Augen, mit Ihrem ganzen Wesen, mit Ihrer Seele. Das hätte ich Ihnen nie und nimmer zugetraut."

„Wäre ich wenigstens falsch gewesen! Aber ich war nicht falsch. Und das ist noch viel häßlicher. Ich wollte eigentlich gar nicht mehr zu Ihnen — aber wie ich Sie dann nachmittag sah — wie ich wieder da neben Ihnen saß —"

„Da fühlten Sie wieder alles, was Sie zeigten!"

„Ja, da fühlte ich wieder ganz so wie am Abend vorher."

„Und die Andere?"

„Nun war die vergessen."

„Und dann?"

„Ja dann war es wieder umgekehrt. — Und so fort. Immer so fort. Immer derselbe Wankel-

mut. Und dazwischen immer die vermeintliche Gewißheit, jetzt hier, jetzt dort, bis ich mir selbst zum Ekel wurde. Ja, Sie haben recht: Pfui über mich, pfui über diese elende Schwäche."

„Nun die haben Sie ja, scheint es, jetzt endlich überwunden. Jetzt hat ja doch endlich die andere gesiegt."

„Niemand hat gesiegt. Bei Leuten wie mir gibt es keine Sieger. Da gibt es nur einen Besiegten. Und der bin ich selber. Ein Mädchen wie Sie, so gut, so rein, so — so — das sollte eigentlich gar nicht mehr reden mit mir."

„Und das wissen Sie erst seit heute?"

„Ja, seit heute. Seit heute sollten Sie nicht mehr reden mit mir."

Da wandte sie sich um und ging zur Türe und rief hinein: „Mutter!" Und als die Mutter heraus kam, sagte sie zu ihr: „Herr Wunderlich will dir Adieu sagen. Er ist gekommen, um sich zu empfehlen."

„Ja was ist's denn?" sagte die Mutter, „reisen Sie wirklich schon fort?"

„Es scheint so", antwortete die Tochter für ihn. „Oder er will Geistlicher werden im Stift oben. Wir haben schon Abschied genommen." Und damit ging sie ins Haus.

„Es ist mir wirklich sehr leid", sagte die Mutter. Aber so plötzlich! Das mit dem Stift ist wohl nur ein Spaß, den meine Tochter gemacht hat."

„Ein Spaß natürlich — übrigens wer weiß! Ich hab einmal einen gekannt — das ist freilich schon sehr lange her — der hat sich so gefürchtet davor, daß wenn er Stiefel anzieht, er nicht mehr loskommen könnte davon, daß er überhaupt keinen Stiefel mehr angezogen hat."

Die Frau sah ihn verwundert an, ob er wohl übergeschnappt sei. Er aber achtete gar nicht, daß sie seine Rede kaum verstehen konnte und fuhr gleich fort: „Jedenfalls danke ich Ihnen viele-, vielemale für all Ihre Freundlichkeit und daß Sie mir erlaubt haben — Leben Sie wohl", sagte er dann rasch, „und nochmals tausend Dank". Und dann lief er auch schon davon.

Er gab der alten Frau nicht einmal die Hand, so eilig hatte er es; und auch zum Fenster sah er nicht erst hinauf, an dem er damals im schimmernden Morgen mit ihr gesprochen hatte, er wußte ja doch, sie stehe nicht oben. Und wenn sie auch oben gestanden hätte — er hatte nur einen Gedanken: nachhause, nachhause!

Was er konnte, eilte er den Berg hinauf und dem Stifte entlang und durch die Höfe und über die Stiege und warf nur alles von sich, und dann kroch er in sein Bett hinein und zog sich die Decke über die Ohren und kniff die Augen zusammen, und er hörte es noch wie ein Sausen und Brausen um sich, und dann schlief er auch wirklich schon.

Und er schlief tief und fest. Und als er endlich erwachte, da war es heller Tag, und als er auf seine kleine Taschenuhr sah, die er erst aus den auf dem Fußboden liegenden Kleidern hervorsuchen mußte, da war es nahe gegen Mittag. Da zog er sich rasch an und ging zur alten Köchin hinab, und da stand auch schon sein Essen, und das aß er in gierigem Heißhunger alles zusammen, so daß ihm die gutmütige Alte noch einen großen Teller Lungenmuß, der noch übrig war, extra gab. Und das schlang er auch hinab.

Dann ging er geraden Weges zum „Kollega". Den hatte er schon geraume Zeit nicht gesehen. Wie hätte er auch Zeit gehabt! Er fand den „Kollega" vor einem Haufen Bücher sitzend und schreibend. „Oh! Deine historische Arbeit!" sagte er.

„Nichts historische Arbeit! Die ist abgetan! Ich habe mich jetzt definitiv zur Philosophie als Hauptfach entschlossen. Schelling! Das ist mein Mann. Den hat man in unserer Zeit arg verkannt."

Gottfried mußte lächeln, als er hörte, sein Freund habe sich jetzt definitiv zur Philosophie entschlossen. Aber sein Lächeln verschwand gleich wieder, denn ihm fiel ein, er habe wohl zuletzt das Recht, über irgend jemands Unentschlossenheit zu lachen.

„Also Hegel ist abgesetzt?"

„Aber keine Idee. Hegel ist eben aus Schelling hervorgegangen und Schelling ist dann wieder über

ihn hinausgewachsen. Und Hegel paßt überhaupt zu allen anderen Systemen. Das ist das Wunderbare der Hegel'schen Philosophie. Sie ist eben nur das Mittel, mit der man alles andere beweisen kann."

„Alles?"

„Eigentlich ja. Und darum braucht man noch ein anderes System."

„Wenn man aber alle beweisen kann?"

„Dann wählt man eben das, was einem gerade zusagt."

„Hast du ein bissel Zeit?"

„O gewiß, gewiß! Meine Arbeit eilt nicht."

„Möchtest du mit mir etwas spazieren gehen? Ich will dich nämlich um einen Rat bitten."

„Aber mit Vergnügen."

Der „Kollega" setzte einen schwarzen Philosophenhut mit einer riesigen Krämpe auf, und dann gingen sie hinunter, und da der „Kollega" gerade gegenüber einem Tore wohnte, das in den Stiftsgarten führte, gingen sie in den Stiftsgarten hinein.

Und dort wandelten sie an dem schilfigen Teiche vorüber und dann durch einen schattigen Gang geradlienig zugeschnittener Bäume.

„Brauchst du vielleicht ein Geld?" fragte der „Kollega", als sie schweigend ein Stück weit gegangen waren.

„Oh nein", sagte Gottfried.

„Oder hast du einen Brief von deinem saubern Vormund bekommen?“

„Auch das nicht.“

Also, so schieße los!“

„— — Was würdest du dazu sagen, wenn ich in's Stift einträte und Geistlicher würde?“

„Du?“

„Ja, ich.“

„Ja mein Gott! Es ist eben ein Beruf wie jeder andere. Aber wie kommst du denn auf einmal zu der Idee?“

„Ja weißt du, ich brauche mich dann nicht weiter herumzubalgen, kann studieren was ich will — denn studieren laßt mich ja der Prälat sicher, glaubst du nicht?“

„O gewiß!“

„Und ich habe Ruhe. Heraußen ist mir ohnehin alles ekelhaft.“

„So! Und wird dir dann drinnen nicht bald auch alles ekelhaft sein?“

„Nein.“

„Und wenn auch schließlich. Du kannst ja immer wieder heraus.“

„Ich mag aber gar nicht mehr heraus — — Kann man übrigens wirklich immer wieder heraus?“

„Natürlich kann man das. Erstens nach den Staatsgrundgesetzen. Und dann steht es auch ausdrücklich in der Regel des heiligen Benedikt.“

„Da steht es auch drinnen?"

„Ja, und was das Lustigste ist, wenn du dann doch wieder zurückgehst, müssen sie dich wieder nehmen."

„Dann kann ich aber nicht mehr heraus!"

„Heraus kannst du immer wieder. Und sie müssen dich sogar noch ein zweitesmal wieder aufnehmen, und erst wenn du ein drittesmal durchgehst, sind sie zu nichts mehr verpflichtet. Die ersten zweimal kriegst du sogar immer wieder eine silberne Uhr, wenn du die alte verklopft hast."

„Nein, nein. Ich bleib schon lieber gleich drinnen. Ich verlange mir nichts als mein Studium."

„Nun und die Frauenzimmer? Ich hab' dich da in der letzten Zeit öfter mit ein paar herumziehen sehen!"

„Ach Gott die Frauenzimmer! Ich bin froh, wenn ich von denen nichts mehr sehe."

„No, no! Uebrigens es gibt ja Frauenzimmer, die sich nur geehrt fühlen, wenn ein geistlicher Herr sie seines näheren Umgangs würdigt."

„Ich aber will keine eines nähern Umganges würdigen. Ich will Ruhe haben vor ihnen."

„Also warum fragst du mich dann um Rat, wenn alles so plan ist?"

„Ich möchte eben etwas andres von dir wissen."

„Was denn?"

„Ob du es für anständig hältst, wenn ich einträte."

„Für anständig?"

„Ja. Weil ich doch keinen innern Beruf dazu fühle und das alles gar nicht glaube, von dem ich dann so tun muß, als wenn ich es glaubte."

„Gott, anständig! Was heißt anständig? Und was heißt glauben?"

„Ja darüber habe ich schon sehr viel nachgedacht, wenigstens über das mit dem anständig sein."

„Als Verfechter des Egoismus mußt du doch eigentlich logischer Weise das Prinzip der Anständigkeit überhaupt leugnen."

„Gott, daß ihr das immer nicht versteht! Ich bin ja nur im Prinzip Anhänger des Egoismus. Das heißt, ich behaupte, jeder Mensch ist Egoist und kann gar nichts anders sein. Das hat aber mit der Anständigkeit gar nichts zu tun."

„Anständig ist man eben, wenn man auch an die andern denkt und nicht nur an sich."

„Aber der Egoist denkt ja auch an die andern. Jeder wird schließlich in dem oder jenem auch an die andern denken. Ich verlange ja nicht, daß der Mensch nicht an die andern denken soll, ich verlange nur, daß er trotz Hegel und Schelling so vernünftig ist —"

„Werde nicht gleich wieder grob. Ich bin der Präsident der Akademie und habe auch eine Disziplinargewalt!"

„Also ich verlange nur, daß jeder so aufrich-

tig sein soll, sich einzugestehen, daß er auch dann, wenn er etwas um der andern willen tut, es in letzter Linie doch um seinetwillen tut, weil es ihm eben selber Freude macht, andern oder wenigstens gewissen Menschen eine Freude zu bereiten, oder weil es ihm selber unangenehm ist, andern etwas unangenehmes anzutun. Und so kann einer aus Egoismus für den andern sein Leben opfern, weil er eben so veranlagt ist, daß ihm sein Mitgefühl, wenn er ihm nicht nachgäbe, mehr Schmerz bereiten würde, als sein Leben ihm Freude zu machen vermöchte."

„Das alles hat schon Bentham gesagt."

„Und beweist das, daß es nicht richtig ist? Und kann ich etwas dafür, daß es schon Bentham, dessen Bücher ich übrigens gar nicht kenne, gesagt hat?"

„Nach dieser Ansicht wären eben alle Menschen anständig. Der Dieb auch."

„Das habe ich mir zuerst auch gesagt. Aber ich bin doch darüber hinausgekommen."

„Da wäre ich neugierig."

„Die Anlagen und Eigenschaften der Menschen sind eben verschieden. Egoist ist jeder, aber der eine hat gewisse Eigenschaften und Gefühle ererbt, die dem andern fehlen oder die nur sehr schwach in ihm entwickelt sind. Und durch diese Eigenschaften wird der praktische Inhalt seiner Wünsche und Handlungen, die Richtung, die sein Egoismus nimmt,

bestimmt. Und von diesen Eigenschaften hängt es ab, ob er anständig ist."

„Und welche sind diese Eigenschaften? Die Eigenschaft der Mehrheit?"

„Gewiß nicht."

„Also wer entscheidet? Du natürlich!"

„Ja, ich. Ich auch. Aber jeder entscheidet. Jeder für sich."

„Dann ist ja doch wieder jeder anständig."

„Nein. Denn jeder hat einen Maßstab außer sich. Und das ist es eben, worauf ich gekommen bin."

„Und welcher ist dieser Maßstab?"

„Dieser Maßstab sind die andern Menschen. Wenn ein anderer etwas tut, so gefällt es mir entweder oder es gefällt mir nicht."

„Es kann mir auch ganz gleichgiltig sein."

„Natürlich! Auch das. Aber wenn ich das selber nicht tue, was mir an andern nicht gefällt, so bin ich eben anständig. Und wenn ich das tue, was mir, wenn es andere tun, mißfällt, dann bin ich unanständig."

„Also des Pudels Kern der alte Spruch für Kinder: Was du nicht willst, daß dir geschieht . . ."

„Nein. Das ist viel zu eng. Nicht, was du nicht willst, daß dir geschieht, tue dem andern nicht, sondern überhaupt, was du nicht willst, daß geschieht, was dir nicht gefällt, wenn es geschieht, das tue selbst nicht."

„Nun und mißfällt es dir also, wenn ein anderer Geistlicher wird?“

„Nein, wenn er es aus Ueberzeugung wird. Und ja, wenn er aus Bequemlichkeit und insbesondere ohne religiösen Glauben eintritt.“

„Aber diesem andern, der ohne Glauben eintritt, mißfällt das vielleicht gar nicht bei andern, und dann hat er ja nach deiner eigenen Theorie anständig gehandelt, und dann hast du eben unrecht, wenn dir seine Handlung, von der du ja selbst zugeben mußt, daß sie eine anständige Handlung war, mißfällt. Sie darf dir also dann nicht mißfallen, und wenn sie dir nicht mehr mißfällt, so ist ja dann für dich auch der Grund weggefallen, warum du sie nicht mehr begehen dürftest.“

„Nun das ist wirklich das höchste Sophisma! Mir mißfällt ja in dem von dir angenommenen Falle gar nicht seine Handlung, mir mißfällt dann eben, daß er so ist, mir mißfällt dann seine Anlage. Und dieses Mißfallen, das, wo es sich um mir gleichgiltige Dritte handelt, klar und ungetrübt zu Tage tritt, ist mir nur ein Erkennungszeichen meiner eigenen Anlage, mit der ich mich nicht in Widerspruch setzen darf, oder, um mich in der Sprache meiner Theorie auszudrücken, mit der mich in Widerspruch gesetzt zu haben, mir hinterher aus innern Gefühlsgründen so unangenehm werden würde, daß hiedurch alle Annehmlichkeiten aufgehoben werden

dürften, die mir das Leben im Kloster bereiten könnte."

„Nun also, Verehrtester, warum fragst du mich dann, wenn du das so genau weißt? Mir scheint, du möchtest, daß ich dir zureden und dir helfen soll, deine Skrupel zu überwinden."

„Mir scheint eigentlich auch", sagte Gottfried, und er konnte nicht anders, er mußte lachen.

„Nun jetzt, weißt du, zureden, das kann ich dir gerade nicht, denn ich halte es doch für einen Unsinn, wenn auch aus ganz andern Gründen —"

„Die kommen für mich nicht in Frage."

„Schön, schön. — Was aber die Sache mit dem Glauben betrifft, da könnte ich, für meinen Teil wenigstens, gar kein Bedenken finden. Die Schelling'sche Philosophie hat mich ganz auf den positiven Standpunkt des Christentumes gebracht. Jedenfalls, wenn man den Kern nimmt und von der äußern Einkleidung absieht."

„Ich stehe aber nicht auf dem Standpunkt der Schelling'schen Philosophie —"

„So mußt du halt schauen, dahin zu kommen. Das ist vielleicht das Geheimnis des Lebens, daß wir das glauben sollen, was zu glauben für uns am Besten ist. Und eigentlich ist es ja doch gleichgiltig, was man glaubt, weil man ja doch nichts wissen kann. Und beweisen laßt sich das Eine so gut wie das Andere."

„Du, da würde ich aber doch lieber wieder zum Studium der Geschichte zurückkehren."

„Glaubst du, bei der ist es anders? Um kein Haar."

„Was sollte man also dann eigentlich studieren?"

„Naturwissenschaften! Aber die ganzen neuen Errungenschaften der Naturwissenschaften stehen schon bei Schelling vorausgeahnt: Identität von magnetischer und elektrischer Kraft — Alles! Also Schelling!"

„Also Schelling", sagte Gottfried halb lachend. „Na schön! Ich werd's probieren."

„Aber laß dir fein Zeit! Und du darfst nicht damit anfangen. Schön der Reihe nach die andern Systeme. Zuerst die Griechen und die Inder. Und die Scholastiker auch nicht auslassen! Da habt ihr ja oben in Eurer Bibliothek gewiß eine Menge stehen!"

„Du redest ja, als wäre ich schon darinnen."

„Mir scheint du bist's auch schon. Und dann nicht etwa beim Schelling aufhören! Das erstemal hab' ich ihn auch nicht verstanden. Also ganz durch! Bis auf die Modernsten! Alles! Und dann erst nochmals den Schelling."

„Und wenn ich ihn dann auch noch nicht verstehe, oder wenn er mir nicht gefällt?"

„Dann erinnere dich an die weise Regel des

heiligen Benedikt! Und dann hast du einen moralischen Grund zum Austritt — wenn du's so lange aushältst oder du dich bis dahin nicht so eingelebt hast, daß du keinen Schelling mehr brauchst."

„Gut. Ich danke dir. Und du gehst jetzt wieder zu deinem Schelling —"

„Ach weißt du, ich habe mir eigentlich jetzt gerade gedacht, ich könnte auch über den Bentham meine Arbeit machen."

„Ueber meinen Bentham?"

„Nachdem doch du jetzt den Schelling nehmen wirst!"

„Nein, nein! Bleib' du jetzt nur beim Schelling! Da kannst du mir dann besser helfen."

„Nun, und wann gehst du denn in's Stift hinein „petieren?" Das weißt du doch, du mußt ja Alle besuchen und den Prälaten auch, und schön in der Ordnung um gnädige Aufnahme ansuchen! — Bist du auch ganz sicher, daß sie dich nehmen? Weißt du, ich würde nicht zu aufrichtig sein. Natürlich, du brauchst nichts Unwahres zu sagen, aber deine eigenen Skrupel behälst du wohl am Besten für dich — wenn es dir überhaupt Ernst ist mit der Sache."

Sie waren beide wieder bei dem Tore des Hofgartens angelangt und so sagten sie sich Adieu. Der Eine gieng zum Tore hinaus und wieder zu seinem Schelling, und der Andere wandelte langsam durch

die geradlinigen Gänge, ungefähr so, wie er manchmal den einen oder den andern der Patres hatte wandeln sehen, und er versuchte mit Macht, sich hineinzudenken in dieses Leben, das seinen dauernden Mittelpunkt hier in den Mauern des Klosters haben sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Im Stifte war ein Geistlicher, einer der Lehrer Gottfrieds, einer von den Aelteren schon, zu dem hatte Gottfried ein ganz besonderes Zutrauen.

Er kannte ihn zwar nicht näher als irgend einen der Andern und hatte außer der Schule überhaupt noch nie ein Wort geredet mit ihm. Und im Anfang war dieser Mann sogar Gegenstand allgemeiner Furcht und Abneigung gewesen und auch Gottfried hatte sich der allgemeinen Stimmung nicht entziehen können.

Der Alte war aber auch gar zu unangenehm gewesen. Bei ihm gab es kein Buch, an das er sich beim Unterricht gehalten hätte, nie sagte er, das und das ist zu lernen, und nie sagte er, an dem und dem Tag werde ich examinieren. Sondern er fand es als selbstverständlich, daß Jeder immer Alles wissen müsse, was er gesagt hatte, nicht was in irgend einem Buche stand, sondern was er gesagt hatte, nicht nur das oder jenes, sondern Alles, nicht

nur heute oder morgen, sondern immer. Und wenn er dann einmal examinierte, so fragte er nur, und wenn der Andere nichts antworten konnte, so sagte er kein Wort, sondern blies nur so schnaubend vor sich hin, die Spitze seines Bleistiftes in regelmäßigen Zwischenräumen vor sich niederstoßend, schön langsam einen Punkt neben den andern machend, ganz im Kreise herum. Und wenn dann der Kreis fertig war, sagte er nichts als, „setzen Sie sich“, und die Sache war erledigt.

Und nun hatte eines Tages eine gar seltsame Umwandlung mit dem Manne begonnen. Da war ein neuer Student hergekommen, der war in Gottfrieds Klasse getreten. Und mit dem war seine Mutter in den Ort gezogen, so eine Frau in den Vierzigern, aber eher älter aussehend als jünger. Mit der war der Pater Remigius bekannt geworden. Sie hatte ihn ja ihres Sohnes wegen aufgesucht. Und dann hatte er ihr einen Besuch gemacht. Und dann sah man sie einmal in den Höfen und Laubengängen des Stiftes mitsammen auf und ab gehen. Und dann öfter. Und dann täglich.

Langsam traten jetzt auch kleine Veränderungen in dem Aeußern des Paters Remigius ein. Zuerst kam er einmal mitten in der Woche rasiert daher. Und ein paar Tage darauf schon wieder. Und dann täglich. Immer frisch rasiert. Und als er sich einmal die Brille putzte, zog er nicht ein färbiges Baum-

wollentuch voll Schnupftabak aus der Tasche seines Habits, sondern ein schneeblütenweißes. Das lag noch ganz in den Bügelfalten und er mußte es erst mit leichtem Schwenken auseinanderfallen lassen. Und solche Taschentücher trug er jetzt immer. Und eine Schnupftabakdose sah man nun überhaupt nicht mehr bei ihm.

Eines Tages aber, als er wieder in dem langen Gange, der den großen Stiftshof mit dem Hofgarten verband, mit jener Frau auf und ab wandelte, da hätte ihn Gottfried, der gerade auch dieses Weges daherkam, fast gar nicht erkannt. Denn er hatte nicht seinen fleckigen, alten, schon ins Grünliche spielenden Winterrock an, sondern trug einen kühn in die Taille geschnittenen, tiefschwarzen, funkelnagelneuen Ueberzieher, und Gottfried ersah nur rechtzeitig, wer da vor ihm ging, weil der Pater Remigius mit dem alten Winterrock nicht auch den bummeligen, im Zick-Zack hin und her pendelnden Gang hatte ablegen können, der ihn, wenn er so recht im Eifer des Gespräches war, einmal an seine Begleiterin anprallen und dann wieder von ihr abtorkeln ließ, so daß Gottfried, wenn er ihn so hatte gehen sehen, immer an die Hollundermarkkügelchen hatte denken müssen, die von der „Leidenerflasche" auch so abwechselnd angezogen und abgestoßen wurden.

Das alles war aber noch gar nichts gewesen. Denn eines schönen Tages brachte der Pater Remigius

in die Schule ein wirkliches Buch mit, und wie die Stunde zu Ende ging, machte er das Buch auf und sagte: „Nächste Stunde werde ich examinieren — von Seite so viel bis Seite so viel", und wie die paar, die das Schulbuch für den Geschichts-Unterricht bei sich hatten, in ihre Bücher hineinsahen, da sahen sie, daß der Pater Remigius genau dasselbe Buch hatte, wie sie. Und da rissen alle die Augen und die Mäuler auf, daß man es ordentlich hören konnte. Und als nun der Pater Remigius das nächstemal, wenn einer nicht gleich eine Antwort wußte, nicht mit dem Bleistift zu klopfen anfing, sondern seine Frage mit andern Worten wiederholte und den Gefragten mit fast endloser Geduld auf die richtige Fährte zu bringen suchte, da war er mit einem Schlage aus dem gefürchteten Ungeheuer der allgemeine Liebling geworden.

Gottfried aber hatte eine besondere Verehrung für ihn gewonnen, denn an dem alten Geistlichen war ihm die Erkenntnis eines großen Prinzipes aufgegangen. Und dieses Prinzip hatte er „die veredelnde Macht der Liebe" genannt. Freilich an der veredelnden Macht der Liebe war er dann gar sehr irre geworden. Aber die vertrauensvolle Verehrung für den Alten war geblieben, ja, wenn er jetzt über die eigenen Erlebnisse der jüngsten Zeit nachdachte, so kam es ihm vor, als wäre seine Zuneigung für den Pater Remigius durch diese noch gestiegen. In

einem gewissen Sinne waren sie ja beide Schicksalsgenossen, nur daß über jenen im sichern Hafen die Stürme nichts mehr vermochten, die ihn hin und her geschleudert hatten.

So war denn sein erster Weg zum Pater Remigius. Als er zwischen den zwei braunen Türen stand und wieder die seltsame Luft verspürte, die ihn gleich am ersten Tage, da er in das Kloster gekommen war, so seltsam in all den Wohnzimmern und schon vor den Türen der Geistlichen umweht hatte, da fiel ihm ein, ob er nun wohl mit dem neuen Stande auch diesen sonderbaren Geruch annehmen werde und ob vielleicht seine Stiefel jetzt auch so knarren werden, wie die aller andern. Aber er ließ dem Gedanken keine Zeit, sich auszuspinnen, sondern entschlossen klopfte er rasch an, und nach dem obligaten Knarren der Stiefel und einem fragenden „Herein?" stand er auch schon vor dem Pater Remigius.

Der war nun freilich recht erstaunt, als er Gottfrieds Anliegen vernahm. Aber er ließ sich in keine nähern Erörterungen ein. Er war sehr freundlich mit ihm und versprach ihm seine Unterstützung, als jedoch Gottfried sagte, er halte es für seine Pflicht, offen zu gestehen, daß es in erster Linie die Aussicht auf Gelegenheit zu ungestörtem, beschaulichem Studium sei, was ihn zu seinem Wunsche bestimmt habe, und nicht ein besonderer religiöser

Drang, da meinte Pater Remigius nur, man könne eben Gott auf verschiedene Weise dienen, das müsse Gottfried mit sich abmachen, er sei ja kein Kind mehr und wisse, welche Pflichten er auf sich nehme.

Und in ebenso allgemeinen Umrissen bewegten sich Rede und Gegenrede bei den meisten der Andern, die er der Reihe nach aufsuchte. Ja wenn Gottfried gemeint hatte, daß er schon durch das bloße Aussprechen seines Entschlusses, seines Wunsches ihnen näher kommen werde, so hatte er jetzt die Empfindung, daß er gerade dadurch ihnen ferner gerückt sei, als er ihnen eben noch, ja jemals gestanden hatte.

Da er als kleiner Junge hergekommen war, und dann die ganze Zeit hindurch, da hatten sie alle wie Mächtige, fast wie Herren über ihm gestanden. Einzelne waren ihm dann wohlwollend fördernd näher getreten, aber der Natur der Verhältnisse nach, wie der Uebergeordnete dem Untergeordneten. Von dem Augenblicke aber, als er seine Studien beendet hatte, waren gerade diese ihm bei gelegentlichen Begegnungen mit einer gewissen Absichtlichkeit ganz anders, die jüngeren mehr vertraulich, die älteren zwar nicht vertraulich, aber doch wie einem Gleichgestellten, entgegengekommen. Das war jetzt mit einem Schlage wie verändert. Alle waren zurückhaltend, die einen wie mißtrauisch, was er wohl mit seinem Eintritte

beabsichtige, die andern wie im eigenen Selbstgefühl beflissen, ihm schon jetzt den Unterschied einzuschärfen, den auch bei scheinbarer Gleichheit Persönlichkeit und Alter schaffen. So hatte er die Empfindung, eine Kluft habe sich zwischen ihm und allen geöffnet, eine Kluft, so breit und tief, daß es schien, als wäre sie unausfüllbar.

Gerade das aber bestärkte ihn nur in seinem Vorsatze. Umso besser, sagte er sich, umso besser. So werde ich allein leben, allein mit meinen Gedanken, allein mit der Natur, allein mit meinen Büchern, nichts wird mich in meinen Betrachtungen stören, nichts von meinen Studien abziehen.

Nur einige wenige waren es gewesen, die Gottfrieds Eröffnung mehr individuell aufgenommen hatten.

Das war einmal der Pater Leodegar. Der war noch immer der hoch oben stehende Herr. Aber wenn früher seine Reden meist in salbungsvoller Milde glänzten, trat jetzt ein Ton werbender Herablassung an deren Stelle, der zu sagen schien, halte dich nur immer an mich, ich werde für dich sein, aber du mußt dann auch für mich sein, wenn ich deiner Stimme einmal bedarf.

Sehr persönlich hätte sich die Sache gewiß auch bei Gottfrieds erstem Präfekten, dem Pater Laurentius, gestaltet, der sich sicher in seiner etwas burschikosen Art ziemlich frei ausgesprochen haben würde,

aber der hatte schon seit einigen Jahren sein Lehramt mit einer Pfarre vertauscht. Gottfrieds letzter „Erzieher" aber sagte ihm auf den Kopf, daß ihn nur der Gedanke ins Kloster führe, einmal Prälat zu werden, eine Sache, an die nun Gottfried freilich zuletzt gedacht hätte.

Aber nun es einer ausgesprochen hatte, schien ihm die Möglichkeit, daß sich das einmal so gestalten könne, gar nicht ganz ausgeschlossen, und er nahm gleich im Gedanken huldvoll die Wahl der Brüder an, wenn sie sich dereinst statt auf den Pater Leodegar, dem man gelegentlich dahinzielende Absichten nachsagte, auf ihn lenken sollte. Denn so war er, daß gleich alles, was in sein Inneres geworfen wurde, irgend eine glitzernde Gestalt annahm und sich phantastisch ausbildete — bis es dann von dem nächsten Eindruck verdrängt wurde oder wie eine Seifenblase von selber zerstob.

Herzlich hatte ihn nur einer empfangen. Das war der Pater Michael, der Astronom des Stiftes, der hoch oben in dem Turme, wo die Sammlungen waren und die großen Fernrohre standen, einsam hauste. Gottfried war mit einigen seiner Kollegen schon öfter bei ihm gewesen zur Zeit, wenn im Sommer die vielen Sternschnuppen fielen. Da durften sie des Abends zu ihm kommen und mußten auf der Plattform draußen Umschau halten nach allen Himmelsgegenden, und wenn einer eine Sternschnuppe

niederfallen sah, dann mußte er „Azimut" schreien und sich merken, in der Nähe welcher Sterne er das Lichtbild hatte erscheinen und verschwinden sehen. Und dann wurden die Punkte an den eingestellten Bogeninstrumenten bestimmt und abgelesen, der glückliche Beobachter aber durfte zur Belohnung in das Zimmerchen hineingehen, wo die Instrumente standen, denn dort standen nicht nur diese, sondern auch ein paar Flaschen guten Stiftsweines, und von dem durfte er sich einschenken und trinken. Und weil manchmal lange keine Sternschnuppe fallen wollte und der Wein allen schmeckte, schrie mancher wohl auch einmal „Azimut", wenn er nichts gesehen hatte, und kümmerte sich wenig darum, in welche Verwirrung er vielleicht durch seinen Vorwitz die ganze astronomische Wissenschaft brachte.

Der Pater Michael nun, der hatte ihn sehr freundlich angehört und war immer freundlicher geworden. Und dann hatte er ihm gesagt: „Wissen Sie, mich würde es persönlich herzlich freuen, wenn Sie zu uns kämen. Ich lebe allein da heroben und brauche niemand und fürchte niemand, denn so lange ich lebe, kann mir doch keiner mein Amt hier wegnehmen, vor allem darum, weil kein anderer dafür da ist. Und das ist herinnen so wie draußen, nur der ist ein freier und glücklicher Mensch, der niemand braucht und niemand fürchtet. Aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, mein Lieber, so

bleiben Sie schön draußen. Denn je kleiner ein Kreis ist, das kann ich Ihnen schon als alter Mathematikus sagen, desto weniger ist drinnen Platz, und je weniger Platz irgendwo ist, das kann ich Ihnen wieder als alter Physikus sagen, desto leichter stoße die in ihm sich frei bewegenden Körper an einande. — — Sie wollen's doch riskieren? Schön, mei Lieber. Bei mir werden Sie kein Hindernis finde und ich glaube, wohl bei keinem. Aber wenn Ihnen dann einmal die Geschichte nicht zusammengeht, so vergessen Sie mir fein nicht, daß ich Sie gewarnt habe. Dixi et salvavi animam meam. Leben Si wohl, auf Wiedersehen, mein Lieber."

Bei einem aber hätte er doch fast ein Hindernis gefunden. Und das war der kleine, freundliche Herr, der immer an seinen Augengläsern herumtippte und, solange es nur anging, zu allem „jawohl" sagte. Diesmal tippte er aber nur und sagte gar nicht „jawohl", sondern ganz entschieden: „Aber was Ihnen nicht einfallt!"

Und als Gottfried von seiner Liebe zu den Studien und zum Lehramte zu reden anfing, sagte er: „Papperlapap! Studieren und Lehrer werden können Sie draußen auch, da brauchen Sie nicht ins Kloster. Und ich weiß recht gut, so viel Mittel hat Ihre selige Frau Tante für Sie schon sichergestellt, daß Sie Ihre Studien vollenden können. Und das wäre auch schließlich gar kein Grund,

Denn Ihnen fehlt zum Klosterleben so gut wie alles."

Gottfried versuchte einige schüchterne Einwendungen. „So gut wie alles" wiederholte der alte Herr energisch, seine Brillen so heftig zurecht richtend, daß er sie fast verloren hätte und sie nun erst recht richten mußte. „Wirklich alles, jawohl! Sie, der sich in keine Ordnung fügen und nur nach seinem eigenen Kopfe leben will, in ein Kloster, wo jeden das Gelübde des geistlichen Gehorsams bindet! Da muß ich wirklich lachen."

„Ich habe den festen Vorsatz, mich zu unterwerfen und mich in fester Zucht zu halten."

„Ja, momentan. Weil Sie vielleicht irgend eine Dummheit gemacht haben, aus der Sie nicht heraus wissen."

„Wenn ich irgend eine Dummheit gemacht haben sollte, so bin ich gewiß ganz aus ihr heraußen, und wenn mich niemand zurückstoßt, werde ich auch keine mehr machen", sagte Gottfried, durch den unerwarteten Widerstand, den er fand, in seinem Vorhaben, das bei den frühern Besuchen schon etwas schwankend geworden war, nur wieder neuerlich gekräftigt.

„Von einem Zurückstoßen", sagte der alte Herr begütigt, „ist keine Rede. Aber ich bitt' Sie! Sie haben ja doch auch gar keinen Glauben! Ich bin oft erschrocken, was für Sachen Sie manchmal so

ganz ungeniert in der Religionsstunde gesagt haben! So ein Mensch kann ja doch in kein Kloster eintreten!"

„Zweifel hat wohl jeder Mensch einmal gehabt, und wenn ich sie offen ausgesprochen habe, so ist das doch nur ein Zeichen gewesen, daß ich die Sache ernst genommen habe."

„Nun und wie denken Sie heute über diese Sachen?" fragte der alte Herr und tippte, um der Frage mehr Nachdruck zu geben, erwartungsvoll an seine Augengläser.

„Es kann einer streng gläubig sein", erwiderte Gottfried, einer bestimmten Antwort ausweichend, „und kann dann seinen Glauben verlieren. Und ein anderer kann schwankend geworden sein und sich wieder im Glauben befestigen."

Da konnte der alte Herr wirklich nicht anders als „jawohl, jawohl" sagen, und da Gottfried schließlich darauf hinwies, daß ja das Jahr des Noviziates ihm und allen Muße und Gelegenheit zur Prüfung und Ueberlegung gebe, zog sich der andere schließlich, wie er es in seiner gutmütigen Nachgiebigkeit gern zu tun pflegte, hinter eine höhere Instanz zurück. „Ja gehen Sie zum Herrn Prälaten", sagte er, „wenn der Ihnen keine Schwierigkeit macht, ich werde Ihnen nicht im Wege stehen."

Fast genau dieselben Worte hatte er schon einmal zu Gottfried gesprochen. Freilich in einem etwas

andern Sinne und bei einem ganz anders gearteten Anlasse.

Es war im letzten Fasching gewesen. Da war die germanische Vereinssucht auch über die Bürger des Ortes gekommen. Und da hatten sie einen Gesangsverein gegründet. Diese wichtige Tatsache aber mußte natürlich gefeiert und die neue Institution auch eingeweiht werden. Und so faßte die „Liedertafel" den denkwürdigen Beschluß, weil ohnedies gerade Fasching war, ein „Kränzchen" zu veranstalten. Ein „Kränzchen" mit Gesang und Tanz. Das war überhaupt noch nicht dagewesen, seit das Stift stand, und mit dem Stift hatte doch der ganze Ort seinen Anfang genommen. Weil aber das „Kränzchen" gerade in die Faschingsferien fiel und von den Studenten außer den einheimischen überhaupt nur ein paar anwesend waren, faßte das Komitee den großmütigen Entschluß, auch die Studierenden der obersten Klassen einzuladen, unter der ausdrücklichen Bedingung natürlich, daß die hohen Behörden des Stiftes hiegegen nichts einzuwenden hätten. Und das hohe Direktorat des Gymnasiums hatte wirklich nichts einzuwenden, das hohe Direktorat des Konviktes aber hatte etwas einzuwenden, und so konnte man eines Tages an dem schwarzen Brette die erbauliche Kundmachung lesen, daß es den Studierenden der obersten Klassen mit Ausnahme der Zöglinge des Konviktes gestattet sei, an der auf Fasching-Dienstag „anberaum-

ten Abendunterhaltung" teilzunehmen, „wobei man sich von ihnen eines anständigen Benehmens" versehe.

Von den Zöglingen des Konviktes aber waren ohnedies alle nachhause gefahren mit Ausnahme Gottfrieds und des Schragel. Beiden wäre es wohl gar nicht eingefallen, eine Tanzunterhaltung zu besuchen, hatten sie sich doch überhaupt von dem zur Winterszeit erteilten Tanzunterricht immer ferne gehalten, der Schragel, weil er es unter seiner Würde hielt, überhaupt zu tanzen, der Gottfried, weil er es für langweilig fand, mit „Herren" zu tanzen. Und auf die Art hatten sie beide nicht einmal einen Versuch gemacht, die edle Kunst des Tanzes zu erlernen. Aber jetzt, da es ihnen verboten worden war, das „Kränzchen" zu besuchen, jetzt mußten sie natürlich dabei sein, und rasch war die alte Waffenbrüderschaft, die im Laufe der Zeit ziemlich in die Brüche gegangen war, erneuert.

Ganz erfüllt von der Wichtigkeit des Augenblickes und bereit, zu siegen oder ruhmreich zu unterliegen, traten sie, Mann an Mann, vor den Konviktsdirektor, und Gottfried als Sprecher ersuchte ehrerbietig aber bestimmt, daß auch ihnen nicht verwehrt werde, was den andern gestattet worden sei. Da waren sie aber schön angekommen. Was ihnen nicht einfalle, hieß es, ein Kränzchen sei eine Lumperei, da kämen dann Liebschaften und solche Dumm-

heiten heraus, und wenn es wahr sei, daß sie an derlei nicht dächten, was hätten sie denn von der ganzen Hopserei?

Da wurde der Gottfried pathetisch und sagte, er wage nicht zu beurteilen, ob so viele achtbare Bürger an einer Lumperei teilnehmen würden und der Herr Gymnasialdirektor den Studierenden jemals gestatten würde, eine Lumperei zu begehen, ihm, Gottfried, und seinem Freunde Schragel — „gehen Sie, sie mögen sich ja gar nicht", hatte der alte Herr gesagt, mit der einen Hand an die Augengläser tippend, mit der andern abwehrend winkend — ihm und seinem Kollegen Schragel, fuhr aber Gottfried, jeden Abschwenkungsversuch mit taktischem Geschick vereitelnd, fort, sei es auch gar nicht um die „Hopserei", sondern um ihre Ehre und die Ehre der Anstalt zu tun, daß es nicht so aussehe, als seien sie, als seien die Zöglinge des Klosters weniger vertrauenswürdig als alle andern. Und da hatte der alte Herr, in die Enge getrieben, gesagt: „Wenn Sie meine Anordnung für ungerecht und kränkend halten, so beschweren Sie sich doch! Gehen Sie zum Herrn Prälaten! Wenn der es Ihnen erlaubt, habe ich natürlich nichts mehr dagegen."

Und da hatten sich Gottfried und der Schragel wie ein Mann am Absatze umgedreht und waren zum Herrn Prälaten gegangen. Der war ein kleines Männchen mit etwas weltmännischem Gehaben, und

er wiegte und schwang und reckte sich gerne beim Gehen und Stehen, um seine Figur mehr in die Höhe zu bringen, besonders wenn er zu „repräsentieren" hatte und Fremden, die er dann im Kaisersaale seiner Tafel zuzog, die Herrlichkeiten des Stiftes zeigte, die Bibliothek und die Fischzucht und die Sammlungen und die Sternwarte, und was sonst alles der Matthäus seinerzeit dem Gottfried gezeigt hatte.

Und wie der Gottfried und der Schragel vor ihm gestanden hatten, da hatte er sich wieder gewiegt und geschwungen und gereckt und ihnen leutselig zugehört. „Im Orte", hatte der Gottfried gesagt, „ist ein Kränzchen, dessen Besuch der Herr Gymnasialdirektor den Studierenden erlaubt hat. Wir haben den Herrn Konviktsdirektor gebeten, daß auch wir hingehen dürfen, und der Herr Konviktsdirektor hat gesagt, wir mögen uns an Eure Gnaden, Herrn Prälaten wenden; wenn Eure Gnaden Herr Prälat es uns erlauben, habe er nichts dagegen." Und da hatte seine Gnaden, der Herr Prälat, sich geschwungen und gewiegt und gereckt, daß er nur so über den Gottfried und den Schragel, obwohl sie größer waren als er, hinauswuchs, und hatte freundlich lächelnd gesagt: „Aber natürlich! Unterhalten Sie sich nur gut."

Und als sie sich dankbar verneigt hatten und schon im Weggehen waren, hatte er ihnen noch nachge-

rufen: „Aber nicht länger als bis sieben Uhr früh!", so daß, als sie dann dem guten alten Herrn drüben triumphierend den Erfolg ihres etwas jesuitischen Handstreiches gemeldet hatten und dieser ihnen mit ernstem Nachdruck eingeschärft hatte, ja um ein Uhr nachhause zu gehen, zum zweitenmale der Trumpf auf ihrer Seite war, weil sie mit kühler Höflichkeit berichten konnten, Seine Gnaden, der Herr Prälat, habe ihnen schon gestattet, bis sieben Uhr auf dem Kränzchen zu bleiben. Und richtig hatte der Schragel, während die andern tanzten, bis sieben Uhr früh ununterbrochen Bier getrunken, der Gottfried aber war fast ebenso ununterbrochen einem niedlichen jungen Mädchen, aus dem kein Wort herauszubringen war, auf den Füßen herumgetreten. Denn darin hatte er offenbar das eigentliche Wesen des Tanzens erblickt.

Und jetzt stand der Gottfried wieder vor Seiner Gnaden, dem Herrn Prälaten, und Seine Gnaden, der Herr Prälat wiegte und schwang und reckte sich wieder in den Fußgelenken, in den Knieen, in den Hüften, in den Schultern, bis er richtig wieder größer war als der Gottfried. Aber der machte es nicht mehr so wie damals, denn ihm war es ernst mit seinem Vorsatze, nichts mehr zu tun, was ihm an andern mißfiele, wenn sie es täten. Er hatte schon bei den andern Besuchen nichts gesagt, was er nicht vor sich vertreten zu können geglaubt hätte.

Daß aber auch in seinem Schweigen ein Zug von Unehrlichkeit und Falschheit lag, das hatte er sich nicht gesagt, weil er es nicht erkennen wollte und sein Verstand schon williger geworden war, seinen Empfindungen die Brücken zu schlagen, nach denen sie verlangten. Und warum sollte es ihm auch nicht möglich sein, sich den Glauben wieder zu gewinnen, der ja so stark, wenn auch ohne den richtigen Erfolg, schon einmal in ihm gewaltet hatte, und dem so viele vernünftige Leute trotz ihrer Vernunft angehangen hatten und anhingen?

Freilich, alles was mit ihm und in ihm vorgegangen war, das eröffnete er auch dem Prälaten nicht, und der Prälat machte auch gar nicht den Eindruck, als wenn er eine Seelenbeichte verlangte. Aber Gottfried sagte dem Prälaten, was er dem Pater Remigius gesagt hatte, und er verhehlte auch gar nicht die Bedenken, die sein Religionslehrer erhoben hatte, und berichtete ohne jede listige Verschiebung auch, was dessen Schlußworte gewesen waren.

Und der Prälat wiegte und schwang und reckte sich und wuchs, und als Gottfried vom geistlichen Gehorsam sprach, da lächelte er nur so von oben auf ihn herab, als wollte er sagen, laß' das nur meine Sorge sein, ich bin schon mit ganz andern Leuten fertig geworden, als du einer bist. Und als Gottfried von seiner Neigung zum Lehramte und

zu ernstern Studien sprach, da sagte er, es könne ihn nur freuen, wenn sich solche Leute seinem Kloster zuwendeten, er werde es Gottfried gewiß nicht an der Gelegenheit fehlen lassen, sich auszubilden und seine Anlagen und Neigungen in dieser Richtung zu betätigen.

Und als Gottfried seine Glaubenskämpfe und Zweifel berührte, da antwortete ihm der Prälat genau dasselbe, was Gottfried dem alten Herrn drüben erwidert hatte, Zweifel habe wohl jeder einmal gehabt, und er sagte, Gottfried solle nur fleißig kämpfen, ohne Kampf gebe es keinen Sieg, und er solle sich nur vor Augen halten, daß man aus dem Gebäude der christlichen Lehre keinen Stein herausnehmen könne und nicht das eine behalten und das andere verwerfen dürfe, denn löse man da nur einen Haft, so stürze das Ganze zusammen, weil eines das andere trage und die letzte Quelle des Glaubens nicht die Vernunft, sondern die Offenbarung und die Ueberlieferung sei.

Und Gottfried erkannte die Wahrheit dieser Warnung, hatte er sie doch an sich selbst erlebt, und er meinte ernstlich, es werde ihm gelingen, bei redlichem Willen auf dieser Grundlage den Bau noch einmal aufzuführen, der ihm schon einmal zusammengestürzt war. Und jetzt mochte dieser Bau wieder erstehen, und auch das Jenseits, sagte er sich, könne keine Schrecken mehr für ihn gewinnen, denn sein

neues Lebensprinzip schien ihm Sicherheit zu geben, daß er nicht mehr in Sünden verfalle, und dies sogar dann, wenn das eine oder andere Gebot nicht seinem inneren Gefühle entspreche; denn es würde ihm ja auch bei einem andern Priester mißfallen, wenn er irgendwie der Lehre entgegenhandelte, zu der er sich durch seinen Stand vor der Welt bekenne.

So verabschiedete sich Gottfried von dem Manne, in dem er nun seinen künftigen Abt erblicken mußte, mit der festen Zuversicht, es werde nun alles mit ihm und in ihm ins rechte Geleise kommen.

Schon in einigen Tagen erhielt Gottfried die Verständigung, gegen seine Zulassung zum Noviziate bestehe kein Anstand, und noch ein paar Tage des Hospitium, und er war Novize nach der Regel des heiligen Benedikt, wohnte in den für die Novizen bestimmten Räumen gemeinsam mit seinen neuen Genossen, gleich ihnen unter der unmittelbaren Aufsicht des Novizenmeisters stehend.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zeit des Noviziates ließ sich für Gottfried doch zunächst etwas anders an, als er sich die Sache vorgestellt hatte. Er hatte an ein Jahr der Einsamkeit gedacht, in dem er sich stillen Betrachtungen hingeben, innerlich mit sich ganz ins Reine kommen und sich mit Ernst für seine Studien vorbereiten könne. Von dem allen konnte aber nicht die Rede sein.

Außer ihm waren noch einige junge Leute zum Noviziate zugelassen worden, die auch Profeß tun wollten, nämlich ein paar seiner Kollegen und etliche auswärtige Bewerber, und an deren Gesellschaft war er ununterbrochen gefesselt. Daß er auf die einsamen Spaziergänge, die er so geliebt hatte, werde verzichten müssen, daß er überhaupt nur gemeinsam mit den andern unter Führung des Novizenmeisters das Kloster werde verlassen dürfen, das hatte er wohl gewußt; aber daß er so ganz und so enge an seine nächste Umgebung werde gebunden sein, das hatte er doch nicht geglaubt. Und so sehr lastete dieser Zwang und das stete umgeben und beaufsichtigt sein auf ihm, daß er auch in der Zeit, die nicht durch gemeinsame Uebungen und allgemeine Unterweisungen ausgefüllt wurde, gar nicht fähig war zu ruhigem, in sich gekehrtem Denken.

Ein Auswählen von Büchern kam aber überhaupt nicht in Frage, und was er etwa erhalten hätte, das mochte zumeist wieder er nicht lesen. Wenn er wenigstens für sich hätte schreiben können! Da wäre ihm vielleicht auch das selbständige Denken wieder möglich geworden. Aber er durfte auch ohne Erlaubnis nichts schreiben, und was einem zu schreiben gestattet wurde, das mußte er dem Pater Novizenmeister vorlegen.

Gottfried hatte schon frühzeitig angefangen, für sich verschiedenes zusammenzukritzeln. Aber niemals

hatte er eine Zeile dieser Art irgend jemand gezeigt. Ein starkes Gefühl hatte ihn davon abgehalten. Teils war es Furcht vor spöttischem Lachen gewesen, aber mehr noch eine Art Scham, einen andern in sein Inneres hineinblicken zu lassen. Und nach einiger Zeit, wenn er wieder um ein Stückchen klüger geworden war und die Richtigkeit seiner früheren Versuche erkannt hatte, dann hatte er diese immer sorgsam verbrannt, damit er sich nicht selbst zu verspotten brauche und damit er recht bald selber nicht mehr wisse, wie er einmal war.

Meist waren es Nachahmungen von dem gewesen, was ihn eben beschäftigt hatte. So hatte ihn, da er noch als kleiner Bub zuhause beim Vater gewesen war, schon eines seiner ersten Bücher, der Robinson Crusoë zu einer Geschichte angeregt, die damit begonnen hatte, daß sich drei Freunde ganz zufällig auf einer wilden unbewohnten Insel trafen, und die gewiß höchst abenteuerlich geworden wäre, wenn nicht gar bald ein Theaterstück, über das er auf dem Boden in einer alten Kiste gekommen war, seinen Schöpfungsdrang in andere Bahnen gelenkt hätte. Er hatte von dem Schauspiel nur ein paar Szenen „verstanden“, weil sie eben nicht zu seinem Verstande, sondern nur zu seiner Phantasie sprachen, aber die Hexenszenen im „König Macbeth“ hatten hingereicht, ihn zu einem Drama zu begeistern, in dem überhaupt nur Hexen auftreten sollten.

Und so war es auch später fortgegangen. Jetzt war er Klopstock und Milton in einer Person und „dichtete" an einem Epos „die Hölle", jetzt war er, die Trojer über die Griechen siegen lassend, Homer, jetzt, den „Römerhasser" Hannibal zum Helden einer Tragödie machend, Schiller — und dazwischen auch wohl Zachariä und, die Ilias travestierend, Blumauer.

Als er eine Zeit lang besonderes Vergnügen daran gefunden hatte, seinen Scharfsinn an der Lösung mathematischer Aufgaben zu erproben, hatte er gleich angefangen, ein Lehrbuch der Mathematik zu schreiben, und was er sich über den Egoismus ausgeheckt hatte, war sofort zum Vorwurf für ein großes Werk geworden, das beweisen sollte, daß die ganze „Moral" auf Egoismus beruht und alle Personen der „Geschichte" aus Egoismus gehandelt hatten. Das Studium der Kirchengeschichte aber hatte den sonderbaren Einfluß auf ihn gehabt, daß er eine „Abhandlung" begann, die den Titel führte: „Von dem schädlichen Einflusse des Christentums auf die Entwicklung der Menschheit."

Was er von seinen „Werken" noch besessen hatte, das hatte er, teils in fortgeschrittener Selbsterkenntnis, teils in kluger Vorsicht mit raschem Entschlusse verbrannt, ehe er sein Probejahr angetreten hatte. Nur ein paar harmlose Blätter, von denen er sich doch nicht ganz hatte trennen können, lagen

bei den Sachen, die er bei seinem Eintritte dem Pater Novizenmeister übergeben hatte, und die bis auf Weiteres für ihn irgendwo verwahrt wurden.

Wenn er wenigstens diese hätte haben können! Aber er wagte nicht einmal durch eine Frage die Aufmerksamkeit auf diesen kleinen Schatz, denn als solcher dünkte er ihm jetzt, zu lenken.

Unter diesen Umständen empfand es Gottfried nicht etwa nur wie eine Zerstreuung oder Abwechslung, sondern wie eine Wohltat, wie ein reiches Geschenk, als nach zwei Monaten der Pater Novizenmeister den um ihn gesammelten Novizen langsam und bedächtig, jedes Wort gleichmäßig betonend, die Regel des heiligen Benedikt vorzulesen begann. Das hätte schon ziemlich viel Zeit gebraucht, wenn er so rasch gelesen hätte, wie der Pater Lorenz immer die Gebete herabgeschnurrt hatte, so aber füllte es einige Tage aus.

Gottfried lauschte jedem Worte, und wenn er sogar auch ohne die erklärenden Worte des Vorlesenden bald gemerkt hätte, daß manche Bestimmungen der alten Ordensregel längst dem Ansturme der Zeiten gewichen waren, so suchte er sich doch alles tief in sein Inneres zu prägen.

Das einemal pries er sich glücklich, daß irgend eine Vorschrift, die ihm persönlich besonders schwer erträglich erschienen wäre, außer Uebung gekommen war, wie z. B. die in der Ordensregel getroffene

Anordnung, daß alle Mönche oder doch mindestens je zwanzig oder zehn mitsammen in einem Saale zu schlafen hätten. Gelegentlich aber wieder kam es ihm vor, daß die Mönche sich manches selbst erlassen hatten, was sie eigentlich auch hätten beibehalten können. Ja einmal fand er sogar, daß schon der heilige Benedikt etwas zu nachsichtig gewesen sei, und er mußte trotz seiner wenig heiteren Stimmung innerlich schmunzeln, als der Pater Novizenmeister in unverrückbarem Gleichklange die Worte las: „Licet legamus vinum omnino monachorum non esse, sed quia nostris temporibus id monachis persuaderi non potest, saltem vel hoc consentiamus, ut non usque ad satietatem bibamus sed parcius, quia vinum apostatare facit etiam sapientes." „Wir lesen zwar, daß Mönche gar keinen Wein trinken sollen; aber weil sich das in unseren Zeiten die Mönche nicht beibringen lassen, so lasset uns wenigstens darüber uns einigen, daß wir uns nicht volltrinken, sondern nur weniger, denn der Wein macht auch die Weisen zu Ketzern." Und weiter: „Wo sich aber wegen Dürftigkeit auch dieses Quantum nicht aufbringen läßt, sondern nur viel weniger oder gar nichts, da mögen die, so dort wohnen, Gott preisen und nicht murren und mögen vor allem dazu mahnen, daß jeder sich des Murrens enthalte."

Es war das erstemal seit den zwei Monaten seines Lebens in der Abgeschlossenheit, daß ein stiller Wunsch zu lächeln ihn angekommen hatte; alle andern, da ihnen ja der Noviziat eine Sache war, die sie seit Jahren schon als etwas Selbstverständliches anzusehen sich gewöhnt hatten, waren immer viel heiterer als er gewesen und hatten es auch gelegentlich an Scherzen und Lachen nicht fehlen lassen. Da berührte es ihn ganz seltsam, daß jetzt bei diesem ernsten Anlasse er innerlich der Heiterere war, und noch einmal mußte er still für sich lächeln, als er den Spruch hörte: „mensa Abbatis cum hospitibus et peregrinis sit semper," und dabei unwillkürlich der gastfreundlichen Gepflogenheiten des dermaligen Abtes, nun fast schon seines Abtes, gedachte.

Manche Stelle prägte er sich übrigens ganz besonders ein, freilich unwillkürlich nicht so sehr Stellen, die von seinen eigenen künftigen Pflichten handelten, als vielmehr Sätze, die von den Pflichten der andern sprachen. So wenn es vom Abte hieß: „Non ab eo persona in monasterio discernatur. Non unus plus ametur quam alius, nisi quem in bonis actibus aut obedientia invenerit meliorem": „Der Abt soll keinen Unterschied der Person im Kloster machen. Er soll nicht den einen mehr lieben als den andern, dieser wäre denn voran in guten Handlungen und im Gehorsam." Und so ferne ihm der

Gedanke lag, das Kloster, nachdem er einmal in seinen engern Bannkreis getreten war, wieder zu verlassen, gab es ihm doch einen Ruck, als er hörte, daß man jedem die Kleider, die er vor der Einkleidung getragen, wohl aufbewahren solle, damit, wenn er einst — was Gott verhüten wolle — den Einflüsterungen des Teufels Gehör schenkte und aus dem Kloster austräte, er mit Zurücklassung des klösterlichen Eigentums dahinziehen könne.

Weniger wichtig erschien es ihm, als er hörte, daß ihnen allen nach einem halben Jahre die Ordensregel nochmals werde verlesen werden und dann am Schlusse des Probejahres zum drittenmale. Hatte er doch so genau auf alles geachtet, daß ihm nichts entgangen war und kaum eine wesentliche Bestimmung entfallen konnte. Trotzdem aber sehnte er diese zweite Lesung herbei, bedeutete sie doch wieder einen Abschnitt, und als ihre Zeit endlich kam und der Pater Novizenmeister abermals im Tone unerschütterlicher Gleichmäßigkeit die Regel vorlas und genau dieselben erläuternden Bemerkungen einschaltete, die er schon einmal gemacht hatte, da fühlte Gottfried nur ein Verlangen, daß die Zeit der dritten Vorlesung schon da wäre, da sie ja diesem stumpfen, ihn fast erdrückenden tatenlosen und gedankenlosen Dahindämmern ein Ende machen werde.

Und auch diese Zeit kam, und er athmete auf, nun das Schwerste überstanden zu haben. Sein Ent-

schluß aber stand fester denn je. Nicht einen Augenblick hatte er Sehnsucht nach der Welt gefühlt, nach was er gelechzt hatte, das war nur die Freiheit, sich auf sich selbst zurückzuziehen, Spielraum für seine Gedanken, irgend eine ihn befriedigende Arbeit.

Und bei aller Apathie, die ihn oft übermannt hatte, war doch immer eine stille Sicherheit in ihm gewesen, ein beruhigendes Gefühl, allem entrückt zu sein, was sein inneres Gleichgewicht stören, ihn neuerlich den Qualen der Unzufriedenheit mit sich und seinen Handlungen überantworten könnte.

So war er bereit, mit einer wirklichen inneren Empfindung auszurufen: „Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum, ut vivam; et ne confundas me ab exspectatione mea“: „Nimm mich auf, o Herr gemäß Deiner Verheißung, daß ich lebe, und mache mich nicht irre in meiner Erwartung.“ Und wäre es zulässig gewesen, gleich nach dem Noviziate die Ordensgelübde feierlich und bindend auszusprechen, er hätte nicht gezögert, und wenn er nun in Gegenwart der versammelten Brüder die einfachen Gelübde ablegte, so hatte er nicht die Empfindung, weniger durch sie gebunden zu sein, als wenn sie unter vollem kirchlichen Pompe geleistet und entgegengenommen worden wären und nicht mehr, wie es jetzt noch der Fall war, durch den Orden erlassen werden könnten.

Die nun winkende Möglichkeit einer geordneten,

auf ein allgemeines Ziel gerichteten Arbeit und die, wenn auch noch immer bescheidene, so doch in jeder Kleinigkeit lebhaft empfundene Erweiterung seiner Freiheit ließen den jungen Kleriker langsam wieder aufatmen von dem dumpfen Drucke, der auf ihm gelastet hatte. Freilich sehr viel hatte sich zunächst nicht geändert. Aber da war wenigstens ein kleiner Garten, den er ungehindert und unbewacht betreten durfte, ein Garten, der zwar nicht einmal anstieß an die Welt außer dem Kloster, und den auch kein weiblicher Fuß betreten durfte, der aber doch schon an jene Teile des Klosters grenzte, in die von außen her die Welt hereinfluten durfte.

Aber freilich, um diese flutende Welt war ihm nicht, ihm war nur um die still beharrende und doch ewig wechselnde Natur. Aber von ihr war ja auch hier ein Stück. Sie war tot gewesen für ihn in der Zeit, da er nur stundenweise durch sie durchgetrieben worden war als Glied einer Truppe, von der er sich nicht losmachen konnte, bei der es kein Vorauseilen und kein Zurückbleiben gab.

Da war alles nur wie ein lebloses Bild gewesen. Aber jetzt fingen die Bäume wieder zu rauschen an, da er allein, an keinen Nebenherschreitenden gefesselt, in ihre Schatten tauchen durfte, die Büsche begannen sich wieder im Winde zu wiegen und im Taue zu glitzern und jede unscheinbare Wiesenblume

mutete ihn an wie eine Entdeckung. Und erst die lustigen Spatzen, die naschend und piepsend durch die Zweige der Obstbäume sprangen, und die Amseln, die nach verlockend sich windenden Leckerbissen hurtig unter den Johannisbeersträuchen und den gerade mit gelben schwankenden Dolden beladenen Goldregengebüschen dahinliefen.

Ein Ameisenhaufen in einem Winkel erschien ihm wie ein Weltwunder und er konnte es dem Gärtner lange nicht verzeihen, als dieser, durch die sich wiederholenden, langwährenden Beobachtungen des jungen Klerikers aufmerksam gemacht, eines Tages den Erdhaufen samt den herumwimmelnden, ängstlich ihre Eier hin und her schleppenden Tierchen durch das Pförtchen, das zu dem außen an der Mauer sich hinziehenden breiten Wassergraben hinabführte, hinaus schaufelte und denen, die ihm entkommen waren, den ungastlichen Winkel mit einer gräulich riechenden Mixtur verleidete. Aber bald konnte er zu seiner großen Befriedigung wahrnehmen, daß eine kleine kluge Schaar hinter dem bergenden Strunke eines gefällten Baumes in einem anderen Winkel neue Verschanzungen aufwarf, und nur verstohlen verfolgte er jetzt die Fortschritte ihrer Arbeiten, um nicht den bösen Gärtner auf die Fährte der Flüchtlinge zu bringen.

Und rasch rückte der Tag heran, der die neuen Ordensbrüder mit den älteren Klerikern hinausführen

sollte aus dem Kloster, freilich nur etliche Stunden weit und nur in die Mauern eines andern Klosters, daß sie in dessen „Hauslehranstalt" ihre theologischen Studien begännen.

Abermals ein Abschnitt, und ein Zielpunkt von Erwartungen und Hoffnungen für den jungen Frater Franziskus. Das war nämlich der Name, den sich Gottfried erwählt hatte. Er hatte dabei nicht mehr an den eiteln Wohlklang des Wortes gedacht, wie einst in seinen tändelnden Phantasien; es war ihm auch nicht die Gestalt des heiligen Franz von Assisi, als des Wiederverkünders eines Evangeliums der Menschenliebe, vor seine Augen getreten, sondern ein Bildchen hatte ihm plötzlich die Entscheidung gebracht, das er in der Lebensbeschreibung des Heiligen, die ihm in die Hände gekommen war, gesehen hatte, ein Bildchen, das in schlichten und doch wunderbar anmutenden Linien den heiligen Franz darstellte, wie er den zutraulich um ihn auf der Erde sitzenden und ihn aufmerksam anblickenden Vögeln des Himmels liebevoll predigte. Und einer flog gerade herzu. Der bin ich, hatte sich Gottfried gedacht, so ungefähr zwischen leichter Rührung über seinen entsagenden Entschluß und halbunbewußter Selbstironie schwankend. Und weil der kleine Kömmling keinen Namen hatte, und wenn er auch einen gehabt und Gottfried ihn gekannt hätte, Gottfried ihn doch nicht hätte wählen dürfen — es mußte ja der

Name eines Heiligen sein — so verfiel er auf den des tierfreundlichen Predigers. Hatte er doch das Gefühl, daß er die Tiere viel beständiger lieben könne als die Menschen.

Wieder ging es nun, wie einst mit dem Pater Lorenz, in einer bauchigen Kalesse des Stiftes dahin durch die im Herbstschmuck prangende hügelig gewellte Landschaft, und war auch der Empfang, der seiner und der andern harrte, nicht so herzlich wie der Willkomm, der ihm damals zuteil geworden war, so war doch die Begrüßung und Aufnahme freundlich und aufmunternd.

Frater Franziskus warf sich mit Eifer auf seine Studien und er hatte den festen Willen, nicht wie er es sonst getan hatte, auszuwählen, was ihn interessierte, und alles andere nur so zu betreiben, wie es gerade die Umstände erheischten. Aber sein Wille erwies sich hierin bald schwächer als die den Dingen innewohnenden Eigenschaften, oder vielmehr als die ihm selbst innewohnenden Eigenschaften und Neigungen. Waren es früher die alten Sprachen gewesen, denen er nur mit einem gewissen hartnäckigen Widerwillen entgegengetreten war, und die ihm in der ersten Zeit die größten Schwierigkeiten bereitet hatten, so zog ihn jetzt das Studium des Hebräischen und überhaupt der semitischen Sprachen gerade ganz besonders an, nicht nur weil es ihn allenthalben zu Vergleichungen anregte, sondern auch, weil er sich

von ihm die Erschließung einer neuen Welt versprach — und weil es wenigstens in der Richtung jener Wissensgebiete lag, die ihm im Sinne lagen. Für die Dogmatik aber, mit der das eigentlich Theologische einsetzte, vermochte er bei allem guten Willen jetzt so wenig ein Interesse zu gewinnen, wie je, und selbst das Bibelstudium, von dem er sich in jeder Hinsicht vieles erhofft hatte, wurde ihm verleidet durch die Art, in der es betrieben wurde. Und als er einmal eine ganze Stunde lang eine Erörterung darüber hatte anhören müssen, ob Gott, als er den Moses auf dem Berge Horeb in einem brennenden Dornbusche erschienen war, eines an der Stelle, wo er sich dem Moses offenbarte, schon vorhanden gewesenen Dornbusches sich bedient oder ob er einen Dornbusch eigens zu diesem Zwecke geschaffen, oder aber einen irgendwo anders stehenden Dornbusch an jene Stelle hingeordnet habe — da war es auch mit dem guten Willen vorüber.

So wurde ihm der größte Teil der Vorträge und Arbeiten bald wieder nur zu einem Anlasse kritischer Prüfung und leitete ihn von selbst zu dem Versuche hinüber, den er sich ja ohnehin vorgesetzt hatte, ein endgiltiges Verhältnis zu dem zu gewinnen, was zu glauben er ja jedenfalls behaupten mußte, und was, wenn er diesen Glauben nicht zu gewinnen vermochte, nicht zu glauben, er sich doch wenigstens klar sein mußte.

Diese seine Bemühungen aber erfuhren bald eine bedenkliche Ablenkung. Es fing ihn nämlich zu interessieren an, wie denn die andern, die seine Studien teilten und denselben Stand erwählt hatten, wie er, sich zu diesen Fragen innerlich stellten, und so lenkte sein Wunsch, über sich und seinen Glauben Klarheit zu gewinnen, unwillkürlich in das Bestreben hinüber, in die andern hineinzublicken und sich über ihren Glauben klar zu werden. Und das war viel anregender als jenes Bemühen — und bei den meisten auch viel leichter.

Da waren zunächst einige, die gar kein Hehl daraus machten, daß ihnen an all den Dingen, um die sich ihr Tagwerk drehte und die einst die Grundlage ihrer ganzen Lebenstätigkeit oder doch ihres eigentlichen Berufes bilden sollten, nicht das Geringste gelegen war. Der eine oder andere gab gelegentlich seiner Skepsis unumwunden Ausdruck, aber auch die Vorsichtigeren verrieten sich manchmal, wenn sie sich sicher genug fühlten, um sich gehen zu lassen, oder wenn sie das überkam, was man einen „unbewachten Augenblick" zu nennen pflegt.

Einer war sogar da, einer von denen, die schon vor dem Abschlusse ihrer Studien standen und schon Profeß getan hatten, der seinem angeborenen, lebensfrohen Uebermut, in seinen Reden wenigstens, auch hier jederzeit frei die Zügel schießen ließ. Er sagte

es jedem unverhohlen, er sei in sein Stift eingetreten, weil ihm das Leben dort am meisten zusage, und er legte sich keinerlei Zwang auf, weil er in der Lage war, im Falle der Notwendigkeit das Stift jederzeit wieder zu verlassen und auch außerhalb desselben unabhängig zu leben. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauers, hatte schon ein kleines Erbteil erhalten und durfte nach dem Tode des Vaters noch mehr erwarten. „Sekiert mich nicht", sagte er wohl seinen Kollegen, wenn sie ihm einmal wegen irgend etwas Vorstellung machten, „sekiert mich nicht, Ihr ungeschickten Pfaffen, sonst nehm' ich mir mein Gerstel zurück und Ihr könnt Euch das Maul abwischen". Und die andern lachten dann und ließen ihn gewähren.

Für die meisten gab es wohl die Frage des Glaubens oder Nichtglaubens überhaupt nicht. Sie hatten nie ernstlich darüber nachgedacht, sondern von der ersten Kindheit an alles unbesehen übernommen, was ihnen gesagt worden war — und es unbesehen behalten.

Aber auch an solchen fehlte es natürlich nicht, die an ihren Beruf mit Ernst und Eifer herantraten und von der Bedeutung und der Wahrheit dessen durchdrungen waren oder doch schienen, was sie dereinst zu lehren hatten. Nur traf es sich leider, daß jene andern, die sich zu dem Ganzen weniger ernst stellten, in ihrer ganzen Art einen umgäng-

licheren Eindruck machten und sich unwillkürlich mehr die Sympathie ihres Kollegen gewannen, als die, deren festen Standpunkt zu gewinnen, er selber angestrebt hatte.

Einer von denen, die ihm nach seinen ursprünglichen Vorsätzen hätten Vorbilder werden sollen, war ihm sogar geradezu zu einem Gegenstande des Widerwillens geworden. Er war nicht etwa ein wilder, finsterer Zelot. Aber er hatte so etwas Zuversichtliches und Selbstzufriedenes. Er war sich nicht nur „des rechten Weges wohl bewußt", er wußte auch gar wohl, daß so viele seiner Kollegen sich nicht auf dem rechten Wege befanden, und diese Erkenntnis hob sichtlich sein eigenes Selbstbewußtsein, ja dieser Unterschied schien ihn mit sichtlicher Genugtuung zu erfüllen, als gewänne erst durch ihn seine Art ihren eigenltichen Wert. Der Gedanke, „ich komme einmal in den Himmel", lag eigentlich immer breit über seinem ganzen Antlitz, und das Gegenstück dieses Gedankens, auf die andern angewandt, gab er sich gar keine Mühe zu verbergen. Ja, dem Frater Franziskus sagte er es einmal, da sie über irgend eine theologische Frage eine kleine Debatte hatten, ganz vergnügt und doch nicht scherzhaft, geradezu ins Gesicht: „Sie kommen ja doch einmal in die Hölle, mein Lieber, mit Ihrer Hoffart des Verstandes und der Wissenschaft, seien Sie sich nur darüber nicht im Unklaren!" Dieser aber hatte ihm

ganz ernst und mit voller Ueberzeugung erwidert: „Mir könnte nach unserer Lehre vielleicht eher noch Verzeihung werden, wie sie dem sündigen Zöllner geworden ist, aber Ihnen gewiß nicht, denn Sie haben die Hoffart des Glaubens". Und seitdem waren sie wenigstens in dem einen einig, daß sie das Gebot der christlichen Nächstenliebe dahin verstanden, daß sie nichts mehr mit einander redeten und sich nicht ausstehen konnten.

All diese Umstände brachten es mit sich, daß der vermeintlich so sichere Maßstab, den der junge Frater für sein eigenes Handeln und seine letzten Entschlüsse mitgebracht hatte, völlig versagte. Sein Urteil über die andern wurde ihm nicht zur Korrektur der eigenen Handlungen, weil er, in diesem Punkte wenigstens, sie selber nicht nach ihren Handlungen beurteilte, sondern umgekehrt sein Urteil über diese durch den sympathischen oder unsympathischen Eindruck ihrer Persönlichkeit bestimmt werden ließ. Und so kam es schließlich ungefähr auf das hinaus, was der „Kollega" ihm damals gesagt, und er als so unsinnig zurückgewiesen hatte.

In der Hauptsache aber brachte er es nicht einmal so weit wie einer seiner Studiengefährten, der ihm einmal im Vertrauen mitgeteilt hatte, er habe ja auch manchmal Zweifel gehabt, aber er habe sich die Sache so zurechtgelegt, daß er sich für den Glauben entschlossen habe, weil ja doch alles wahr sein

könnte, und zu glauben ihm ja gewiß nicht zu schaden vermöge, vielmehr auf alle Fälle das Sicherere sei. „Der Glückliche!" hatte sich Frater Franziskus gedacht, „bei dem ist es Sache des freien Entschlusses, ob er glauben will oder nicht!"

Und so hörte er mit der Zeit auf, zu grübeln, nahm das, daß ihm die innere Ueberzeugung fehle, wie eine gegebene, unabänderliche Tatsache hin, und zog sich in dem unerschütterten Vertrauen auf den Maßstab, den er für seine moralischen Werturteile zu besitzen glaubte, auf den Gedanken einer strengen Werkgerechtigkeit zurück. Und dieser Gedanke schien ihm hinreichend Ersatz zu bieten für das, was ihm fehlte und unerreichbar war.

Bei dieser Auffassung war es natürlich, daß all die kirchlichen Zeremonien, die er mitzumachen hatte, ihm Förmlichkeiten blieben, die seinem Innern nichts zu sagen hatten, und daß dies sich in keiner Weise änderte, wo er selbst ihr Mittelpunkt ward.

Für den Militärdienst war er nach flüchtiger Untersuchung untauglich erklärt worden, und so war das einzige Hindernis entfallen, das seiner Profeß tatsächlich hätte im Wege stehen können, und da er die niederen Weihen schon zur üblichen Zeit empfangen und die theologischen Studien, mit glänzenden Zeugnissen ausgestattet, beendet hatte, folgten nun schließlich den feierlichen Gelübden auch die höheren Weihen. Aus dem Frater Franziskus war

ein Pater Franziskus, ein Ordensmönch und Priester geworden.

Er war in das Kloster zurückgekehrt, hatte dort ein freundliches Zimmerchen erhalten, zu dem zwei braungestrichene Türen führten, und zwischen diesen hatte er, schon wie er sie das erstemal betrat, genau dieselben Eindrücke empfangen, wie er sie seit der ganzen Reihe von Jahren immer zwischen diesen braungestrichenen Doppeltüren gehabt hatte. Ein Jahr hatte er jetzt im Kloster zu bleiben, und dann, so war ihm bereitwillig zugesagt worden, sollte er die weltliche Hochschule besuchen, um sich für das Lehramt auszubilden.

Sechzehntes Kapitel.

Der junge Geistliche hatte diesen Aufschub gar nicht unangenehm empfunden. Er hatte sich die letzten Jahre ziemlich angestrengt, und so sah er nun ein Jahr der Erholung und freieren, nur vorbereitenden Studiums vor sich. Denn die Aushilfe, zu der er gleichsam probeweise in den untersten Klassen des Gymnasiums herangezogen wurde, die vermochte ihm nicht viel von seiner Muße zu rauben. Und in diesem Jahre da konnte er sich nun auch im Kloster einleben. War er doch seit dem Ablauf seines Noviziates immer nur für kurze Zeit wie ein flüchtiger Gast dort gewesen.

Jetzt mußte er doch den Einzelnen näher treten, und ein Verkehr mußte sich anbahnen vom Menschen zum Menschen, der ja doch schließlich auch hier jeder war. Aber damit schien es nun freilich seine Wege zu haben. Da war keiner von denen, auf die er sein Augenmerk gelenkt hatte, denen er auch nur einen Schritt näher gekommen wäre, und die Paar wieder, die den Eindruck machten, daß sich leicht an sie herankommen ließe, ja die ihm ihre Gesellschaft und ihr Vertrauen aufzudrängen suchten, die waren wieder so, daß ihm an ihrem Umgange nichts lag, oder vielmehr, daß er selber suchte, sie sich ferne zu halten.

Die Andern aber, die waren Alle, als wäre jeder ein Kloster für sich, jeder, dem Stifte gleich, von einer schützenden Mauer und einem breiten Wassergraben umgeben. Und hatte Einer gar ein Amt, oder irgend welche Obliegenheiten zu erfüllen, dann hielt er stets seine Hände vor sich, wie bereit zur Abwehr, daß keiner ihm ins Gehege komme und seine Kreise störe oder Lust und Gelegenheit bekäme, ihn zu verdrängen. Die Ernsteren von denen, die sich auf irgendeine besondere Beschäftigung geworfen hatten, die hatten sich so ganz in sie verrannt, daß ihnen kaum Sinn und Interesse blieb für ihre nähere Umgebung, und immer mehr hatten sie sich eingekapselt, und ihre Seele war

nicht mehr herauszukitzeln aus ihrem Gehäuse. Aber so hatte Gottfried ja einst selber werden wollen! Und nun es der Pater Franziscus an den Andern sah, da gefiel es ihm doch nicht recht. Das heißt, sie Alle hätten sich von ihm aus schließlich wohl um niemand zu kümmern gebraucht, wenn sie nur mit seiner Person eine Ausnahme gemacht und dieser mehr Beachtung geschenkt hätten.

Auch der Pater Remigius nahm die Verehrung, die ihm Pater Franziskus sichtlich entgegenbrachte, zwar mit lebhafter Freundlichkeit, aber doch nur wie eine ihm schließlich gebührende Huldigung hin, und davon, daß der Junge aus des Alten veränderter Art ein Prinzip, das Prinzip von der „veredelnde Macht der Liebe", abgeleitet hatte, davon hatte er ja keine Ahnung, und wenn er sie gehabt hätte, so würde er vielleicht dem Andern seine Spekulationen kaum gedankt haben. Und doch sah Pater Franziscus, jenes Gesetz, das an ihm selber einst so schmählich zu Schanden geworden war, sich am Pater Remigius noch immer glänzend betätigen.

Jene Frau, der der alternde Mann seine Verehrung geweiht hatte, die war längst wieder in die Ferne gezogen, die Schritte ihres Sohnes weiter geleitend, und wieder vereinsamt raunte der Pater Remigius im Zickzack durch die Höfe und durch die gewölbten Gänge des Klosters. Er war

aber nicht wieder zurückverfallen in seine frühere Art, sondern gleichsam als wollte er jener damit auch aus der Ferne noch stille huldigen, war er der geblieben, den sie aus ihm gemacht hatte. Da gab es keine färbigen Baumwolltücher mehr und keinen rußenden Schnupftabak, und keinen fleckigen Habit; und wenn der eine Winterrock auch nur anfieng, einen leichten Schimmer an den Nähten zu zeigen, oder sich nicht mehr recht in die Taille schmiegen wollte, so war auch schon ein anderer zur Hand, gebaut wie der alte, aber in strahlender Neuheit funkelnd. Und es mußte schon tüchtig stürmen und wettern, daß der ältere Rock auch nur noch hervorgeholt wurde. Wenn aber die Sonne hervorbrach und der Pater Remigius war gerade für schlechtes Wetter gekleidet, dann lief er rasch nachhause und putzte sich gar blank heraus, und bald erschien er dann wieder und wandelte, festlich gekleidet, und vergnügt vor sich hinlächelnd, durch die hallenden Gänge.

Es war, als wäre er immer bereit, wenn sie jetzt mit einemmale um die Ecke böge, sie zu begrüßen und ihr zu sagen, „sieh hier bin ich, ich habe deiner gewartet“. Und so war er auch als Lehrer mild und freundlich geblieben — nur aus der Gesellschaft von Menschen und aus Gesprächen machte er sich gar nichts. Was hätten ihm auch die Andern sollen? An denen

hatte er ja schon längst das Interesse verloren, und neues zu gewinnen, dazu ließ er es erst gar nicht kommen. Er trug jetzt seine Welt in der Erinnerung, und sein einziger Wunsch schien, daß ihm nichts die störe.

So wenigstens legte sich Pater Franziscus des Anderen Art zu Recht, und er hätte der letzte sein mögen, der versucht hätte, mit täppischer Hand in dieses seltsam in sich geschlossene Glück hineinzugreifen. Aber wenn er den Alten sah, dann mußte er immer an seine eigene Zukunft denken, und dann sah er sich immer als den verwahrlosten, mürrischen Gesellen, der einst der Pater Remigius gewesen war, und vergebens blickte er aus nach einer helfenden Kraft der Erinnerung, die ihn emporhöbe und ihm einen verläßlichen Stützpunkt gäbe. Seine Erinnerungen hatte er ja gewaltsam verwischt und verbannt, sie hatten ihn ja weggetrieben aus der frohen, lärmenden Welt, und zu neuen Erinnerungen wollte auch er es nicht mehr kommen lassen: darum war er ja hier.

Einmal war er Käthchen begegnet. Er wußte, daß sie schon während der Zeit seines Noviziates in einen ziemlich entfernt gelegenen Ort hin geheiratet hatte, und daran, daß sie gelegentlich zum Besuche der Eltern heimkehren werde, hatte er damals gar nicht gedacht. So war er jäh überrascht, als er sie des Weges daherkommen sah,

und als er nun wahrnahm, daß sie an jeder Hand ein Mädelein führte, ein kleines und ein noch kleineres, beide blondhaarig, aber in der dunkeln Farbe der Haut und dem feinen Schnitt des Gesichtes unverkennbare Abbilder der Mutter, da wurde er gar seltsam verwirrt und bewegt, und mit raschen Schritten eilte er, sie grüßend, ohne ihr ins Gesicht zu sehen, an ihr vorbei.

Auch Rosa begegnete er etlichemale, die erwiderte immer gar freundlich seinen höflichen Gruß und blickte ihn dabei gar vielsagend an. Je ermunternder aber ihr Dank gewesen war, desto zurückhaltender war dann immer das nächstemal sein Gruß, denn er sah es ihr ordentlich an, daß er nur einen Schatten der Erinnerung an ihre Bekanntschaft in seine Mienen hätte zu legen gebraucht und sie ihn gleich angesprochen oder ihm gar den Handkuß geleistet hätte.

Das war ihm überhaupt etwas Schreckliches, dieses Gefühl fremder Lippen, die seine Hände betasteten. Als das erstemal eine Alte, die ihm begegnet war, sich der Hand des Ahnungslosen bemächtigt und auf sie ihre zitternden Lippen gedrückt hatte, da hatte es ihn wie ein Schreck durchfahren und wie etwas Ungeheuerliches hatte er es empfunden, daß ein Weib des Mannes Hand, eine Greisin die des Jünglings mit Inbrunst küßte. Aber damals hatte er die Hand nicht weggezogen, weil er

fürchtete, die Alte zu verletzen, daß sie nicht glaube, er scheue des runzligen Leibes Berührung. Als aber dann einmal ein Schulmädchen seine schlenkernde Hand erschnappt hatte, da riß er sie heftig zurück und schnarrte die Kleine unfreundlich an, daß sie ganz starr mit aufgerissenen Augen stehen blieb und dann heftig zu weinen anfing. Da war er dann freilich wieder umgekehrt und hatte das Kind getröstet und begütigt und hatte auch gleich seine pädagogische Kunst versucht.

„Schau, mein liebes Kinderl", hatte er gesagt, „Mäderln, und wenn sie noch so klein sind, sollen Herren, und wenn die noch so groß sind, nie die Hand küssen. . . Verstehst du das, mein Schatz? — Und wirst du dir das merken? Ja?" Und dabei hatte er, um sie zu beruhigen, daß sie aufhöre zu weinen, ihr flachsblondes Haar gestreichelt, und die Kleine hatte auch richtig ihr Schluchzen eingestellt, aber die Tränen hingen dem Kinde noch in den wasserblauen Augen, da es jetzt ganz schüchtern, aber doch seines Rechtes und seiner Pflicht sich schon klar bewußt, halb sich verteidigend und halb mit leiser Zurechtweisung, anhub: „Der Herr Tatichet hat d'sagt . ."

„Geh, du klein's, lieb's Patscherl", unterbrach aber Pater Franziskus ihre Rede, denn er wollte die Kleine nicht in einen innern Widerstreit mit einem ihrer Lehrer bringen, „geh, du klein's, lieb's Patscherl, der Herr Katechet hat dir das ja

nur von alten geistlichen Herren gesagt!" Aber die Kleine ließ sich nicht irre machen und schüttelte ganz energisch den Kopf, und jetzt war sie es zweifellos, die den Pater Franziskus belehrte, und mit großer Bestimmtheit sagte sie: „O nein! Der Herr Tatichet hat d'sagt, Tinder müssen jedem deistlichen Herrn die Hand küssen — und die braven tun's auch, wenn sie droß sind."

Da schwieg Gottfried und streichelte dem Kinde nur nochmals die Haare und jetzt auch die Wange und ging kopfschüttelnd davon. Er bekam aber mit dem Handküssen noch viel schlimmere Kundschaften als harmlose, liebe Kinder es schließlich sind. Denn da waren ein paar Frauenzimmer, die schon lange nicht mehr Kinder waren und doch noch nicht zu den ganz Alten gehörten und die immer in den Kirchen herumrutschten und stets um alle Türen lungerten, und wenn die eine Kutte flattern sahen, so fuhren sie d'rauf los, wie die Kindermädchen auf die Uniformen, und denen schien einmal vor vielen, vielen Jahren ihr Katechet gesagt zu haben, daß es die jungen Geistlichen ganz besonders seien, denen man die Hand küssen müsse. Und die ließen sich auch durch nichts abweisen, sondern sie fielen, wie sich die Bremsen an heißen Sommertagen mit einer wahren Gier auf den nackten Leib des Badenden stürzen, wütig über jede Hand her, die aus einer Kutte hervorlugte.

Schließlich gewann ihnen aber Pater Franziskus doch die Schlacht ab. Schon frühzeitig hatte er angefangen, sich den Pater Remigius, den jetzigen nämlich, als Vorbild zu nehmen in einer gewissen Sorgfalt auf die äußere Erscheinung. Er erwartete zwar niemand, der um eine Ecke biegen könnte, aber ihm hatte sich aus dem Gegensatze von jetzt und früher wie eine Warnung das Bild eingeprägt, wohin Pater Remigius, der gewiß auch nicht so begonnen hatte, da er einmal auf dem Wege war, sich gehen zu lassen, mit der Zeit gekommen war. So war Pater Franziskus nicht nur immer sauber gekleidet, er trug auch reine, weiße Taschentücher, und wenn ihn jemand besuchte, dann konnte der keine schweren Stiefel gegen die braune Doppeltüre heranknarren hören, denn der Pater Franziskus, der hatte, weil er sonst ziemlich bedürfnislos war und weder rauchte noch schnupfte, immer so viel übrig, daß er sich Stiefletten machen und die ihm vom Stifte gelieferten Stiefel in einem Winkel verstauben und verschimmeln lassen konnte.

Jetzt aber bereicherte er seine Toilette mit einem neuen Kleidungsstück, wie er es seit den Kinderjahren nicht mehr getragen hatte, und eines Tages, als er wieder den Konvent zu einem kleinen Spaziergange verließ, da schritt er im Gefühle vollster Sicherheit an der Kirchentür vorbei und streckte und bog seine Finger ganz vergnüglich und wie zum Hohne in dunkeln Lederhandschuhen.

Richtig wäre wieder eine dagewesen, die, gerade auf dem Wege in die Kirche hinein, schon fast die ganze Stiege hinaufgeschlumpert war, und jetzt, da der Pater Franziskus aus der „Pforte" trat, Kehrt machte und auf ihn losstürzte. Aber mitten auf der Treppe hielt sie inne und ersah die Sicherheitsvorrichtung, die der junge Geistliche sich angeschafft hatte, und da plärrte sie nur ein lautes „Küß' die Hand" und wandte sich wieder zur Kirche hinauf, es mit der mündlichen Huldigung genug sein lassend.

Einmal kam der Pater Franziskus aber doch „zum Handkuß", und von einer Seite, von der er es vielleicht zuletzt erwartet hätte. Es war um die Osterzeit und wegen des starken Andranges des Landvolkes wurden auch die in höherem Maße zu den kirchlichen Verrichtungen herangezogen, die sonst um ihrer anderweitigen Beschäftigungen willen weniger in Anspruch genommen wurden. So fiel es Gottfried kaum weiter auf, als eines Tages ein Kirchendiener bei ihm eintrat und ihm sagte, er solle hinabkommen, es sei jemand da, der beichten wolle; denn daß die Beichtkinder sich oft ihren Beichtvater selbst auswählten, und wenn sie einen erwählt hatten, ihn in die Kirche bitten ließen, und wenn auch dort noch so viele Andere saßen, die bereit gewesen wären, sie anzuhören, das wußte er wohl, aber er dachte nicht weiter daran.

Der Kirchendiener führte Pater Franziskus in die Sakristei und hatte ihm schon auf dem Wege gesagt, in der Kirche seien alle Stühle besetzt. Und auch in der Sakristei sah er schon in einem kleinen Nebenraume einen Priester, mit der Stola angetan, in der einen Ecke sitzen und vor diesem kniete ein Beichtender; in die andere Ecke aber führte der Diener den Pater Franziskus, nachdem er auch ihm die kirchlichen Abzeichen angelegt hatte. Pater Franziskus hatte nur gesehen, daß eine in tiefes Schwarz gekleidete Gestalt dort im Halbdunkel kniete und er hatte sich halb abgewandt vor die Knieende gesetzt und ihr den Segen erteilt. Als aber jetzt die ersten Worte an sein Ohr schlugen, da erfaßte es ihn wie ein Schwindel, das Blut drang ihm sausend zu Kopf und er konnte kaum verstehen, was die Beichtende sprach.

Nur langsam gewann er seine Fassung, und jetzt hörte er schmerzliche, verzweifelte Anklagen, wie er sie ähnlich schon einmal von derselben Stimme gehört hatte, nur noch viel heftiger. Und alles, was die Frau da zu seinen Füßen gesündigt hatte, ihr Leben lang, das breitete sie jetzt aus vor ihm, und wieder mußte er hören, was sie ihm damals gesagt hatte, und seine eigene Sünde mußte er hören, und Verirrung und Verirrung, die dieser gefolgt waren. Und dazwischen klang es bald wie tiefe Reue, und bald wie wilde Wünsche und dann wieder wie an-

deutungsvolle Anklagen, daß Alles ganz anders geworden und sie nicht so tief gesunken wäre, wenn nicht Einer sich von ihr gewandt hätte, der, mit ihr schuldig geworden, sie doch aus ihrer Schuld hätte emporheben können.

Und da kamen in dem jungen Priester der Mensch und der Priester in Widerstreit. „Du lügst", wollte der Mensch zu ihr sagen, und er wollte sich erheben und sich auch jetzt von ihr wenden. Der Priester aber siegte, und er blieb und schwieg. Und als sie endlich zu Ende war, da fragte er sie nach ihrer Reue, und da antwortete sie, wie er einst sich selber zugerufen hatte: „Ich kann nicht bereuen", und da er daraufhin eine Bewegung machte, fügte sie rasch hinzu — „nicht Alles". Und er fragte sie nach ihrem Vorsatze, sich zu bessern, und da begann sie zögernd: „Ja, wenn — —" Aber fast rauh unterbrach er sie, und sagte „an dieser Stelle gibt es keine Ausnahmen und keine Bedingungen. Entweder Sie bereuen und sind entschlossen, Ihr Leben zu ändern, oder nicht. In dem zweiten Falle habe ich hier nichts mehr zu tun." „Ja, ja" — sagte sie schnell, als fürchtete sie, er könne weggehen von ihr. „Ehrlich und gewiß?" — „Ehrlich und gewiß!" So sprach er noch einige allgemeine Worte und dann das lossprechende Gebet. Und dann stand er auf und wollte eilig weggehen.

Aber sie erhob sich jetzt auch und rasch erfaßte

sie seine Hand und drückte ihre Lippen darauf, und er glaubte auch das Naß von Tränen zu fühlen. Da stieß er sie fast zurück und heftig riß er seine Hand an sich und sagte im höchsten Unmut: „Lassen Sie mich in Ruh!“ Und ohne sich noch weiter um sie zu kümmern, ging er in die Sakristei zurück, legte die Stola ab und schritt eilends hinauf in sein Gemach. Und er verschloß es von innen, als wollte er sich schützen vor jedem Besuch.

„Komme ich denn nicht los von meinem früheren Leben?“ schrie es in ihm. „Muß ich denn wieder zurückgerissen werden in das, dem ich entflohen bin? Müssen die Erinnerungen und Wünsche wieder heraufbeschworen werden, die ich begraben glaubte?“ Und dann rannte er einigemale auf und ab. Und da war es ihm auf einmal, als hörte er wie aus weiter Ferne das Wort „Wünsche“. Da blieb er stehen, und jetzt liefen die Worte, die er in seinem Innern ausgerufen hatte, nochmal vor ihm wie an einer Kette vorbei. „Wünsche!“ Ja, wirklich! Von „Wünschen“ hatte er gesprochen. Hatte er denn Wünsche? Und wie er jetzt in sich hineinblickte, kam er sich so groß, so frei vor. Er hatte ja keine Wünsche! Keine sündigen Wünsche wenigstens! Was anders war sein Wunsch gewesen, als daß sie ihm nicht wieder begegnet wäre, und was anders war sein Wunsch jetzt, als daß sie ihm nicht nochmal begegnete? Sie war herabgesunken,

immer mehr zur Beute ihrer Wünsche geworden — und er hatte sich emporgehoben, und jetzt war er es, der ihr, wenn sie nicht etwa Lust zu neuer Sünde hergetrieben hatte, Linderung, Erlösung gespendet hatte.

Und da fielen ihm wieder die Worte, die er sich eben vorgesagt hatte, in's Ohr, als spräche sie ein Dritter. „Linderung?“ „Erlösung?“ Wenn sie wirklich reuig gekommen war — war das Linderung gewesen, was er ihr geboten hatte? War es ihm um sie gewesen und nicht nur um sich? Um einen Trost für sie und nicht nur um seine eigene Ruhe und eigene Lossprechung? Und die Lossprechung, die er ihr „gespendet“ hatte — was war sie wert, diese Lossprechung durch den ungläubigen Priester?

Und da stand er auf einmal vor sich da wie ein Arzt, der Tränkchen und Mixturen zu reichen gewohnt war, denen er selber keine Wirkung zumißt, und dem nun am Lager eines Menschen, der ihm näher steht, den er retten möchte und nicht retten kann, der Jammer seines Gewerbes in die Seele fällt. Und da sagte er sich laut, daß es im Zimmer wiederhallte, das Wort „Betrüger“ vor. All seine Ruhe war dahin, auf die er sich in den letzten Jahren so viel zugute getan hatte, seine ganze Selbstgerechtigkeit; und wie einst war er wieder der Spielball von quälenden Vorwürfen und vergeblichen Ver-

suchen der Selbstverteidigung. Jetzt dauerte ihn seine Rauheit und Härte und ihr Bild trat vor seine Augen, wie sie einstens gewesen war, und jetzt wieder suchte er sich in dieser Härte zu bekräftigen und die gaukelnden Bilder der Vergangenheit zu bannen, in der zitternden Angst, sie könnten doch wieder Macht über ihn gewinnen.

Da wandte er sich in seiner Not an die Bücher der Kirchenväter, ob er nicht bei ihnen Rat und Hilfe finden könnte. Er holte sich aus der Bibliothek die Bekenntnisse des hl. Augustin, die ihm schon in seiner Studienzeit auch von solchen gepriesen worden waren, die nicht vom kirchlichen Standpunkte aus zu urteilen pflegten. Aber der Heilige sprach nicht zu seinem Herzen. So oft der heilige Augustin sich einen Ruck gab und erklärte, er wolle jetzt Gott preisen, gab es dem Pater Franziskus immer einen Riß, und er sagte sich, er würde sich nicht getrauen, so zu Gott zu sprechen, und wenn er noch so innig an ihm hinge. Denn was könne Gott an seinem Preisen liegen, daß er es ihm immer vorsagen dürfe, er wolle ihn preisen und loben? Und da stieg ein Zerrbild in seiner Seele auf.

Er sah einen seiner Amtsbrüder, der sich viel auf seine Frömmigkeit zugute tat, und sah und hörte ihn Gott loben und preisen. Und in den Höhen oben, sah er ein Wesen mit wallendem Barte wohlgefällig den aufsteigenden Hymnen lauschen. Und langsam

nahm der Preisende die Gestalt und die Mienen des Pater Franziskus an, und jetzt sah er sich an dessen Stelle auf dem Betschemel knien und mit verklärten Mienen Gott die Allmacht und Güte und Weisheit der Gottheit verkünden. Da ward es ihm furchtbar Angst, als wenn er einen Frevel beginge und er suchte das Gesicht zu verscheuchen. Und es verschwand. Aber bald erschien es wieder, aber anders. Sein Betstuhl stand da, jedoch er war leer. Und hoch oben sah er wieder das ehrwürdige Wesen, aber unruhig und mißmutig. Und dann war es, als dränge eine Stimme an sein Ohr, und sie klang ihm, wie die Stimme des kleinen Abtes, der sich immer geschwungen und gedehnt und gereckt hatte. „Was ist denn das nur", rief die Stimme, „jetzt ist es schon bald Mittag und der Pater Franziskus hat mich heute noch immer nicht gepriesen." Da fuhr der Pater Franziskus erschrocken von dem Buche empor, über dem er in leichtem Schlummer eingenickt war.

Beschämt fing er wieder zu lesen an. Aber der Heilige sprach noch immer nicht zu ihm. Und er las, wie der Heilige sich seiner Jugendsünden anklagte, und die Klagen, waren sie auch nur allgemeiner Natur, begannen ein Echo in seiner Brust zu wecken, weil dabei das Bild seiner Wirrsale und Leiden in ihm aufstieg. Und er las weiter, wie der Heilige sich in tiefster Reue erging, weil er als Knabe Birnen von einem Baume gestohlen hatte.

Und da schloß er unwillig das Buch und trug es in die Bibliothek zurück, um es mit einem andern der Väter zu versuchen.

Da er von seinem Standpunkte aus doch nie zu einer innern Reue zu gelangen vermochte und nur wieder jener marternden Unzufriedenheit anheim gefallen war, die ihn aus der Welt gescheucht hatte, bevor er sie eigentlich kennen gelernt hätte, wollte er sich bemühen, was er getan, vom Standpunkte derer aus zu erfassen, mit der und an der er sich nach der Lehre der Kirche und der Welt vergangen hatte. So weit reichten seine Kenntnisse der patristischen Literatur, daß er wußte, wo er zu suchen habe.

Zunächst verfiel er bei seiner Lektüre in seinen alten Fehler, der sich schon gezeigt hatte, als ihm die Regel des hl. Benedikt vorgelesen worden war. Es machten besonders die Stellen auf ihn Eindruck, die er auf andere beziehen konnte. Und als er die dem hl. Clemens Romanus zugeschriebenen zwei Briefe an „die Jungfrauen" in einer Uebersetzung gelesen hatte — denn mit dem Syrischen stand er nur auf dem Fuße sehr flüchtiger Bekanntschaft — und die Excepte durchsah, die er sich seiner Gewohnheit nach beim Lesen gemacht hatte, da war er beschämt zu sehen, daß er eher Unterweisungen für den einen oder andern seiner Brüder gesammelt hatte als für sich. Denn auf dem vor ihm liegenden Blatte Papier stand:

1. Brief an die Jungfrauen. Kap. 10:

„Andere aber gehen herum in die Häuser der Jünglinge und Jungfrauen, unter dem Vorwande, sie zu besuchen oder die heilige Schrift zu lesen oder sie zu beschwören oder zu belehren. Da sie aber Müßiggänger sind und nichts tun, forschen sie nach dem, was nicht zu erforschen ist, und suchen durch schmeichelhafte Reden Gewinn im Namen Christi."

2. Brief an die Jungfrauen. Kap. 8:

„Verweilen wir nicht beständig bei Frauen und Mädchen, denn das frommt durchaus nicht Jenen, welche in Wahrheit ihre Brüder umgürten wollen (Richter K. 13 und 16). Wir müssen die Schwestern lieben in aller Keuschheit und Schamhaftigkeit und Eingezogenheit des Geistes, in der Furcht Gottes, ohne beständig bei ihnen zu verweilen oder jeden Augenblick zu ihnen zu gehen."

Und das war Alles, was er den Briefen „an die Jungfrauen" entnommen hatte. Die Sache nahm aber bald eine schlimmere Richtung, so daß er seine Notizen ganz einstellte. Der hl. Chrysostomus in seiner Schrift „von dem jungfräulichen Stand" und der hl. Hieronymus in seinem Briefe an Julia Eustochion und seinem Schreiben an ein paar Französinnen (ad matrem et filiam in Gallia commorantes) sprachen ihm immer von Dingen, an die er nicht denken wollte, und je eindringlicher sie ihm sagten, was man nicht tun dürfe, desto weniger konnte er.

umhin, an das Verbotene zu denken. Und schließlich merkte er, daß das fortwährende Reden über Keuschheit und Jungfräulichkeit ihn nicht beruhigte, sondern sein Blut zu entflammen begann. Und wenn er in der Schrift des hl. Ambrosius an seine Schwester Marcellina von der Jungfrau aus Antiochia las, die vor die Wahl gestellt wurde, „den Göttern zu opfern oder im öffentlichen Hause sich preiszugeben", und die sich sagte, „der körperlichen Jungfräulichkeit sei vorzuziehen, die Seele rein und lauter zu bewahren", so war er schon so weit gebracht, daß sich leidenschaftlich bewegte Bilder vor seinen Augen erhoben; und die Schilderung, die er ebendort fand, wie die Schwestern der hl. Pelagia verfolgt „ohne die Sittsamkeit zu verletzen, ein wenig ihre Gewänder schürzten" und in das Wasser eines reißenden Flusses flohen und wie die Wellen keusch ihre Gewänder niederhielten, zog seine Gedanken wie mit wilder Gewalt zu der blühenden Gestalt, die, achtlos die Kleider geschürzt, einst mit ihm im Bache herumgestiegen war, und wenn er bisher nie mit lüsterner Sinnlichkeit an jene Stunde gedacht hatte, so fühlte er jetzt entsetzt, daß sich jene Erinnerung wie eine Lockung vor ihm erhob.

Da schlug er kräftig den hl. Ambrosius zu, stellte sein hilfesuchendes Lesen ein und lief hinaus ins Freie. Nicht Heilige konnten ihm helfen, nicht solche, die ihren Sieg erfochten hatten und mit abgeklär-

ter Ruhe Gott oder die Tugend priesen, und nicht solche, die im Kampf mit den Leidenschaften diese nur noch heißer entfachten, indem sie den Gedanken und die Erinnerung an sie immer wieder heraufbeschworen — Menschen brauchte er, lebende Menschen gleich ihm!

Aber kein Mensch, dem er sich anvertrauen konnte, kein Mensch, dem er zutraute, er könne wirklich verstehen, was in seiner Seele vorging. Wenn der „Kollega“ noch da gewesen wäre, vielleicht hätte er seine Scheu, über derlei mit ihm zu reden, überwunden, nur um sich auszusprechen. Aber der war endlich doch zu einer Entscheidung gekommen, und hatte längst seine Prüfung gemacht und den Ort verlassen. Da fiel ihm der Pater Michael in seinem Turme oben ein, der so herzlich zu ihm gesprochen hatte, da er eintrittwerbend bei ihm erschienen war, und auch dem jungen Kleriker, der auf Ferien heimkam, immer so freundlich begegnet war. Bei seiner Rückkehr ins Stift hatte er ihn nicht besucht, denn da hieß es, der Pater Michael sei leidend und bedürfe der Ruhe, und so hatte er ihn nicht stören wollen, und auch seither hatte er ihn nie mehr gesehen, denn die Krankheit des Pater Michael hatte sich verschlimmert und der kaum ausgeweihte Priester hatte gemeint, er könne sich nicht wohl jetzt dem älteren aufdrängen.

Aber nun ging er doch zu ihm. Zu seinem Leid-

wesen fand er nicht Einen, dem er sein Herz hätte ausschütten können, sondern Einen, der seine eigenen Qualen vor ihm ausbreitete. Zuerst die Qualen seines Körpers. Dann aber die seiner Seele.

„Da schau her, Franz!" sagte er zu ihm — — ach wie wohl tat es diesem, daß er ihn duzte und ihn nicht Franziskus nannte! — „Da schau her! Da lassen sie mich jetzt allein verrecken — und keiner schaut sich um um mich — — Nein, nein, dir mach' ich keinen Vorwurf! Wir kennen uns ja kaum. Und du hast es gut gemeint, ich weiß schon, du hast dir gedacht, daß wenn's zum Sterben ist, daß dann sich Einer am liebsten wo in eine stille Ecke verkriecht — wie's die Hunde tun, wenn's bei denen so weit ist — damit er in Ruhe die Augen zumachen kann. — Aber, weißt Franz, wir Menschen sind nicht so gescheit wie die Hunde — und auch nicht so gut! Und wenn wir allein gelebt haben, dann brauchen wir wenigstens im Sterben noch Menschen — — — Menschen, von denen wir Abschied nehmen, — — mit denen wir die Todeskomödie spielen können — — — Wir wollen sie weinen sehen, daß wir uns einbilden dürfen, es tue ihnen leid um uns — wir wollen gerührte Blicke auf uns fühlen und in der letzten Stunde ihre Hände halten — und wir wollen unsere Weisheit von uns geben, die wir gesammelt haben im Leben — und sie ihnen mit ein paar gestammelten Worten übertragen."

„Franz, Franz!“ schrie er auf einmal auf, „geh' weg von hier! Bleib' nicht herinnen! Geh', so lange du kannst — geh', bevor du auch so wirst — geh' und nimm dir eine Frau — — oder eine Geliebte — — oder was es ist — und schau, daß du Kinder kriegst — — es ist keine Sünd', es ist nicht wahr — — und laß' sie nicht weg von dir, daß du wen bei dir hast, wenn's drum und dran ist.“

Aechzend und stöhnend warf er sich auf seinem Lager herum. Der junge Geistliche wollte einige beruhigende Worte sprechen, aber der Kranke wehrte ihn ab. „Red' nichts“, sagte er, — „mich laß' reden, du kannst dir noch genug reden! — — Nimm dir ein Beispiel! Merk' dir's! Ich sterbe leichter, wenn ich mir denken kann, ich hab' in meinem Leben einem geholfen — einen gerettet! — Schau mich gut an, daß du's nicht vergißt! Wie sie gekrochen sind vor mir, wie ich etwas war — und jetzt lassen sie mich da allein krepieren wie einen Hund! Ja, wie einen Hund!“

Und wieder warf er sich von einer Seite zur andern. „Ja, die Hunde,“ sagte er dann, „die sterben allein. Hast du's nicht bemerkt, Franz, wie die andern Hunde einem kranken Hunde aus dem Weg gehen? Wie sie ihn nicht leiden können, und ihn wegzwacken, wenn er ihnen nahekommt? Weißt du, so ein gesunder Hund mag keinen kranken Hund. Er wittert den Tod und er haßt den Tod. So

machen's die Menschen auch — da herinnen wenigstens — draußen ist's wohl anders. Ich bin ihnen schon im Wege! Ich versitz' ihnen nur mehr den Platz!"

„Geh' hinaus, Franz! Geh' hinaus! Geh' heute noch — oder nein, geh' bis ich tot bin — und bis dahin kommst du jeden Tag zu mir! Ja?" Und er faßte ihn mit seiner heißen Hand. „Geh' nicht jetzt — wart' noch die paar Tage — und wenn's auch Wochen wären!"

Der junge drückte kräftig seine Hand. „Jeden Tag", gelobte er, „jeden Tag — und mögen es recht viele sein, lieber Pater Michael!"

„Nenn' mich nicht Pater, nenn' mich nicht Michael! Nenn' mich — — ach du weißt ja gar nicht, wie ich heiße — — Wie heißt denn du eigentlich?"

„Gottfried."

„Gottfried! Gottfried! Richtig, Gottfried! Weißt du noch, wie ich dich in der Schule öfter Gottfried genannt hab', wenn du was gekonnt hast und ich neben dir gestanden bin und dich mit dem Finger so hinten ein Bissel am Halse gekitzelt hab'? Weißt du noch Gottfried? — —"

Dem jungen wurde es ganz wundersam um's Herz, als er jetzt den Namen wieder hörte, den er so lange nicht vernommen hatte, mit dem in seiner Kindheit alle die ihn genannt hatten, die ihn geliebt hatten, und wie ein schweres Unrecht gegen

seine toten Lieben empfand er es jetzt mit einemmale, daß er diesen Namen abgelegt hatte.

„Ich spür' eine Träne auf meiner Hand", sagte der Alte. „O, das tut gut, das träufelt linde auf's Herz. Gottfried, wein' nur, wein' nur, Dir tut's wohl und mir auch. Und schenk' mir auch draußen eine Träne, wenn sie mich eingegraben haben — komm' öfter zu mir! O, du glaubst's nicht, ich hab's auch nicht geglaubt — aber jetzt weiß ich's: jede Träne fühlt der Tote da drunten! Sie sickert hinab durch die Erde und sie träufelt auf sein Herz, und sie tut ihm so wohl, so wohl — so wohl!"

Der Atem des Alten ging ruhiger und seine Hand wurde lockerer, und schon glaubte Gottfried, er sei in Schlummer verfallen, da er auch die Augen geschlossen hatte. Aber da fragte der auf einmal, ohne die Augen zu öffnen: „Franziskus, Glaubst du?"

Und da sagte der junge: „Nein".

„Ich habe geglaubt", sagte der Andere, „mein ganzes Leben lang geglaubt — und siehst du, jetzt, wo ich's brauchen könnte, glaube ich auch nicht. Es ist weg. Alles weg. Ganz weg. — Nichts! — Nichts."

Und wieder lag der Kranke ruhig da. Durch die hohen Fenster des Turmzimmers sah die Sonne herein und erfüllte alles mit hellem Scheine. Und jetzt glitten ihre Strahlen auf sein Lager hin und trafen seine eine Hand. „Die Sonne!" sagte er.

Und dann lachte er so vor sich hin. „Wer weiß, die treibt's vielleicht auch nicht mehr lange!" Und dann lachte er wieder. „Da hat Einer ein Buch geschrieben — dort liegt es — der hat ausgerechnet, daß in nächster Zeit ein paar Sonnen zusammenstoßen müssen und dann geht Alles aus seinen Bahnen und stürzt auf einander und geht in Scherben und Trümmer. Dauert nicht mehr lange — nicht mehr lange" lachte er wieder — „ich weiß es genau, wann es ist, wenn der Hund richtig gerechnet hat. — — Weißt du, das Buch war mir ein Trost. Das ist doch der einzige Trost beim Tode, daß die andern auch sterben müssen! — — Alle — du auch, Franz — früher oder später. Aber es wär' so schön gewesen, wir alle zugleich — und die Sonne auch! Dann ist's nicht mehr traurig, das Sterben. — — Dort liegt das Buch — ein schönes Buch — ich schenk' dir's — nimm's nur — ich brauch's nicht mehr. — No nimm's nur — nimm's nur!"

Widerstrebend war der junge zu den Büchern gegangen. Der alte wandte sich nach ihm um und blickte auf seinen Arbeitstisch und auf die Regale hin. „Picher! Picher!" sagte er mit demselben verächtlichen Tone, mit dem der Diener Matthäus das Wort immer aussprach. „Picher! Nichts! — Instrumente! Nichts! Draußen da scheint die Sonne — das ist das Leben! Geh' hinaus, Gottfried! Geh', so lange es Zeit ist!"

Und dann wurde es stille. Und nun schlummerte er wirklich ein. Eine Zeitlang blieb Pater Franziskus noch bei seinem Bette stehen, und da er sah, daß der Alte jetzt ruhig schlief, neigte er sich und drückte einen leisen Kuß auf seine Hand, und ihm war es, als ob der Schlummernde lächelte. Und dann ging er sachte, sachte auf den Zehenspitzen — wie gut war es doch, daß er keine knarrenden Stiefel trug! — mit seinem „Buche" hinaus. Und draußen nickte er stumm dem alten Josef zu, der in seinem schwarzen Sammtkäppchen dastand und ihm die Tür öffnete und dabei murmelte: „Ein Elend, Hochwürden, ein Elend! — So ist das Leben."

„Ich komme morgen wieder," hatte Pater Franziskus gesagt. Und er war fest entschlossen, morgen wieder zu kommen und jeden Tag. Aber er kam nur noch morgen wieder — dem Alten das letzte Lebewohl zu sagen. Denn in der Nacht war der Pater Michael gestorben.

Es war ein herrlicher Sommertag, die Sonne lachte, die Blumen glänzten und schimmerten, die Vögel sangen, und lustig bimmelten die Glocken dazwischen, als man den Pater Michael draußen auf dem Friedhofe in die Erde senkte. Alle waren sie jetzt da, über deren Fernbleiben er geklagt hatte. Und mit ernsten und feierlichen Mienen umstanden sie das Grab, und mit gedämpften Stimmen sprachen sie jetzt ein Wechselgebet. Und hinten drängte von

der einen Seite die Schar der jungen Studenten, da war auch äußerlich schon nichts mehr von Ernst und Trauer zu sehen, da blickten lustige Gesichter drein und unaufhörlich bewegte sich's im Flüstertone, und man konnte es den Mienen entnehmen, daß auch Scherzworte hin und her flogen. Und von der andern Seite drängten die „Kostherren" und die „Kostfrauen" und was sonst an Männern und Weibern von dem Kloster lebte oder mit ihm in Verbindung stand, und auch die alten Jungfern fehlten natürlich nicht, die sonst immer auslugend die Kirchentür umkreisten.

„Die schöne Leich'!" sagte eine und ihre Augen wurden ganz grün, und man sah es ordentlich, wie sie dem Pater Michael noch um das feierliche Begräbnis neidig war. Und jetzt warf der benedizierende Priester ein Schäuflein Erde auf den Sarg hinab, und dann gab er die Schaufel dem, der neben ihm stand, und der tat desgleichen, und dann ging es weiter der Reihe nach, und endlich kam es auch an den jüngsten, und weit neigte sich der vor über das offene Grab, daß seine Zähren hinabträufen könnten, und da war es ihm, als hörte er von unten herauf etwas wie einen erquickten Atemzug von einem, der etwas Liebes empfunden hat und es gerne danken möchte.

„Da schaun's hin!" sagte die eine der Vetteln, „der want sogar! Wie's den steßt!" — „Wer is's

denn?" fragte ihre Nachbarin, die nichts sehen konnte, so sehr sie sich auf den Zehen reckte, weil sie untersetzt und klein war, während die andere eine lange, dürre Stange, hoch über alle hinüberragte. „Der Pater Franziskus is's — a guater Herr!" — „Der?" sagte gedehnt die „Bunkerte". — „Hör'n S' mer auf mit dem! Der will si' eh' nur eingleißen! Daß ma glaubt, wia er war! Das is gar Aner! Mit dem werd'n mer scho no was derleb'n — mirken S' Ihnen, was i Ihnen g'sagt hab'!" Und jetzt drängten und stießen sie nach vorwärts, um auch bis zum Grabe zu gelangen und ihre Hand voll Erde auf den Sargdeckel zu werfen.

Gottfried ging wie im Traume heim. Da hätte er einen Freund gehabt, und er hatte es nicht gewußt. Da hätte er einem den Abend seines Lebens verschönern können, so leicht, mit so Wenigem! — und er hatte es nicht geahnt.

Und die Tage vergingen, und täglich schritt er hinaus zu dem stillen Hügel, und immer brachte er dem da draußen ein paar Blumen mit, wie sie auf den Wiesen wuchsen, und er ging nie weg, ohne das modernde Herz da unter erquickt zu haben.

Hinter dem Friedhof stand ein kleines, lustiges Lusthaus. Das gehörte dem Totengräber. Dort saßen in der Mittagsstunde gern etliche Studenten und rauchten da plaudernd ihre Pfeifen. Denn dort war die Grenze, wo das Rauchverbot der Statuten sein

Ende hatte. Während der Schulstunden oder wenn es sonst leer dorten war, setzte sich nun öfter der Pater Franziskus dahin. Wie er noch selber Student gewesen war, hatte er dort auch manchmal gesessen, und wie er einmal gerade gar kein Geld gehabt hatte, hatte er dem Teufel einen Pakt proponiert, wenn der ihm rasch zu einem ordentlichen Taschengeld verhälfe. Aber obwohl es schon ganz dunkel gewesen war, hatte der Teufel nichts von sich hören lassen, und mit dem Gelde hatte der Teufelbeschwörer warten müssen, bis eine Sendung der Tante gekommen war, und nicht einen Tag früher hatte sie das Geld geschickt als sonst.

Daran dachte aber der junge Geistliche jetzt nicht mehr, da er von dem Lusthäuschen aus durch das enge Seitenpförtlein blickte, durch das man ein Stück des Friedhofes überschaute. Denn man sah gerade hin auf das frische Grab des Pater Michael, und mit dem redete der Pater Franziskus jetzt immer, wenn er dort saß.

Und er erzählte dem Pater Michael alles, was mit ihm vorgegangen war. Er erzählte ihm von dem Vater, den er so früh verloren hatte, und von der Mutter, die er kaum gekannt hatte, und von der alten Frau, die so gütig in sein junges Leben getreten war und die er nie mehr gesehen hatte. Und er erzählte ihm, wie er so allein aufgewachsen war, immer unter den andern und doch immer allein

und immer im Kloster. Und er erzählte ihm von Clara, dem süßen, unschuldsvollen Kinde, und er erzählte ihm von der Rosa und von dem Aennchen und von dem Kätchen und wieder von der Clara. Alles sagte er ihm. Und auf alles, was er dem erzählte, sagte der Pater Michael immer nur: „Geh' weg von hier!“ Bald sagte er es still und leise mit trüber Wehmut, bald schrie er es ihm laut und gellend ins Ohr mit wildem Hasse, und manchmal sagte er es fast lustig, mit den Augen listig und verheißungsvoll blinzelnd. Aber immer sagte er nur das Eine. In allen Tönen immer nur das Eine. Und vielleicht sagte er es schon darum, weil ihm der Pater Franziskus immer alles so erzählte, als wollte er, daß er gerade das Eine sage: „Geh' weg von hier!“

Das Schuljahr war zu Ende gegangen. Die Studenten hatten ihre Zeugnisse bekommen, oben im Kaisersaale hatten die Pauken und Trompeten geklungen so oft einer vorgetreten war, sein in Saffian gebundenes Prämium in schimmerndem Goldschnitt aus der Hand des auf einem erhöhten Thronsessel sitzenden Prälaten in Empfang zu nehmen, ein Student hatte ein deutsches Gedicht deklamiert, das einer der Geistlichen gedichtet hatte, und ein Student hatte ein latainisches Gedicht deklamiert, das einer der Geistlichen gedichtet hatte, und ein Student hatte ein Stück aus einem griechi-

schen Gedicht deklamiert, das hatte zwar keiner der Patres gedichtet, sondern das war noch von dem alten Vater Homer — aber verstanden hatte es auch niemand. Und zum Schlusse waren alle in frohem Jubel davongefahren.

Pater Franziskus schritt durch den Stiftshof dem Tore zu. Er wollte den toten Pater Michael besuchen. Diese steten Besuche hatten ihm freilich nicht gut angeschlagen. Immer magerer und blässer war er geworden und immer müder und stiller. Und obwohl er jetzt in der hellen Sonne ging, fröstelte es ihn, und so langsam ging er, daß der Prälat, der hinter ihm daher kam, ihn unter dem Tore des inneren Hofes einholte.

Aber nicht das kleine Männchen war es, das sich gedehnt und geschwungen und gereckt hatte. Das hatte auf einmal aufgehört, sich zu strecken, und war ganz klein zusammengekrochen und ganz verhutzelt geworden. Und da hatten sie es in einen Sarg gelegt und auch dorthin getragen, wo sie dann später den Pater Michael hinausgetragen hatten und wohin der Pater Franziskus jetzt gehen wollte. Das war gewesen, während der Pater Franziskus in den Studien auswärts war, und da hatten dann die Brüder einen andern Abt gewählt, und das war niemand anderer gewesen, als der gute, alte Herr, der jetzt mit jugendlichem, weitausgreifendem Schritt an seine Seite trat, und ihn teilnehmend ansprach.

„Ja, was ist's denn mit Ihnen? Ich hab' Sie schon lang' einmal fragen wollen: Sie sehen seit einiger Zeit recht elend aus. Fühlen Sie sich denn nicht wohl?" Und dabei tippte er leise an seine Augengläser.

„Ich habe auch schon seit längerer Zeit immer zu Eurer Gnaden gehen wollen," sagte der junge Geistliche, der ehrerbietig stehen geblieben war, „und ich habe nur das Ende des Schuljahres abgewartet. Ich fühle mich wirklich nicht wohl, und ich hätte Eurer Gnaden eine Bitte vorzutragen. Wann darf ich so frei sein, zu kommen?"

„Also dann kommen Sie gleich mit!" sagte der Prälat. „Ich kann auch später spazieren gehen. Das geht vor." So kehrten sie beide um, und bald standen sie oben in seinen Gemächern. Und nun brachte Pater Franziskus sein Anliegen vor.

Dem Kloster gehörte ein kleiner See, der lag in tiefer Einsamkeit drinnen in dem Gebirge, dessen Spitzen und Kämme herüberwinkten, und an dem See lag ein Jagdhaus, in dem man auch Unterkunft fand, und das Jagdhaus und die Wiesen und der Wald rund herum, das gehörte auch alles dem Stift, und eine kleine Kapelle war auch dabei, natürlich, weil es doch ein Stift war, dem das Ganze gehörte.

Dorthin hatte Pater Franziskus, wie er noch Gottfried, der Student, gewesen war, einmal einen

Pfingstausflug mit dem „Kollega“ und einigen Freunden gemacht, und dort hatten sie ein paar fröhliche, herrliche Tage mit Klettern und Kahnfahren zwischen unsinnigen und ernsthaften Reden verbracht. Dahin ihn ziehen zu lassen über die Ferienmonate oder doch für einige Wochen, das bat jetzt Pater Franziskus den Abt.

„Wenn es sonst nichts ist, mit Freuden!“ sagte der. „Schauen Sie nur, daß Sie sich recht erholen! Sie haben sich vielleicht zu sehr angestrengt. Gönnen Sie sich nur Ruhe, daß Sie im Herbst mit voller Kraft Ihre Studien beginnen können! Und seien Sie nicht zu strenge mit sich selbst. Sie haben sich den Urlaub redlich verdient. Ich kann Ihnen zu meiner Freude sagen, ich habe nur das Beste von Ihnen gesehen und gehört. Ich habe Ihnen damals unrecht getan — wenn ich auch vielleicht nicht unrecht gehabt habe — hm?“

Der alte Herr tippte fragend an seine Augengläser. Aber Gottfried sagte nur: „Ich danke Eurer Gnaden vielmals. Gönnen Sie mir, bitte, nur etwas Zeit. Ich werde mich schon wieder finden. Ich habe den ehrlichsten, festesten Willen dazu.“

„Jawohl, jawohl,“ sagte der Abt, „natürlich, richtig, jawohl!“

Und damit war die Audienz zu Ende.

Siebzehntes Kapitel.

Still lag der dunkle See da, rings umrahmt von steil aufsteigendem Wald. Nur auf der einen Seite streckte sich eine Wiese hin, sich langsam aus den Binsen des seichten Ufers erhebend. Und in der Wiese lag das „Seehaus“. Im Hintergrunde aber schloß sich rings dunkler Forst zusammen und hoch darüber ragten die felsigen Mauern und Schrofen. In dem Seehause aber wohnte jetzt der Pater Franziskus in einem kleinen Zimmerchen, und von dem sah man hinaus auf den See und die Berge, und des Nachts hörte man es unten in der Wiese rauschen, wenn die fette Aesung einen mächtigen Hirsch hergelockt hatte.

Bei Tage aber war es so herrlich still, nur aus der wilden Felsschlucht, der „Rölf“, die sich hineinschob zwischen die steil abstürzenden Wände des Totengebirges und unter dem vorgeschobenen Massive des Edlerkogels, tönte es wie von herabstürzendem Wasser, und das ferne, gleichmäßige Rauschen ließ die Ruhe noch tiefer erscheinen. Und drinnen in dem großen Hause, in dem geräumigen Saale mit den hohen Fenstern, da regte sich den ganzen Tag lang fast nie ein Laut, denn Fremde kamen nicht oft, und selten auch der Pater Forstmeister oder sonst ein Geistlicher aus dem Kloster. Der Förster aber mit seinen Leuten war meist auswärts, und die Försterin und die Mägde hantierten gewöhnlich irgendwo in den Wirtschaftsräumen herum.

Ernst und feierlich blickten von den Wänden des großen, kühlen Saales ein paar Bilder von einstigen Aebten des Stiftes auf ihren jungen Ordensbruder herab, dem man dort seine Mahlzeiten anrichtete. Es waren getreue Kopien von Bildern, die er schon im Stifte in den Gängen und im Turme hatte hangen und ihm mit ihren starren Augen nach jeder Richtung folgen sehen. Und wieder erfaßten sie ihn mit ihren Blicken, wenn er ihnen nahekam, und jeder geleitete ihn, soweit er konnte, um ihn dann einem anderen zu übergeben.

„Sie!“ sagte der Pater Franziskus schon am zweiten Abend zu der alten Försterin, „kann ich nicht wo anders essen? Ich mag nicht da heroben sein.“ „Aber natürlich, Howürden,“ sagte bereitwillig die Alte, „natürlich, wo S' wollen, draußen wird's schon zu feucht werd'n, aber drunt' vielleicht neben der Kuchel, in der Stuben, aber da essen halt mir und die Leut.“

„Was liegt denn mir da daran,“ sagte der Pater Franziskus, „tragen Sie mir nur alles hinab,“ und mit einem spöttischen Blick auf einen Prälaten, der in der einen Hand einen ungeheuren Zirkel, in der andern den ganzen „mathematischen Turm“ trug und der ihn immer besonders hartnäckig mit seinen finsteren Blicken verfolgt hatte, verließ er den Saal.

Unten saßen um einen viereckigen Eichentisch

herum die Hausleute. Freilich, so nett und anheimelnd war es nicht, wie es im Vaterhause des Pater Laurentius gewesen war, aber dem Pater Franziskus kam es doch auch ganz gemütlich vor. Und wie die Alte ihm geschäftig auf einem Nebentische decken wollte, sagte er: „Nein, nein, ich setz' mich da gleich zu Ihnen.“ Denn die Gesellschaft solcher Leute empfand er nicht als Störung.

Bei dem Tische saß zunächst die Alte. Jetzt hatte sie keine Zähne mehr und doch immer „Zähntweh“, aber der Pater Franziskus hatte schon gehört, daß sie einmal sehr sauber gewesen sei, wie sie noch als junge Schaffnerin im Schlosse Pernstein gehaust hatte, und daß sie sich damals auch die Anwartschaft auf ihren jetzigen Posten verdient habe. Und dann waren da ein Jägerbursch, der hieß der Veitlhansl, und dann ein paar Dirnen, und dann noch ein ganz junges Mädel, das der Alten in der Küche half, und weil das so furchtbar geschäftig nach allem sah, ob auch keinem was fehle, so nannte es der Pater Franziskus bald das Hausmütterl.

Und wie sie so eine Weile da saßen, hörte man auf einmal draußen den „Brand“ und den „Waldmann“ lustig bellen, und dann hörte man es fest auftappen, nicht so langweilig knarren, wie von faulen Stiefeln, sondern ordentlich traben, als wenn ein Paar gesunde, vernünftige Rösser durch

den Flur daherkämen, und dann ging die Tür auf, und zuerst kamen der „Brand“ und der „Waldmann“ herein und dann der Förster und die zwei Jägerjungen. Und der „Brand und der „Waldmann“, die sprangen, nachdem sie alle rasch begrüßt hatten, gleich auf die Ofenbank und von dieser auf einen breiten Mauervorsprung hinauf, der neben dem Ofen dahinlief und als Trockenplätzchen für die Wettermäntel und auch als Ruhestatt für für Mensch und Tier diente. Denn der „Brand“ und der „Waldmann“ waren hundemüde. Der Förster und die zwei Jungen aber sagten „guten Abend“, und weil sie schon draußen die Bergstöcke vor die Türe gestellt und die Stutzen an den Schragen gehängt hatten, so konnten sie sich gleich zu Tisch setzen. Und das taten sie auch, denn sie waren auch hundemüde. Und weil sie auch wolfshungrig waren, so hieben sie ordentlich ein und redeten einmal gar nichts.

Und nach einer Weile fing dann oben der „Waldmann“ mit der Nase zu schnuppern an und dann der „Brand“, und auf eins, zwei, drei, waren sie wieder herunten, obwohl sie hundemüde waren, denn sie waren auch wolfshungrig. Und da gab es richtig für sie noch etwas, was ihnen das Hausmütterl zur Seite gestellt hatte. Und dann sagten sie artig „gute Nacht“ und gingen wieder zu Bette.

Und dann legte der alte Förster den Löffel

weg. Das war so ein langer Kerl, der war da Förster, Jäger, Wirt und Bauer, alles in einer Person, und von jedem hatte er ein bissel was, aber nicht gerade immer das allerbeste. Aber dem Pater Franziskus gefiel er doch, vielleicht weil er so ganz anders war als er selber, und der Pater Franziskus sich gerade einbildete, er möchte lieber auch so sein wie der. Noch besser aber gefielen ihm die zwei Jägerjungen. Der eine war der Friederich, ein ganz junger Bursch, und der andere war der Ludewig, ein noch jüngerer Bursch, eigentlich noch halb ein Bub.

Und wie die auch mit dem Essen fertig waren, fing ein kleiner Diskurs an. Nicht so ein gescheiter, wo alle durcheinander reden, sondern so ein gemütlicher, wo, wenn einer was fragt, der andere immer eine gute Weile wartet, bevor er was drauf sagt. Und bei den Männern war das nur natürlich, denn die hatten sich, den Ludewig nicht ausgenommen, ihre Pfeifen herausgeholt und sie aus der Schweinsblatter, die jeder hinten in seinem Hosenriemen stecken hatte, vollgestopft und zogen jetzt ihre Reden immer erst aus den Pfeifen heraus, in denen sie drinnensteckten, und das bei manchem offenbar recht tief.

„Habt's was g'sechen?" fragte das Hausmütterl.

„Na," sagte nach einer guten Weile der Ludewig. Denn einer mußte doch was antworten, und

er war der jüngste, und so war es nur in der Ordnung, daß er den andern die Arbeit abnahm.

Und dann war eine lange Pause.

„Neamd nit dag'west?" fragte der alte Förster.

„Na," antwortete das Hausmütterl. Und nach einer Weile tat sie noch ein Uebriges und sagte „neamd".

Und dann dampften die Männer samt dem Ludewig aus ihren Pfeifen, daß es nur eine Freude war, und die Mädeln samt der Alten schauten ihnen zu, und die Alte wackelte mit dem Kopf, denn das tat sie, wenn sie recht vergnügt war. Und der Pater Franziskus fand, daß der „Ordinäre", den alle rauchten, gar so gut roch, jedenfalls so gar nicht wie Schnupftabak und so ganz anders als der gewisse Geruch im Stift zwischen den braunen Türen. Und da kam ihn eine mächtige Lust an, wieder eine Pfeife zu rauchen, wie er es als junger Obergymnasiast getan. Damals hatte es ihm freilich gar nicht geschmeckt, aber jetzt meinte er, es müßte doch ganz gut sein. Und da fragte er vertrauensvoll den Ludewig, ob der nicht etwa eine zweite Pfeife habe.

Aber der Ludewig schüttelte bedächtig den Kopf. Und weil es ein geistlicher Herr war, der ihn gefragt hatte, fügte er nach einiger Zeit noch „Na" hinzu. Und wieder nach einer Weile nahm der Ludewig seine Pfeife aus dem Maule und fragte nach einigem Kampfe: „Möchten S' leicht meine?" Da

hatte aber schon das Hausmütterl den Pater Franziskus der Antwort überhoben. Denn sie war aufgestanden und hinausgegangen, und jetzt kam sie mit einer ganz neuen kleinen Holzpfeife herein.

„Ja, wo hast denn du de Pfeifen her?“ fragte der Alte.

„No für d' Frau hab' i's mitbracht,“ sagte zögernd das Hausmütterl, „wie i am Sundar in da Kirchen war. Weil ihr die ihre 'brochen is.“

„O du Luada,“ sagte der Alte zu seiner Alten, „du alsdann gehst ma allweil üba mein Tobak?“

„Ja, warum hast mas denn nacha nit 'geben?“ fragte die Alte das Husmütterl, ohne auf den gegen sie gerichteten Angriff zu achten.

„Ja, weil S' mi, wiar i hamkumen bin, so agflaschent hab'n,“ antwortete errötend das Hausmütterl.

Da lachten alle fürchterlich, nur dem Pater Franziskus tat das Hausmütterl noch hinterher leid.

„Siagst as, da hast es, Alte!“ sagte endlich der Alte, nachdem er genug gelacht hatte. „Auf de Weis' kumt wenigstens da geistliche Herr a zu ana Pfeif'n.“

Der war aber schon dabei, die Pfeife aus der Schweinsblatter, die ihm zuvorkommend der Ludewig gereicht hatte, zu stopfen.

„Is halt nit ang'raucht,“ sagte sachkundig, den Kopf schüttelnd, der Friederich.

„Macht nichts," meinte der Pater Franziskus, „wird schon werden." Und jetzt zündete er die Pfeife mit dem langen brennenden Spane an, den ihm das Hausmütterl aus der Küche gebracht hatte, und jetzt qualmte er schon mit den andern um die Wette. Gott war das gut. Und so gemütlich. Und dann ging das Hausmütterl wieder hinaus in die Küche und kam mit einem brennenden Licht herein, denn es war langsam dunkel geworden. Und das Hausmütterl stellte den Leuchter auf den Tisch und sagte „guten Abend," und alle mumpfelten „guten Abend." Und dann dampften die Männer samt dem Ludewig und dem Pater Franziskus weiter, und die Mädeln samt der Alten sahen ihnen wieder zu, nur daß die Alte nicht mehr mit dem Kopfe wackelte, denn sie hätte die Pfeife des Pater Franziskus gerne selber gehabt.

„Hol' der mei' alte Pfeifen," sagte endlich gnädig der Förster — „weil's dir gar a so b'langt. Dir hängen ja die ganzen Augen schon außa. Wann s' a saftelt — dir schmeckt s' aso a." Die Alte aber war schon vergnüglich hinausgetrippelt und kam gleich mit der „saftelnden" Pfeife zurück. Und einen Tabak hatte sie auch, und wo sie ihn her hatte, fragte der Alte nicht erst. Und jetzt qualmte sie auch aus ihrer Pfeife und wackelte dabei höchst vergnügt mit dem Kopf.

„Wo war'n S' denn heut', Hochwürden?" fragte nach einer Weile das Hausmütterl.

Und jetzt erzählte der Pater Franziskus, wo er überall gewesen war, und der Alte und der Veitlhansl und der Friederich und der Ludewig machten erläuternde Bemerkungen dazwischen.

„Im Kohlenkar,“ sagte der Alte, und „Unter'n Woising,“ der Veitlhansl, als der Pater Franziskus von seinem Vormittagsspaziergang berichtete, und „in der Röll“, sagte der Friederich, und „bein Bumsenkar,“ der Ludewig, als der Pater Franziskus seinen Nachmittagsausflug beschrieb.

„Da san Howürden aber weit ausg'west,“ meinte zum Schlusse der Alte.

„Und a nix g'sechen?“ fragte das Hausmütterl.

„O natürlich! Ein paar Hirschen — und ganz nahe haben sie mich zu'lassen,“ erzählte der Pater Franziskus.

„Ja, die Luadern san g'scheit,“ bemerkte mit erfahrener Miene der Ludewig. „Wann aner nix nit bei eam hat, aft lassen s'n ganz zubi.“

„Gemsen säh' ich gern,“ meinte der Pater Franziskus.

„No,“ sagte der Förster, nachdem er eine Weile aus der Pfeife gezogen hatte, „da künneten S' glei morign mit'n Friederich und in Ludewig ausgeh'n, da segn S' häufti. Die müssen eh' aufa durchs Bumsenkar bis zum Edlerkogel hin, wo die letzten Stand san, hab'n eh' no nit nachg'schaut, wia die Steig san, und in a paar Wochen kummen die Jagdherrn.“

„Aber, wird's Ihna nit z'hart sein?" fragte fürsorglich der Ludewig, „da müassen ma über a Rehden aufa, über a lange."

„Aber keine Red'," meinte der Pater Franziskus, „ich kann schon kraxeln — und wenn ohnehin eine Kette herabhängt . . ."

„No, no, mit der Kutten," sagte der Förster. „Der Ludewig hilft mir schon — gelt?"

Der Ludewig grinste halb verschämt und halb selbstbewußt.

„Und aufsteh'n müssen S' um Ans!" wandte noch der Förster ein.

„'s Hausmütterl weckt mich schon."

„Weck 'schow i Ihnen," versicherte der Ludewig.

„Ja!" sagte das Hausmütterl, „der! Den muaß ma selm allweil bei die Füaß da ob'n von der Bank abaziag'n," und dabei deutete sie hinauf zum „Brand" und zum „Waldmann", deren Schlafgenosse der Ludewig offenbar immer war. „I pumper Ihnen scho, Hochwürden."

„Daß d' di nur nit irrst und von einwendi pumperst," warf die Alte ein. Aber „na, na," sagte rasch das Hausmütterl und wurde feuerrot.

„Hab'n S' a g'nagelte Schuach?" fragte noch der Alte.

Da zeigte der Pater Franziskus seine Stiefletten. Der Alte aber und der Veitlhansl und der Friederich und der Ludewig schüttelten den Kopf, und

sie sagten alle der Reihe nach: „De san nix.“ Und das Hausmütterl bekräftigte: „Da künnen S' nit aufi.“

Da war der Pater Franziskus sehr betrübt. Aber da leuchtete es plötzlich auf in dem Gesichte des Hausmütterls, und gleich darauf lief sie hinaus, und dann kam sie zurück und trug ein Paar schwere, ganz mit großen Nägeln beschlagene Bergschuhe.

„In Pater Forstmaster seine Scheanken,“ sagte erleuchtet der Ludewig.

Und dann probierte der Gottfried, und weil das Hausmütterl noch zwei Paare von ihren Wollstrümpfen brachte, die, so dick auch die Wolle war, sich doch leicht dehnten, und die den Raum ausfüllten, um den die Füße des Pater Franziskus kleiner waren als die „Scheanken“ des Pater Forstmeisters, so wurden diese endlich als tauglich befunden, und die Sache war in Ordnung. Nur der Ludewig machte noch eine kritische Bemerkung: „Zwicken werd'ns Ihnen halt, d' Strümpf', weil s' kane Wad'ln hat,“ und dabei deutete er geringschätzig mit dem Kopf auf das Hausmütterl. „Das waßt du g'rad, du Tepp,“ antwortete das Hausmütterl und ging gekränkt in die Küche hinaus, nachdem sie dem Ludewig noch eine Kopfnuß gegeben hatte.

Und am andern Morgen ging es dahin durch den schweigenden Wald. Zuerst mit einer Laterne,

die sie für den Pater Franziskus mitgenommen hatten. Und dann wurde es mählich heller, und sie konnten das Licht auslöschen. Und dann fing es an im Walde laut zu werden, und rüstig schritten sie weiter. Und jetzt ging es bergauf, zuerst über steile Schutthalden und dann über Felsblöcke und wieder durch Wald und dann in einen tiefen Graben und fort in einem wild zerrissenen Rinnsal. Und dann blieben sie stehen und zeigten dem Pater Franziskus eine lange Wagenkette, die durch mooriges Rutschterrain hinaufführte und oben in einem dort liegenden mächtigen Felsblock verankert war. Und der Friederich kletterte voran, und dann kam der Pater Franziskus, und hinten nach der Ludewig, und der brauchte dem Pater Franziskus nicht zu helfen, denn es ging ganz gut in den Scheanken des Pater Forstmeisters, und dem Hausmütterl hatte der Ludewig offenbar unrecht getan.

Oben ging es wieder durch Wald und dann über steile Hänge, und wie sie jetzt oben waren über dem Walde, sah man in die Schluchten hinein und in die zerklüfteten Wände der rings im Kreise sich zusammenschließenden Berge.

„Kann man auf alle die Berge hinauf?" fragte der Pater Franziskus, als der Friederich und der Ludewig einmal stehen blieben, ihn ausschnaufen zu lassen, und ihm, da er Rundschau hielt über den ganzen Felsenkessel, die Namen der einzelnen Spitzen

nannten, den Röllberg und den Zehnerkogel, den Elferkogel und den Zwölferkogel und den Einserkogel, und das Hochwindhag und drüben den Woising und den Feigentalhimmel und den Roßkopf.

„Ueberall geht's aufi,“ sagte mit Zuversicht der Friederich, „nur in die Höll', da geht's abi.“ Das war so eines seiner Sprüchlein, die er sich gemacht hatte. Und beim Weitergehen da gab er ihm nun gute Lehren, wie man den Bergstock halten müsse, und auf die Legföhren machte er ihn aufmerksam: „Guat für die Händ' die Latschen, schlecht für die Fuaß zum Hatschen,“ sagte er. Und der Ludewig gab die Erläuterung, daß die dürrste, lockerste „Latschen“ nicht auslasse, wenn man sich an sie anhalte, und daß man mit den schärfsten Schuhnägeln ausrutsche, wenn man auf eine darauftrete. Und dann wieder ermahnte der Friederich den Pater Franziskus, daß er, wenn er einen Weg suche, nie wo absteige, ohne sich genau anzuschauen, ob er auch wieder zurückkönne.

„Wenn's aber überall hinaufgeht, außer in die Hölle?“ fragte leicht spottend der Pater Franziskus. Aber ernsthaft belehrte ihn der Ludewig, daß man, wo man hinaufsteige, auch wieder zurückkönne, wenn es dort nicht weiter ginge, und daß man es daher dann an einer andern Stelle probieren könne, daß man aber nicht überall wieder hinauf könne, wo man herabgesprungen sei oder sich herabgelassen habe.

So kamen sie unter weisen Gesprächen immer höher und höher, und jetzt standen sie an einer kleinen Felswand, und an deren Fuß blühten kleine gelbe Blumen zwischen dicken fleischigen Blättern, die waren wie mit Reif belegt und dufteten gar lieblich und fein. „Primula auricula“ rief der Pater Franziskus, und „Klapfbleameln“ sagte lehrhaft der Ludewig, sich ein paar auf sein verschossenes Hüterl steckend. Und so tat auch der Friederich, nur daß er dabei „Gamsveigerln“ sagte, denn der Name gefiel ihm offenbar besser. Und auch der Pater Franziskus schmückte seinen schwarzen Filzhut.

Und jetzt waren sie oben und blickten hinaus auf das grüne Tal der Alm, die da draußen dahinströmte, und hinab auf grünende Matten und Wälder, und ein paar dunkelgrüne Seen lagen auch da drüben ganz oben auf einem Bergrücken: „Die Oedenseen,“ erklärten der Friederich und der Ludewig zugleich.

Dann schauten der Friederich und der Ludewig noch ein bissel, wie der „Steig“ sei, und sie fanden, daß der „Steig“ ganz gut sei, obwohl der Pater Franziskus von einem „Steig“ nicht viel gesehen hatte und nicht sah. „Steigt eh' nia aner aufa,“ bemerkte erläuternd der Ludewig.

Und dann eine kurze Rast, ein Stück Brot und ein Stück Speck, ein Trunk Wasser, das über die Felswand herabträufelte, und jetzt ging es dahin

an den Hängen wieder heimwärts, auf einem andern „Steig“, von dem der Pater Franziskus aber auch beim sorgfältigsten Spähen schon gar nichts sehen konnte.

Schon lange waren sie so gegangen, und der Pater Franziskus fing an zu denken, daß die Scheanken des Pater Forstmeisters doch nicht ganz einwandfrei seien und daß der Ludewig vielleicht dem Hausmütterl nicht so ganz unrecht getan habe, und der Durst begann auch ihn zu quälen. Aber da tröstete ihn der Friederich, daß sie jetzt bald zu einer Hütte kämen, wo es auch Wasser gäbe, und da könnten sie Rast machen.

Und endlich waren sie da. Eine kleine Hütte, roh aus runden Baumstämmen gefügt, kein Fenster, nur eine Tür.

Und die Hütte stand im herrlichsten Buchenwalde, und da war nie ein Baum gefällt worden, außer zum Baue der Hütte und vielleicht für den Holzbedarf ihrer Bewohner, und wenn ein Baum wo von selber hinstürzte, so blieb er liegen, bis er zerfiel, denn man hätte doch nirgend hinabgekonnt mit ihm. Und in dem Laub, das den Boden bedeckte, versank man ordentlich, so tief lag es da. Unten in der Schlucht aber brauste ein Bach aus der Erde und stürzte schäumend die Felsen hinab.

Da wurde Halt gemacht. Der Friederich holte den kunstvollen, aus zwei durch ein lockeres Knie

verbundenen Eisenstangen bestehenden „Schlüssel" aus seinem Versteck und schob, die Eisenstange durch ein kleines Loch in einen Balken steckend, mit dem nach innen hinabfallenden Kniestück den Eichenbohlen zurück, der die Tür verschlossen hielt. Jetzt konnten sie eintreten. Eine kleine Bank, ein Herd aus Steinen und Lehm, eine die halbe Hütte einnehmende Liegerstatt mit Streu. Und da legte sich der Pater Franziskus hin, und da schlief er ein paar herrliche Stunden.

Endlich weckte ihn der Friederich, denn es war Zeit zum Heimgehen. Aber der Pater Franziskus hätte am liebsten gar nicht mehr weg mögen, so gefiel es ihm da.

„Was ist das für ein Hütte?" fragte er.

„Im Schöngraben heißt's da," antwortete der Friederich.

„Die Hütten auf'm Schneiderberg," fügte der Ludewig hinzu.

„Hat amal an' Schneider g'hört, in Schneider vom Ziehberg," sagte der Friederich.

„Achtzehnhundert und vierunddreißig" entzifferte der Ludewig die ober der Tür eingeschnittene Jahreszahl.

„De 'soll'n da stark g'wildert haben, der und seine Buab'n," berichtete mit tadelnder Miene der Friederich.

„Ja," ergänzte der Ludewig mit vergnüglichem

Schmunzeln, „und wann s' von herob'n g'sechen hab'n, daß unt' die Mannsbilder aussan, hab'ns es Wildbrat in die Buckelsäck unt' als a lacheder durch's Haus trag'n und hab'n no frozlat g'sagt, daß Wildbrat drein is in die Schnearfer."

„Wem gehört die Hütte jetzt?" fragte der Pater Franziskus den Friederich.

„No, in Stift," sagte der.

„Wer wohnt denn da?"

„No, neamd! Jaw'l amal schlafen mir da a Nacht, wann's uns z'spat wird, vielleicht zwamal in'n Jahr."

„Da zieh' ich herauf," erklärte der Pater Franziskus. „Ich werd's dem Förster sagen — er wird's doch erlauben?"

„G'hört ja do eh in Stift!"

„Bringt Ihr mir hie und da Proviant herauf, was ich brauche?"

„Aber gern," sagten der Friederich und der Ludewig wie aus einem Munde.

„Aber in dem G'wand —," meinte der Ludewig, auf des Pater Franziskus Kutte deutend, „— wann's amal grob wird — da brauchet'n S' halt a kurze Lederne, wie's i hab und a Lodenschamperl und a Hüaderl!"

„I hätt' a zweit's G'wand," sagte bedächtig der Friederich, „mir hab'n eh ziemlich a Größen — freili mei Sundag'wand —"

„Also, ich kauf dir's ab, laß dir ein neues machen!"

Rasch war der Handel geschlossen, und jetzt war es der Pater Franziskus, der zum Aufbruch trieb, denn er konnte es gar nicht erwarten, auch mit dem Förster die Sache ins Reine zu bringen. Und das hatte keine Schwierigkeit. Und die Alte versprach, ihm von Zeit zu Zeit hinaufzuschicken, was er brauche, und sie wackelte ganz vergnüglich mit dem Kopfe; denn der Pater Franziskus hatte ihr Geld auf eine neue, schöne Pfeife gegeben, weil er doch die vom Hausmütterl mit hinauf nehmen mußte in das Hütterl auf dem Schneiderberg im Schöngraben.

Achzehntes Kapitel.

Am andern Tage, sobald der Ludewig und der Friederich nur Zeit hatten, ging es hinauf, wieder der Friederich voran und dann der Pater Franziskus und dann der Ludewig. Der Friederich trug einen Pack hinten auf, da waren des Pater Franziskus Habseligkeiten und des Friederichs Sonntagskleider darin, denn unten hatte sich der Pater Franziskus vor dem Hausmütterl und den andern doch geniert, die kurze Lederne anzuziehen, und so trug er nur des Pater Forstmeisters „Scheanken".

Der Ludewig aber trug auch einen riesigen Pack

auf den Schnerfer aufgebunden, und das war eine dicke, warme Decke, die hatte das Hausmütterl dem Ludewig zurechtgerichtet, denn „da oben ist's kalt in der Nacht," hatte sie gesagt, „und neamd zun Warma" hatte der Ludewig hinzugefügt, worauf er wieder eine Kopfnuß vom Hausmütterl gekriegt hatte, mit dem erläuternden Beifügen: „Wart' du klana Saubua!" Und der Schnerfer selber, der war auch ganz vollgepackt, und da waren lauter Sachen zum Essen darin.

Als sie gestern am Abend heruntergegangen waren, da hatte der Pater Franziskus des Weges nicht mehr geachtet, jetzt sah er erst, wie schön es da hinauf war zu „seiner" Hütte.

Zuerst waren sie auch wieder durch den Wald gegangen und dann über eine „Schütt'", und dann hinein in eine kleine Schlucht und seitswärts hinauf auf einem richtigen und wirklichen „Steig", etwas steil im Zickzack, aber überall das verfilzte Wurzelzeug herausgehackt und herausgerissen und die ausgehobenen Klumpen und Ballen mit dem Gesicht nach unten an den Rand hingelegt, daß ein schmaler, wenigstens in der Seitenrichtung ebener Wegstreifen entstanden war, der sich gegen den Abhang abböschte und, sich einmal hinüber- und einmal herüberwendend, nach aufwärts führte.

„Schöner Steig!" sagte der Friederich, und „schöner Steig!" schnaufte der Pater Franziskus.

Denn es war doch furchtbar heiß da herauf in der Kutte. „Haben ihn Sie gemacht?" fragte er nach einer Weile den Friederich. „Na," sagte der. „Sie?" fragte er hierauf den Ludewig. „Na," sagte der.

Noch ein paar Windungen, und jetzt standen sie auf einer kleinen Anhöhe, dem Vorsprung einer Felsrippe, die da zwischen zwei Schluchten von oben herablief. Da sah man hinunter in den Talkessel und gerade auf das Seehaus, und dort unten stand das Hausmütterl, ganz, ganz klein, aber man sah doch, wie sie heraufwinkte. Und ein Stück vom See sah man auch noch.

Der kleine Plan, auf dem sie standen, war aber ganz überwachsen von dunkelroten Alpenrosen. Nur in der Mitte lag ein Haufe zusammengetragener Steine, und zwischen denen steckte eine dürre Fichtenstange, und an der hing, mit Draht angebunden, ein Stück von einner alten Faßdaube, und das glunkerte im Winde so hin und her. Und draufgeschrieben, oder so wie mit dem Finger draufgemalt, stand auch etwas. „Der — schwaze — Wa—schen—wenerl—bua," entzifferte der Pater Franziskus.

„Der hat'n g'macht in Steig," sagte der Ludewig. „No, umg'legt hat er'n halt im Burjahr," verbesserte der Friederich.

„Wer war denn das, der schwarze Waschenwenerlbub?" fragte der Pater Franziskus.

Halt a a Jagerjung," sagte der Friederich.

„Ist er nicht mehr da?"

„Na," sagten der Friederich und der Ludewig.

„Wo ist er denn?"

Der Friederich und der Ludewig zuckten die Achseln. „Durchgangen is er," sagte endlich der Friederich.

„Ja warum denn?"

„Z'fad is 's eam g'wesen," sagte der Ludewig.

Jetzt setzten sie sich wieder in Bewegung, voran der Friederich mit seinem Pack und dann der Pater Franziskus und dann der Ludewig mit seinem Pack. Und hinauf ging es auf der Schneide der Felsrippe, rechts ein Abgrund, links ein Abgrund.

„Wann da ans daneb'ntritt, is er hin a scho," meinte aufmunternd der Ludewig. Aber es trat keines daneben, er nicht, und der Friederich nicht, und der Pater Franziskus auch nicht. Und auf einmal waren sie dort, wo die Rippe dem Berge entsprang, und ganz eben ging es jetzt durch hochstämmigen Wald hinein, und jetzt lugte auch schon das Dach der Hütte durch die Bäume.

Und nun waren sie dort. Da stand die Hütte unter einigen riesigen Buchen, nahe einem Abhang und unten brauste und schäumte der Bach in kleinen Fällen zu Tal. „So," sagte Friederich und schmiß seinen Packen hin, und „so" sagte der Ludewig und stellte seinen Packen bedächtig auf einen Baumstrunk. Denn er hatte eine Flasche Cognac darin und

eine Stallaterne, die beide das Hausmütterl hineingesteckt hatte.

Gemächlich wurde ausgepackt, der Friederich schüttelte die Streu auf, so gut er konnte, und breitete die Wolldecke darüber, dann hing er mit einem leichten Abschiedsseufzer seine neue Lederne und sein Feiertagsschamperl und sein unverwaschenes Hüterl an einen Haken drinnen, und dann zog er noch ein Waidmesser aus seiner alten Ledernen, das steckte in einer Lederscheide und auf die hatte der Friederich daraufgeschrieben:

Dieses Messer schneidet sehr,
Böse Zungen noch viel mehr.

Denn der Friederich war auch ein Dichter. Das Messer aber gab er dem Pater Franziskus: „des g'hört a dazua," sagte er. Und dann holten er und der Ludewig noch schnell ein Wasser vom Bach herauf in dem „Lägel", das unter der Bank gelegen hatte, und dann sagten sie „Adieu," „Adieu" und gingen davon, und der Pater Franziskus war allein.

Zuerst sah er ihnen noch nach, so lange er sie sehen konnte, und als sie zu der Felsrippe hinausbogen, da juchzten sie zum Abschied, und der Pater Franziskus in seiner Kutte juchzte auch, aber wenn er so gejuchzt hatte, wie es ihm jetzt das Echo zurückschrie, dann hatte er es nicht sehr gut getroffen.

Er ging in die Hütte zurück, und jetzt schaute er sich einmal seinen neuen Anzug an. Und dann

zog er die Kutte aus und hing sie bedächtig an einen hölzernen Zapfen, und dann zog er sein Beinkleid aus und hing es dazu; alles tat er von sich, nur die Strümpfe des Hausmütterls und die Scheanken des Pater Forstmeisters behielt er an. Und dann nahm er sich ein frisches Hemd aus seinem Pack, und jetzt kroch er fein sorgsam in die Lederhose des Friederich und steckte gleich das Messer an seinen Platz, und dann schloff er in das Schamperl hinein und setzte das kleine Hüterl auf — und dann machte er einen Satz zur Hütte hinaus und draußen einen Luftsprung und noch einen, so hoch als er konnte. Und dann juchzte er. Und wie jetzt das Echo zurückjuchzte, da war es ganz anders wie früher, da war es fast so hell und frisch wie das Juchzen des Friederich und des Ludewig, das jetzt als Antwort aus der Tiefe heraufklang.

Ihn aber überkam es auf einmal wie eine ganz tolle Freude. Er sprang herum wie ein junger Gaisbock, der eben aus dem Stalle gelassen wurde, und laut juchzte er einmal über das anderemal und dazwischen schrie er den Bergen den Namen Gottfried zu, daß sie es auch wüßten, wie er da heroben wieder heiße.

Und dann warf er sich aufs Schanzen. Zuerst drinnen. Der Herd wurde zum Tisch, die Laterne zur Hängelampe. Dann draußen. Aus Steinen wurde ein neuer Herd erbaut, Moos wurde zusammenge-

rafft, die klaffenden Spalten zwischen den runden Stämmen der Hüttenwände zu verstopfen, und zum Schlusse fing er noch an, mit einer Hacke, die in der Hütte gelegen hatte, den Baumstrunk zu bearbeiten, auf den der Ludewig früher den Schnerfer gestellt hatte, daß die morschen Splitter und die modrigen Krumen nur so davonspritzten und überall ins dürre Laub hineinflogen. Und so lange hieb er drein, bis er ein Stück des festen Kernes des Stammes freigelegt hatte und sah, daß der Strunk mit der Zeit sich noch zu einem richtigen, guten Hackstock für das Holzmachen werde zurichten lassen.

Jetzt aber erachtete er sein Tagewerk für getan, zog seine Pfeife heraus — auf den Tabak hatte er natürlich nicht vergessen — und rauchte, auf dem künftigen Hackstock sitzend, eine Pfeife und noch eine. Und dann marschierte er in die Hütte und ging zu Bett. Daß es noch heller Tag war — was ging das ihn an? Was kümmerte ihn die Zeit! Was kümmerte ihn jetzt die ganze Welt — außer seinem Hüterl und dem kleinen, kleinen Fleckchen rings herum?

Da heroben hauste er nun, und es war eigentlich ein Tag wie der andere, aber alles war doch zugleich immer wieder ganz anders. Des Morgens stieg er, nur mit den Stiefeln des Vater Forstmeisters bewaffnet, zum Bache hinab, und da nahm er gleich ein Sturzbad in einem kleinen herabschießenden

Wasserfall, und dort wusch er sich auch seine Wäsche. und dann arbeitete er im Holz oder in der Erde und den Steinen, denn immer gab es etwas zu tun, oder er ging „über Land".

Immer höher kam er, immer weiter. Bald fand er da einen Durchstieg durch die Schrofen, bald dort, und es verdroß ihn nicht, zehnmal irgendwo zurückzuklettern, wenn es nicht mehr weiter ging, und es ein elftesmal zu probieren, denn der Friederich hatte recht gehabt: „Ueberall geht's aufi."

So fand er schließlich richtig bis zum Edlerkogel hinauf und darüber hinaus auch noch. Da dufteten noch immer die „Gamsveigerln", und die Gemsen, denen die tauigen Blumen gehörten, die ließen auch nicht auf sich warten, und der Gottfried, der durfte ihnen ganz in die Nähe kommen, und dann äugten sie ihn noch eine Weile an, bevor sie pfeifend davonfuhren: denn das wußten sie genau, der Gottfried, der gehörte nicht zu denen, die auf die Gemsen und derlei lustiges Volk zu schießen vermöchten, und wenn sie nicht nur die Stiefel, sondern auch alle Stutzen des Pater Forstmeisters mit sich gehabt hätten.

Einer machte ihm sogar einmal unten einen Gegenbesuch, ganz gegen Abend, wie es schon dämmerte. Da stellte er sich drüben an einem Abhang hin und sah lange hinunter auf die Hütte und auf den Gottfried, der vor der Türe saß und, ohne sich

zu rühren, zu ihm hinaufblickte. Und so taten beide, bis sie einander im Dunkel entschwanden.

An Besuch fehlte es ihm überhaupt nicht. Jeden Abend Punkt sechs Uhr kam ein Eichhörnchen mit seinen Jungen von den Höhen herab durch die Wipfel gesprungen, und weil in der Nähe der Hütte auf seinem Wege der Wald und der Weg ein Loch hatten, lief es dann immer an dem letzten Stamme auf der einen Seite herab, sah sich vorsichtig um, und nun erst kamen die Kinder, und da liefen rasch alle schön hintereinander über den Grund und dann drüben wieder an dem nächsten Stamme hinauf in die luftigen Höhen.

Sogar in der Hütte selber bot sich ihm Gesellschaft an, freilich im Anfange Gesellschaft etwas bedenklicher Art. Da knisterte es und sprang es im Heu, und da kamen sie lustig herbei und vermeinten, den Ludewig oder den Friederich und ihre von allen Köstlichkeiten des Lebens durchtränkten Kleider begrüßen zu können. Und wenn's auch nicht der Friederich und nicht der Ludewig war, und wenn auch im Heu einer dalag, der sich und sein Hemde rundherum fest in eine Decke gewickelt hatte, fröhliche Mahlzeit fanden sie doch.

Unter der Bank aber, da kam ein Mäuslein hervor, und das sah, daß aus dem alten Herde ein neuer Tisch geworden sei, und auf Tischen, das hatte es schon einmal sagen hören, da gab es gar

gute Sachen. Flink war es oben, und richtig, da lag eine Kerze, die schmeckte so herrlich, daß der Näscherin fast die andern Leckerbissen entgangen wären, die da noch in der Nähe waren. Aber etwas kitzelte so herrlich in der Nase, so lieblich und fein, wie Kerzen es doch nimmer vermögen.

„Speck!“ sagte das Mäuslein ganz leise „Speck! — Ich rieche Speck. O, ich kenne Speck. Der Friederich und der Ludewig, die haben mir auch öfter Speck gebracht, wenigstens die knusperigen Schwarten, und der schwarze Waschenwenerlbub auch!“ Und das alles hörte der Gottfried im Schlafe, wie er so dalag. Und dann hörte er, wie das Mäuslein schnupperte und an der Wand hinauflief, zu suchen, wo denn der Speck sei, denn auf dem Tische, wo doch der Speck hingehört, lag er nicht. Und da lachte der Friedrich im Schlafe, denn den Speck hatte er über Rat des Friederich, der die Insassen der Hütte schon kannte, mit einer Schnur an einen Nagel gehängt, der oben in die Decke geschlagen war. Und als das Mäuslein das gemerkt hatte, da war es wieder herabgekommen und stellte sich jetzt auf die hinteren Beine und streckte das Näschen, so hoch es konnte, dem Speck entgegen. Und dann fing es zu springen an, und so oft es den Speck verfehlte, fiel es auf den Tisch herab, daß es klatschte. Und da lachte der Gottfried wieder vergnüglich im Schlafe.

Auf einmal aber klatschte es nicht mehr, denn

jetzt hatte das Mäuslein den Speck erwischt und saß oben und knabberte daran nach Herzenslust. Da fuhr der Gottfried aus seinem Schlaf in die Höhe, und weil er von seinem Speck und von einem Mäuslein geträumt hatte, wußte er auch gleich, was das Knabbern bedeutete, und rasch griff er nach den Stiefeln des Pater Forstmeisters, die auf der Bank vor dem Fußende standen, und warf einen in der Richtung nach dem Specke hin, und richtig traf er die Laterne, die daneben hing, so daß die Scherben klirrten.

Jetzt war er ganz wach geworden. Alles ruhig. Hatte er etwa das ganze nur geträumt? Er legte sich hin und wollte wieder schlafen. Aber er mußte immer an Speck denken, und zwar sonderbarerweise immer an Paprikaspeck, den er doch gar nicht mochte. Und jetzt wußte er auch mit einemmal, warum ihm etwas mit Paprika nicht aus dem Kopf ging, und mit beiden Füßen sprang er, sich reibend und kratzend, in die Höhe und heraus aus der Streu.

Aber nicht nur ihm war ein Licht aufgegangen, sondern draußen war auch schon der Morgen angebrochen, und da schüttelte er sich und zog eilig den einen Stiefel des Pater Forstmeisters an, und jetzt suchte er den zweiten, wobei er zu seiner Freude sah, daß der Schade, den der Stiefel und das Mäuslein angerichtet hatten, nicht groß war, und da stand er in beiden Stiefeln auch schon draußen.

Rasch wurde die ganze Streu auf den neuen Herd geschleppt, und dann ging es an ein Autodafé wie zur Zeit der Ketzervertilgung. Wie das knisterte und in kleinen Pünktchen, in nichts zerstiebend, in die Luft flog! Ja, so altes Heu, das brennt nun einmal so.

Am Abend, da waren die Läden, die Gottfrieds Liegerstatt bildeten, und die er gut gescheuert und den ganzen Tag über in die Sonne gestellt hatte, wieder an Ort und Stelle, und er streckte sich behaglich in die rauschende Laubstreu, die er gesammelt und mit heißgemachten Steinen, so gut es angegangen war, getrocknet und gesäubert hatte. Speck und Kerzen waren völlig in Sicherheit gebracht, und für alle Fälle waren die Wurfgeschosse zurecht gerichtet und die Laterne war aus der Schußlinie entfernt worden. So mochte das Mäuschen in Gottes Namen kommen.

Und richtig, bald knisterte und pisperte es und lief und sprang und nagte und knabberte, daß Gottfried im Halbschlummer schon beschloß, wach zu werden und nach den Schußwaffen zu greifen. Aber da auf einmal, da hob es sich ober ihm gar seltsam, leicht sprang es jetzt auf dem Lehmboden herum, der die Deckbalken überzog, und dann kreiste es wie im tollen Wirbel um das Dach herum. Und Gottfried horchte so hin, und auch das Mäuslein horchte, und dann piepste das Mäuslein ganz leise und

ängstlich, denn es wußte genau, was das sei, und so sehr es Speck und Kerzen liebte, so wenig mochte es Wiesel leiden. Und da hatte es nur einen Gedanken, fort aus dieser schrecklichen Hütte, in das ein Wiesel den Weg gefunden und die es mit seinem, jedes feinere Gefühl beleidigenden Geruch zu erfüllen begann. Rasch schlüpfte es unter der Türschwelle durch — aber es kam wohl nicht weit, denn Gottfried hörte auf einmal nichts mehr ober sich und dann draußen ein leises Wehklagen — und dann war es still. Und nach einer Weile jagte es wieder oben lustig im Wirbel um das Dach herum.

Da schloß Gottfried Freundschaft mit dem hilfreichen Gast und lud ihn zu dauerndem Wohnsitz und gelobte ihm feierlich, ihm immer gute Bissen auf dem Dachboden anzurichten. Und mit der Erfüllung dieses Gelöbnisses ließ er sich nicht so Zeit wie bei dem Gelübde seiner Kindheit, sondern er begann gleich am andern Morgen damit und hielt es getreulich, wenn er auch seinen neuen Hausgenossen nie zu Gesicht kriegte, sondern nur nächtigerweile ihn hie und da lustig das Dach umkreisen hörte.

Hier waren aber überhaupt die Nächte die Zeit kleiner Abenteuer und Erlebnisse. Einmal, als er nach einem Gewittertage in seiner Decke lag und der Bach stärker brauste und der Wind mit dem Wiesel um die Wette um die Hütte fuhr, da hörte

er ganz deutlich laute Rufe von menschlichen Stimmen. Er hielt den Atem an. Aber nein, keine Täuschung. Ganz deutlich rief es, nicht draußen vor der Tür der Hütte, aber von der Höhe, jenseits des Baches, und dann zurück von den Höhen auf der andern Seite, bald herüber und bald hinüber. Das kann doch nicht sein, sagte er sich. Wenn jetzt da einer abergläubisch wäre, müßte er wohl denken, da tafeln zwei lustige Geistergesellschaften auf den Kuppen und rufen sich ihre wilden Grüße zu. Jetzt aber hörte er es ganz deutlich laut lachen, drüben zuerst, und dann wie als Antwort herüben. Da sprang er auf, schob den Bohlen zur Seite und trat ins Freie.

Aber erschreckt fuhr er zurück. Im ersten Augenblicke dachte er, er habe unvorsichtig mit dem Feuer hantiert, denn zu seiner Linken leuchtete es in gelbem Scheine, und rings im dürren Laube glühte es wie tausend kleine Funken.

Da fiel ihm zur rechten Zeit ein, daß er heute nochmal an seinem zum Hackstock umzugestaltenden modrigen Strunke gearbeitet hatte, und daß der ihm jetzt zum Danke für seine Mühen ein kleines Feuerwerk mit Waldbrand vorgaukle. Von den Stimmen aber war nichts mehr zu hören. Nur der Bach sauste unten in den Felswänden, und nur der Wind strich hoch oben durch die Kronen. Aber so klar er es jetzt wußte, daß die Phantasie ihm einen nächt-

lichen Streich gespielt hatte, und so fest er sich drinnen vornahm, sich nicht mehr täuschen zu lassen von dem wilden Rufen und Lachen, das jetzt wieder, immer deutlicher, immer deutlicher, sich aus dem Sausen und Brausen heraushob — zweimal trieb es ihn noch hinaus, weil er meinte, es seien doch menschliche Stimmen, und es haben sich am Ende dennoch Leute im Walde verstiegen.

Und noch am andern Tage fiel ihm ein, ob er nicht etwa richtig gehört hatte, als er auf einmal nun ganz zweifellos fremde Stimmen an sein Ohr schlagen hörte. Aber er sah bald, daß die zwei keine nächtigen Spaziergänger waren, die jetzt von unten auf dem Weglein bedächtig herzustiegen. Zuerst erschrack er, als er sie erblickte, wie sie da durch die Bäume daherkamen, fast bei jedem Stamme stehen bleibend und ihn nach Moosen und Flechten absuchend. Denn sie trugen lange, schwarze Kutten und er dachte an einen Besuch von Ordensbrüdern aus dem Kloster. Doch dann sah er, daß es Fremde waren.

Jetzt standen sie bei der Hütte und erblickten Gottfried in der Ledernen. „Hier ist es nach der Beschreibung," sagte der eine, und der andere blickte rundherum im Kreise. „Der Pater Franziskus zu Hause?" fragte der andere. — „Nein," antwortete Gottfried so mundfaul, als wäre er der Friederich oder der Ludewig. — „Wo ist er denn?" fragte

wieder der erste. — „Aus,“ sagte der Gottfried, mit der Pfeife, die er aus dem Maule zog, gegen den Berg hinauf deutend. — „Na schön,“ meinte der andere, „weiter rennen wir nicht mehr. Sagen Sie ihm, zwei Amtsbrüder seien dagewesen, ihn aufzusuchen, weil man ihnen unten erzählt hat, daß er da heroben haust, und sie gerne den frommen Klausner begrüßt hätten.“ — „Werden Sie sich das auch merken?“ fragte mißtrauisch der erste. — „I verhoff',“ meinte der Gottfried. — „Wenn wir doch etwas warteten,“ fügte, noch nicht ganz beruhigt, der Mißtrauische hinzu, und dann sagte er ironisch lächelnd zu seinem Gefährten: „Es wäre doch ganz interessant, einen künftigen Heiligen zu sehen.“ — „Was tut er denn dort oben?“ fragte der. — „Wurzeln graben,“ antwortete der Gottfried. Da sahen sich die zwei bedeutungsvoll an, und man sah, daß sie den sich von Wurzeln nährenden Eremiten doch nicht ungerne erwartet hätten. „Wann kommt er denn nach Hause?“ fragte wieder der erste. Jetzt mußte der Gottfried doch eine längere Rede halten, um die zwei loszukriegen. „Auf d'Nacht,“ sagte er, „er ißt s' glei' ob'n.“ Da gingen die Amtsgenossen, da sich ihnen doch keine Aussicht zeigte, zu dem interessanten Mittagstische eingeladen zu werden.

Ein paar Tage darauf hörte der Gottfried vom Friederich, wie der mit frischem Proviant kam, daß der Ludewig die zwei Amtsbrüder mit ein paar keken

Lügen zu ihrem Besuch angestiftet hatte, und daß sie dann mittag bei Forellen und Backhühnern und ein paar Flaschen alten Stiftsweines sehr erbaut davon gesprochen hatten, daß es noch solche Mönche gebe, wie der Pater Franziskus einer sei.

Die zwei Amtsbrüder, und einmal der Friederich und einmal der Ludewig, waren aber nicht die einzigen Besuche, die der Gottfried erhielt. Denn gegen Abend kamen einmal die Jungen alle herauf, nicht nur der Friederich und der Ludewig, sondern auch der Veitlhansl und die Hausdirn' und die Stalldirn' und das Hausmütterl auch. Denn sie hatten es vor Neugierde nicht mehr ausgehalten und mußten sehen, wie sich's der Pater Franziskus oben eingerichtet hatte.

Da saßen sie jetzt vor der Hütte um den Herd herum und lachten und kuderten, weil der Pater Franziskus mit der Ledernen gar so komisch aussah. Und keines sagte mehr zu ihm „Howürden“, und das Hausmütterl hatte sich ganz zutraulich neben ihn gesetzt und nahm ihm jetzt gar die Pfeife aus dem Mund, um einmal selber zu probieren, wie denn das Tabakrauchen eigentlich schmecke.

Und dann fragte die Hausdirn', was es mit der Bewirtung sei. Und da legte der Gottfried einen halben Laib Brot und ein Stück Fleisch und den Speck auf den Tisch, und jetzt mußten alle zulangen.

„Und der Trunk?“ fragte die Hausdirn'. Denn

die war nicht geschämig. Da trug der Gottfried das Wasserlägel heraus, das er gerade früher frisch gefüllt hatte. Da rümpfte die Hausdirn' die Nase und meinte, das sei kein Trunk. Schließlich aber probierten sie's doch mit den Lägel und ließen es im Kreise herumgehen.

Da sprang auf einmal der Gottfried auf und eilte in die Hütte. Und dann kam er mit der Flasche, die ihm das Hausmütterl eingepackt hatte, und mit einem in Papier eingeschlagenen „Etwas" zurück, das vom Hausmütterl auch gleich wiedererkennt wurde. Der „Zucka," sagte sie und schaute verwundert, was wohl jetzt geschehen werde.

Der Gottfried aber hatte sich erinnert ,daß bei jenem Ballfeste, aus dessen Anlaß er die nähere Bekanntschaft des früheren Prälaten gemacht hatte, der Schragel, zum Schlusse seiner Beschäftigung mit dem Biere, etwas Zucker und Cognac in ein Glas Wasser gerührt und auch ihn davon hatte kosten lassen, und daß das ganz vortrefflich geschmeckt hatte.

Und so warf er nun zum allgemeinen Erstaunen den Zucker in das Lägel hinein, und das Hausmütterl schrie erschrocken fast auf, als er jetzt auch den teuren Cognac hineinschüttete. Und dann machte der Gottfried der Verschluß zu und schüttelte das Lägel eine Zeitlang tüchtig hin und her. Und dann machte er den Verschluß wieder auf und hob das Lägel an den Mund und kostete. „Ah!" sagte er,

Und jetzt gab er das Lägel dem Hausmütterl, und die kostete auch und sagte auch „Ah!“ Und alle sagten der Reihe nach „Ah!“, die Hausdirn' und die Stalldirn' und der Veitlhansl und der Friederich und der Ludewig. Und es dauerte nicht lange, so war das Lägel leer, und was früher das Lägel in seinem Bauch gehabt hatte, das hatten jetzt die Hausdirn' und die Stalldirn' und der Veitlhansl und der Friederich und der Ludewig, und ein Bissel auch das Hausmütterl, und ein ganz kleines Bisserl auch der Gottfried, in ihrem Kopf. Und wie der Gottfried nun, nachdem die andern fortgegangen waren, noch so vor der Türe saß, seine Abendpfeife rauchend, da hörte er noch lange die übermütig gewordene Schar von unten herauf schreien und lachen. Endlich wurde es still, und dunkel war es schon geworden, da seufzte er auf einmal recht tief, er wußte selber nicht warum, und dann stand er auf und ging schlafen.

Und das tat eigentlich auch not. Denn er mußte des Morgens beizeiten hinab. Er hatte zuerst die andern begleiten wollen, aber dann hatte er doch nicht mit der etwas angeheiterten Gesellschaft am späten Abend unten auftauchen wollen. Hinunter aber mußte er. Denn der Veitlhans und der Ludewig, die hatten morgen Vormittag durch das Grieskar hinaufzusteigen zu den Hütten in der Elmgrube, und da mußte der Gottfried dabei sein, denn dort, hatten

sie ihm erzählt, liege ein kleiner See mitten im zerklüfteten Gebirge.

Sie hatten genau ausgeredet, wo sie sich träfen, und so geübt war jetzt Gottfried schon, daß er sich nicht zu fürchten brauchte, sie zu verfehlen.

Und richtig, genau wie die Sonne über dem Zehnerkogel stand, war der Gottfried dort, wo der Aufstieg beginnen sollte, und in dem nächsten Augenblicke kamen auch schon der Veitlhansl und der Ludewig daher.

Wieder ging es hinauf, gleich durch Latschen und dann über Felsplatten, und einmal mußten sie gar unter den überhängenden Wänden durchschliefen. Und als sie endlich nach mancher heißer Stunde den Einschnitt oben erreicht hatten, da lag nun diese seltsame Welt mit nackten Felsriffen wechselnder üppiger Wiesenflecke und sich fast endlos hinziehender Mulden, Mulde an Mulde, vor ihren Augen. Und wieder ein paar heiße Stunden, und das Ziel war erreicht. Aber kein See war zu sehen. Und da hörte Gottfried erst, daß der See noch ein gutes Stück abseits läge. Aber das sollte ihn doch nicht abhalten, nur ein wenig wollte er ausrasten.

Vor der Hütte lehnte ein baumlanger Bursche mit einem kleinen kurzen Lederhöschen, einem winzigen Hüterl und einem riesigen Gamsbart auf dem Hüterl.

„Seh'n ja nix unt'!" sagte er zum Gottfried.

„Da müssen S' zum Wildensee uma! Der is fein!" „Wie weit ist denn das?" fragte der Gottfried. „No, wann aner in Weg über d'Langen Wiesen kennt, wia i, so a drei Stund! — geh' eh glei' uma."

Da spürte der Gottfried mit einemmale keine Müdigkeit mehr und hielt Kriegsrat mit dem Veitlhansl und dem Ludewig. Die aber mußten noch an dem Tage zurück; aber, meinten sie, der „Hans-Iring", das sei ein verläßlicher Begleiter, und den Weg vom Wildensee hinunter zum Seehaus, den beschrieben sie ihm, daß auch ein anderer als der Gottfried, ihn gefunden hätte. „Da bleib'n S' eh glei a paar Tag durt," rief ihm der Veitlhansl, der sich schon auskannte da heroben, noch nach, „da is's gar lusti!"

Und da schritten denn gar bald der „Hans-Iring" und der Gottfried aus, dahin über die „Langen Wiesen". Das waren auch solche „Wiesen", wo es mehr Felsen und Steine gab als Gras, und der Gottfried begriff nicht, wie in dem Gewirre von Gruben und Kämmen, die immer nur auf neue Hebungen und Senkungen des Hochtales Ausblick boten und sogar die geleitenden Bergrücken meist ganz den Augen entzogen, ein Mensch sich überhaupt zurecht finden könne.

Aber der „Hans-Iring" erklärte ihm das und zeigte ihm die kleinen weißen Steine, die so gelegt waren, daß man vom einen immer gerade noch den

andern sah, und dann hieß er ihn stehen bleiben und lauschen. Und da hörte der Gottfried auf der einen Seite ein fortwährendes Niederrieseln und Poltern von kleinen Steinchen. „Der Rödade,“ sagte der „Hans-Jring“ „rödada Stoa haßt er halt in da G'schrift, no aba mir sag'n da Rödade. Das is a Berg, der red't. Und so lang ma 'n auf dera Seiten röd'n hört, is ma recht d'ran, und röd't er auf der andern, so is's g'fahlt.“

Jetzt wußte es der Gottfried. Und voran schritt der „Hans-Jring“ unter dem „Rödad'n“, den man nicht sah, sondern nur hörte, mit ellenlangen Schritten dahin, seinen riesigen Bergstock nur so über die Schulter gelegt, und hinter ihm lief und sprang und humpelte der Gottfried d'rein, und weil ihm das mit dem Bergstock so besonders gefiel, so hatte er den seinen auch über die Schulter gelegt, obwohl er ihn eigentlich gar nicht schlecht hätte brauchen können.

Genau drei Stunden waren um, und da sagte der „Hans-Jring“: „So!“ und deutete auf eine Anzahl von Hütten hin. Die lagen vor ihnen in einem Wiesengrund, als hätte der Wind sie hingeweht, und die langen, von der Sonne und dem Regen aufgebogenen Schindel, mit denen die Seitenwände verkleidet waren, sahen aus wie Flügel, mit denen die Hütten jeden Augenblick wieder davonfliegen werden, wenn man näher komme.

Aber sie flogen nicht weg. Und vor den meisten Hütten stieg lustiger Rauch aus kleinen Feuerstätten, und zwischen ihnen sprangen Dirnen herum mit fliegenden Röcken und riefen und juchzten sich gegenseitig zu. Da fielen dem Gottfried die „Wildfrauen" ein, von denen er gelesen hatte, der „Hans-Jring" aber belehrte ihn, daß das die „Schwoagerinen" seien.

„Lauter Weiberleut herob'n, gar kane Mannsbilder," sagte er schmunzelnd. „Und nur an anzige Alte!" fügte er anerkennend hinzu.

„Wo ist denn aber der See?" fragte sein Begleiter, denn er wollte nun einmal seinen See haben. „Ah, der dalkerte See? Der liegt weiter drent'. Seh'n eh nix oben! — Gengan S' nur auf d' Hüttna abi — künnan nimma fahl'n — i muaß no weider zun Jagdhaus drent'. — Frag'n S' nur um d' Loizen-Mirl — des is die Alte! Die nimmt ihnen scho'!" Dabei lachte er laut und dann schritt er weiter, und wenn der Gottfried früher schon gemeint hatte, daß der andere laufe, so schien es ihm jetzt, als ob er fliege, und er sauste über die Steine dahin durch die Wiesen hinunter, daß der Gottfried ihn bald aus den Augen verlor. Und weil seine Müdigkeit nun doch größer war als sein Wunsch, den See zu sehen, der See ihm schließlich auch nicht davonlief, strebte er langsam den Hütten zu.

Aber es war schon noch ein ordentliches Stück, das glaubte man nicht. Endlich stand der Gottfried

aber doch am Ziele und da fragte er gleich bei der ersten Hütte: „Wo ist die Loizen-Mirl?“

Die er gefragt hatte, das war eine junge Dirne, nur mit einer blauen Joppe und einem roten Kittel bekleidet, die vor der Feuerstätte kniete und in ein Häufchen zusammengesunkener Glut und daraufgelegten Reisigs hineinblies, um die hilfreiche Flamme neu zu erwecken. Wie sie so blies, fiel der helle Wiederschein der entfachten Glut auf ihr braunes, hübsches Gesicht, machte es leuchtend erglühen und umgliß ihr Haar wie mit rotem Golde. Und jetzt züngelte die Flamme empor zu dem an einem rußigen Haken hangenden Kesselchen, und ein gar lieblicher Duft, ganz wie nach Kaffee, entstieg dem kleinen Töpfchen, das dicht an das Feuer gerückt auf dem niederen Herde stand.

Jetzt erhob sich die Dirne, sah sich zuerst den Frager genau an, und da die Prüfung gut ausfiel — er war jung und nicht übel, und die Lederhose und das Schamperl und das Hüterl hatten den Schimmer der Neuheit schon gründlich verloren — sagte sie freundlich: „Warten S', i führ' Ihnen.“ Sie gingen durch die Hütten hindurch, und vor jeder fast hantierte eine junge Dirne mit Feuer und Töpfen, und der Unterschied zwischen ihnen allen war eigentlich nur, daß die einen blaue Joppen und rote Röcke, die andern rote Joppen und blaue Röcke trugen, und hie und da eine noch jünger oder noch sauberer

war als die andern: aber jung und sauber waren sie alle, so wenigstens kam es dem Gottfried vor.

Die Hütte der Loizen-Mirl war natürlich die allerletzte, und wäre der Gottfried von der andern Seite gekommen, so wäre sie gewiß auch wieder die allerletzte gewesen, denn so ist es immer, wenn man müde ist, und der Gottfried war recht müde. Jetzt standen sie vor der Loizen-Mirl, einem kräftigen Frauenzimmer, so in den Vierzigern, und der Gottfried brachte sein Begehr um Unterkunft vor und neugierig stand die Führerin daneben.

Der Gottfried aber, als er die ansah, bei der er zu nächtigen verlangte, mußte unwillkürlich lächeln, denn ihm fiel ein, wie getreulich er jetzt befolge, was der heilige Clemens in seinen Briefen „an die Jungfrauen" vorschrieb: „Mit Jungfrauen wohnen wir nicht und haben Nichts mit ihnen gemein; und mit Jungfrauen essen und trinken wir nicht, und wo eine Jungfrau schläft, dort schlafen wir nicht" und „Geraten wir aber zufällig an einen Ort, wo kein Mann ist, sondern nur christliche Frauen und Mädchen . . . . und wird es Abend, so wählen wir zum Uebernachten eine Frau, welche an Alter und sittlichem Ernste alle übertrifft." So ungefähr hatte er damals gelesen, als er Schutz und Hilfe wider seine Anfechtungen bei den Vätern der Kirche gesucht hatte. Und danach hatte er jetzt aus eigener Inspiration gehandelt!

„Schlafen möchtets bei mir?“ sagte die Loizen-Mirl und sah den Gottfried aufmerksam an, wie es früher die andere getan hatte. „Ja,“ meinte sie nach einer Weile übermütig, „wann i halt nit gar so jung war! Und so viel g'schami und kitzli bin i a. Seph'! hast denn du kan' Platz?“ Da lachte die Seph' und sagte: „Er hat ja nach deiner verlangt.“ „Ziech mi halt i zu dir uma, hat der Herr mei' Hütten allani.“ Und so machte es die Loizen-Mirl, und der Gottfried bekam ihre winzig kleine Kammer unter dem Dach, in der hatte nichts Platz, als nur das Bett voll von Heu, das sie mit einem frischen Leintuch überspannt hatte, daß man hätte meinen können, da sei ein richtiger Strohsack und am Ende gar auch eine Matratze darunter.

Der Gottfried aber schlief wunderprächtig, und auch als er am Morgen von dem Rumoren der unter ihm hausenden Kühe und dem geschäftigen Hantieren der Mirl in der Kammer neben ihm erweckt wurde, brauchte er an keinen Paprikaspeck zu denken, und als er dann hinaustrat zu ihr und ihr guten Morgen sagte, da sah er, wie blank und rein alles war, von den Kübeln und den Weitlingen an und den paar buntbemalten winzig kleinen Bildern bis zur Diele.

Der Veitlhansl aber hatte Recht behalten, denn der Gottfried hatte kaum hinausgeschaut vor die Hütte auf das herrliche Bild der schimmernden, von den Höhen umragten Bergwiese, und nur ein paar

Züge würziger Morgenluft eingesogen, so fragte er auch schon die Mirl, ob sie ihn da behalte, und die Mirl, die sagte: „So lang als S' wollen."

Jetzt stieg Gottfried vor allem zum See hinauf, und er brauchte den Weg nicht erst lange zu suchen, sondern hatte nur der Seph' nachzugehen, denn die ging auch hinauf. Und oben traf er noch ein paar von den Dirnen, und andere kamen ihnen nach, und man hätte meinen können, der Wildensee, das sei richtig ein See mit Wildfrauen, denn da und dort watete so ein Weibsstück an den seichten Ufern im Wasser umher.

Der See war nämlich ihr Jungbrunnen und dort wuschen und scheuerten sie sich. Nur entschwanden sie nicht, wie richtige Wildfrauen es hätten tun müssen, beim Nahen des Fremden scheu in die grüne Tiefe, sondern sie pritschelten und plätscherten weiter, als wäre er gar nicht da.

Der Tag verstrich Gottfried beim Herumstreifen in den Wiesen und Mulden und auf den Höhen, er wußte nicht wie. Abends aber folgte er der Einladung seiner Wirtin in die Hütte der Liesl, denn die hatte die größte Stube, und da ging es lustig her.

Alle kamen sie, die Loizen-Mirl natürlich, und die Seph', und die Trampler-Mirl und 's Everl und die Thresl und wie sie alle hießen. Und der Gottfried und der Halterbub, das waren die einzigen Herren. Die Damen aber, die hatten ihre

schweren, schmutzigen Holzschuhe unten bei der Stiege, die hinaufführte auf den vor der Stube hinlaufenden Schrott, abgestreift, die kurzen, festgestrickten „Trittlinge" aber, die hatten sie anbehalten an den Füßen, denn sie wußten, was sich gehöre. Nach einer Weile holte der Halterbub eine Mundharmonika aus dem Sack und jetzt ging es los. Wie die tanzten! Man hätte es nicht geglaubt, daß da vier und auch fünf Paare zugleich tanzen konnten. Und nicht eines streifte an das andere auch nur an.

Wie sie sich drehten und wie sie sich schwangen und wie sie lachten und glühten! Und einer nach der andern wurden jetzt die dickwolligen „Trittlinge" zur hemmenden Last und im Tanzen streifte sie sie ab mit sicherem Griff, jetzt den, dann den, und schmiß sie hin in eine Ecke oder unter eine Bank.

Mitten unter ihnen aber saß würdig wie eine Anstandsdame die Loizen-Mirl. Die tanzte nicht mit, aber man sah ihr's an, sie unterhielt sich genau so gut, als hätte sie auch getanzt. Und jetzt kam die Liesl als Hausfrau zum Gottfried her und zog ihn auf zum Tanze. Aber die „Grobg'nahten" sagte sie, müsse er ausziehen, sonst verruiniere er ihr den Fußboden.

Es war überhaupt gut, daß er sie auszog, denn er wollte in der Art mit dem Tanzen wieder anfangen, wie er auf jenem Kränzchen vor Jahr und Tag damit aufgehört hatte, und fing gleich an, der

Liesl auf die Zehen zu treten. Da sagte die Liesl „Oeha!“ und fing nochmal an. Aber es ging wieder so. Da lachten sie alle und sagten: „Er kann nit tanzen.“

Weil er aber doch der einzige Tänzer war — denn der Halterbub' mußte aufspielen — so lehrten sie's ihn. Die Trampler-Mirl war die Tanzmeisterin, denn die konnte es am besten. Und die andern standen herum und gaben auch ihren Kren dazu. Und dann probierte er es wieder mit der Hausfrau, und es ging schon, und dann mit der Seph' und dem Everl und der Thres'l und allen — und am nächsten Abend konnte er es schon famos.

So wie den einen Tag, ging es nämlich heroben jeden Tag. Hie und da war es noch lustiger, wenn einmal ein Jäger oder sonst wer von unten herauf oder von einer andern Hütte herüber kam.

Und wenn da so ein Bursch herzugekommen war, so sah man auch immer gleich, welche von den Mädeln sein Schatz war, denn bei der logierte er sich ein und mit der tanzte und scherzte er am meisten. Ihre Kurzweil aber war Gegenstand allgemeiner Lustbarkeit, weil keines war, das da etwas anders als natürlich und in schönster Ordnung gefunden hätte. Und hatte einer, der da her kam, noch keinen Schatz unter den Mädeln, so brauchte er sich nicht lange zu plagen, einen zu kriegen, wenigstens für die Zeit, die er heroben war, und auch das fanden alle in der Ordnung.

Am übermütigsten trieben sie es mit dem Halterbuben, vielleicht darum, weil der von keiner der Schatz war. Der war ihnen noch zu jung, aber zum sekieren war er ihnen gerade recht. Das war aber auch ein lustiger Geselle, voll der dümmsten Einfälle. Jeden Abend wußte er etwas Neues, und einmal erfand er gar ein richtiges Gesellschaftsspiel.

Nicht auf die Weise naürtlich, daß er nachspekuliert und dann den andern die Sache erklärt hätte. Nein, er bekam die Idee, und das Spiel war auch schon im schönsten Gange.

Er hatte gerade die kleine Pfanne in der Hand, in der auf dem Herde aus Gottfrieds Theebüchse zu gemeinsamem Besten ein Abendtrunk gebraut worden war. Innen war die Pfanne schon wieder ausgescheuert worden, den schwarzen Rußbelag außen aber wegzuwischen, das wäre gegen Landesbrauch gewesen, wurde sie ja doch das nächstemal wieder schwarz, und der Ruß, der gehörte zur Pfanne!

Da schwang auf einmal der Halterbub' die rußige Pfanne hoch und stürzte auf eine der Dirnen. Die aber verstand ihn sofort, und schreiend setzte sie sich auf den Boden. Der Halterbub aber auf sie los und die andern dafür ihr zu Hilfe. Und nun ein heißer Kampf. In allen Ecken, unter allen Bänken tobte es herum, bis endlich der Halterbub triumphierend die ihres Schwarz an einer Stelle erfolgreich ledig gewordene Pfanne in der Luft schwang.

Und dann los auf eine zweite. Jetzt aber hatte er schon eine Bundesgenossin, denn die unsichtbar Angeschwärzte wollte Gefährtinnen ihres Schicksales haben. Und wie es dann über die dritte ging, hatte er schon zwei Verbündete, und so fort, und die Aermste, an die zuletzt die Reihe kam, der half gar niemand mehr und die wurde einfach auf den Boden gelegt und mit der Pfanne eingerieben, bis die Pfanne spiegelblank glänzte und funkelte.

Da riß der Gottfried wohl die Augen auf, und wenn er den Spruch, „Auf der Alm gibt's keine Sünde" nicht zufällig schon einmal gehört hätte, so hätte er vielleicht jetzt diesen Spruch erfunden. So aber sagte er sich, daß wenn es „auf der Alm" keine Sünde gebe, auch in der Welt unten die Menschen sich die Sünde gewiß nur in ihrer Dummheit selber erfunden haben.

Noch mehr aber staunte er am nächsten Abend. Da waren von andern Hütten zwei Dirnen herübergekommen, bei sich verstiegen hatten und nun hier über Nacht verblieben. Und als man bei der Liesl am Abend zusammenkam, da flog die seltsame Mähre wispernd von Mund zu Mund, daß die jüngere von den zweien noch keinen Schatz gehabt habe. Nach dem Tanze aber war es wie selbstverständlich, daß das neue Gesellschaftsspiel wieder versucht wurde, und da war es nur ein Gebot der Gastfreundschaft, daß der Halterbub den Reigen mit der älteren der

zwei fremden Dirnen begann. Aber das Spiel ging weiter und es nahm mit der Seph' sein schallendes Ende. Ebenso selbstverständlich wie alles andere, war es gewesen, daß an der Dirne, die sich noch keinen Schatz gesucht hatte, auch die anschwärzende Pfanne vorübergegangen war, als wäre dieser Gast gar nicht da, und alle waren nachher so lustig und harmlos mit ihr wie vorher, so, als hätten sie einfach nur eine neue Kotillonfigur probiert.

Und lustig und harmlos waren sie auch mit dem Gottfried. Anfangs hielten sich einige etwas zurück von ihm, als sie aber sahen, daß er mit den andern nur lustig war und auf keine Abenteuer ausging, da wurden auch die Scheueren bald zutraulich. Und als sie sahen, daß er noch immer gleich harmlos blieb, da fingen die weniger scheuen an, ihn zu necken und zu seckieren.

„Also Ferdl" — zu „Ferdl" hatte man nämlich seinen Namen verunstaltet — „Was is's denn mit uns zwa?" So sagte zu ihm eines Tages, als sie ihn draußen traf, die Seph', die ihn schon öfter aufgezogen hatte. „Wannst halt du gar nia zu mir fensterln kumst, dann kum do i amal zu dir!" setzte sie dann hinzu.

Da lachte der Gottfried. Aber etwas verlegen. Denn die Seph' sah ihm ganz danach aus, als könnte sie Ernst machen auch. Aber „nein" sagen, konnte er ja doch nicht. Und sie hätte ihm auch ganz gut gefallen, die Seph'. Und das war kein Wunder,

denn die Seph' hätte wohl jedem gefallen müssen. Um die Sünde wäre es ihm auch nicht mehr gewesen, und darauf, daß die Seph' mit ihrer Liebe wohl kaum gewartet haben werde, bis gerade er daher käme, war er schon bereit, einen Pfifferling zu geben. Aber eines genierte ihn gewaltig. Er sah im Geiste seine schwarze Kutte an dem hölzernen Nagel hängen, im Schneiderhütterl dort drüben jenseits des Woisings, und die Kutte brachte er nicht von den Augen, und die Kutte sagte ihm, daß er ein Mönch sei, und wenn er sich dann dachte, daß einer seiner Mitbrüder jetzt da wäre und am Abend den Besuch der Seph' bei sich empfinge, so hätte ihm die Sache gar nicht gefallen. Und so gefiel sie ihm auch jetzt nicht, wo er der Mitbruder war. Aber „Ja" mußte er doch sagen.

Die Seph' aber meinte, er habe sie nicht so eingeladen, als wenn ihm gar so viel daran läge. Und da wiederholte er seine Einladung mit mehr Nachdruck und Schwung und fragte, um seinen Ernst zu zeigen, auch gleich: „Also wann kommst denn?" Und da sagte sie: „No heut! bal alle schlafen." Und dann fügte sie hinzu: „Waßt, darfst nit glauben, daß das mein Brauch is, daß i zu an Buab'n geh — aber waßt ja eh, bei mir schlaft ja die Mirl." „Also schön!" sagte er, und sie drückte ihm zum Abschied die Hand, so fest, daß er nicht wohl zweifeln konnte, daß es „gewiß" sei.

Der Gottfried aber schritt gar nicht wie ein glücklicher Liebhaber seines Weges weiter, und nach einer Weile blieb er stehen und dachte nach, und das ist etwas, was glückliche Liebhaber nun einmal gar nicht zu tun pflegen. Und dann kehrte er um und ging zuerst ganz langsam und dann immer schneller der Hütte der Loizen-Mirl zu, und wie er jetzt so dahineilte, war er auch schon wieder ganz lustig, ja jetzt fing er gar eines zu pfeifen an, und nach der Melodie der Schnaderhüpfeln, die abends öfter zum Tanze gesungen wurden, auch noch.

In der Hütte angelangt aber packte er rasch seine Sachen zusammen, und das dauerte nicht lange, sagte der wegen seines jähen Aufbruches nicht wenig erstaunten Loizen-Mirl herzlichen Dank und drängte ihr Zahlung auf für Brot, Milchkost und Quartier. Dann sagte er ihr Adieu und verabschiedete sich von allen, die er draußen traf, und wie sie ihn fragten, warum er so schnell davongehe, sagte er nur, „ein Telegramm hab' ich 'kriegt," und da sagten sie „narrischer Ding!" und lachten.

Jetzt aber kam er bei der Hütte der Seph' vorbei und die stand just unter der Türe. „No, wo aus?" fragte sie.

„Waßt," sagte er, und jetzt redete er ganz so wie sie, „i muaß g'schwind furt."

„Furt? Ganz furt? — Und grad' heunt!" und grollend drehte sie sich um.

„Du Seph'! Hör mi an! Wann i amal wiederkommet — nimmst mi nacha du in's Loschir zu dir?"

„Ja? Kummst wieder?" sagte die Seph', die sich wieder umgedreht hatte und ihn jetzt freundlich anlachte.

„Wenn's möglich ist — ja!" sagte der Gottfried, schüttelte ihr fest die Hand, fast so fest wie früher sie ihm, und jetzt ging es auf und davon.

Hinauf zum See und am ragenden Zahne des Weißhorns vorbei, und fort den Weg, den ihm der Veitlhans und der Ludewig beschrieben hatten, bis er richtig im Seehaus eintraf.

Da gab es Gefrage und Staunen, der Gottfried aber hatte nicht viel Zeit, sondern verlangte Tinte, Papier und zwei Couverts. Und dann machte er ein kleines Päckchen, und da legte er die silberne Uhr hinein, die er bei der Einkleidung bekommen hatte, und dann schrieb er zwei Briefe, und der eine war an den Pater Forstmeister adressiert und der andere an den Prälaten, und er trug es dem Hausmütterl auf die Seele, daß alles, die Briefe und das Packerl mit der nächsten Gelegenheit in das Stift geschickt werde. Den Förster aber bat er, daß er die Decke und was sonst noch in das Seehaus gehöre, einmal herabholen lasse, nur trug er ihm dringend auf, daß er, was er sonst etwa irgendwo finden sollte, genau dort lasse, wo es sei.

Dann ging es an Zahlung und Dank und Abschied von allen, und jetzt schritt er auch schon wieder davon. Aber nicht auf der Straße hinaus aus dem Tale, und auch nicht gar am Ende hinauf gegen den Woising zu, hinter dem die luftigen Hütten lagen, sondern hinein in den Wald und hinauf an den Hängen zum Hütterl im Walde.

Der „Schlüssel" lag unberührt im sicheren Versteck. Alles, wie er geschieden war. Lange schaute er hinein in den traulichen Raum, in dessen Halbdunkel von draußen die hellen Lichter hereinspielten. Und jetzt steckte er von seinen Habseligkeiten ein, was noch herumlag, und dann nahm er den Habit und die Pantalons über den Arm und den schwarzen Filzhut in die Hand, schloß gut ab, und ging den Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Jetzt war er auf der schmalen Felsrippe, wo es auf beiden Seiten steil hinunterging in den Abgrund. Spähend sah er beim Vorwärtsgehen bald rechts, bald links hinab, aber nirgends schien ihm der Abgrund tief genug. Endlich wie er draußen war auf der Platte, wo an den Hängen noch die letzten Alpenrosen blühten, da legte er die schwarzen Kleidungsstücke hin, kniete nieder und spähte hinunter. Da ging es senkrecht in die Tiefe und man konnte kaum auf den Grund der Felsschlucht sehen, die sich da herabzog. Nun stand er auf und ging zu dem Steinhaufen, in dem die Fichtenstange mit

der Inschrift steckte, die der „schwarze Waschenwenerlbub“ auf die Faßdaube gemalt hatte. Einen der Steine wollte er jetzt wegrollen und um ihn seine Kleider wickeln. Aber da sah er, daß er den künstlichen Bau zerstört und einen Mann um sein wohlverdientes Denkmal gebracht hätte, und da kam ihm ein anderer Einfall.

Statt den Habit mit dem Steine in die Tiefe zu werfen, wie er gewollt hatte, zog er schön bedächtig die ganze Gewandung der Fichtenstange mit der Faßdaube an. Oben der Hut und unten die Pantalons, und die Faßdaube war gerade recht für die Aermel des Habit. Er selber sprang jetzt lustig den Berg hinunter, daß die Steine nur so kollerten, oben aber flatterte es schwarz im Winde und drehte sich und schlenkerte nach allen Seiten, und wenn der Wind die Kutte beim Halse etwas auseinanderblies, dann schaute die Faßdaube heraus und die Gestalte hatte auch ihre Inschrift: „Der schwaze Waschenwenerlbua.“

Druck von Joh. N. Vondi & Sohn, Wien, VII., Bollergasse 17.

Druckfehler.

Es soll heißen:

Seite	28,	Zeile	2	von oben: „verraten“ statt „vorraten“.
„	36,	„	6	„ unten: „wie für Gott“, statt „für Gott“.
„	178,	„	7	„ „ „geistlich“ statt „Geistlich“.
„	197,	„	8	oben: „hangenden“ statt „hängenden“.
„	208,	„	17	„ „jedes“ statt „jeden“.
„	217,	„	16	„ „desperat“ statt „desparat“.
„	220,	„	7	„ „Doppelteilung“ statt „Doppelleitung“.

Von

Max Burckhard

ist unter anderem noch erschienen:

Zur Reform der juristischen Studien. 1887 Wien, Manz.

Aesthetik und Sozialwissenschaft. 1895 Stuttgart, Cotta.

Das Recht der Schauspieler. 1896 Stuttgart, Cotta.

Der Entwurf eines neuen Preßgesetzes. 1902 Wien, Manz.

Ein österreichisches Theaterrecht. 1903 Wien, Manz.

Zur Reform des Irrenrechtes. 1904 Wien, Manz.

Theater, Kritiken, Vorträge und Aufsätze. 1904 Wien, Manz, 2 Bände.

Quer durch Juristerei und Leben. Vorträge und Aufsätze. 1905 Wien, Wiener Verlag.

Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Dialektdichtung. 1905 Wien, Wiener Verlag.

Anton Friedrich Mitterwurzer. 1906 Wien, Wiener Verlag.

Das Nibelungenlied. 1906 Berlin, Bard, Marquardt & Co.

Das Lied vom Tannhäuser. 1889 Leipzig. Klinkhardt.

Simon Thums. Roman. 1897 Stuttgart, Cotta.

Die Bürgermeisterwahl. Komödie. 1898 Wien, Mohr.

's Katherl. Volksstück, 1898 Wien, Mohr.

Wahre Geschichten. Novellen. 1904 Wien, Wiener Verlag.

Rat Schrimpf. Komödie. 1905 Berlin, S. Fischer.

Wahre Geschichten.

Von **Max Burckhard**, Wien, Wiener Verlag.

„Um so sonniger scheinen uns die „Wahren Geschichten" Max Burckhards ins Herz. Sie sind österreichisch bis zum grillparzerschen fehlenden i-Tüpferl (es kommt ihm nicht darauf an, „ober" statt „über" zu schreiben, Horaz unmetrisch zu zitieren und von Zeit zu Zeit einen juristendeutschen Satz zu verbrechen), aber auch ihr prachtvoller bajuvarischer Humor (die Abenteuer in den Albanerbergen!), die reine und sichere Gestaltung naiven Lebens sind gutes alt-österreichisches Erbteil. Die größere Novelle, die das Buch eröffnet und wohl aus oberösterreichischen Jugenderinnerungen des Verfassers schöpft, schildert die ersten Liebesenttäuschungen und -tröstungen eines unverdorbenen Knaben mit einem solchen Respekt vor den wenigen echten Gütern des Lebens und einer solchen tüchtigen männlichen Heiterkeit, daß einem dabei wohl und wehe ums Herz wird. Und herein schimmert die unvergleichliche engere Heimat mit ihrem tiefen Reiz . . . Hier ist etwas, das die Linie Grillparzer, Stifter, Saar, Anzengruber, Rosegger, Ebner-Eschenbach fortsetzt, hier ist eine österreichische Novelle . . ."

(„Literarisches Echo.")

„Es gibt kaum einen Menschen, der hellere Augen im Kopfe trägt, besser sieht, als Max Burckhard. („Wahre Geschichten", Wiener Verlag.) Man kann schwerer richtiger, ja geistreicher beobachten . . ."

(„Oesterr. Rundschau").

„In den „Wahren Geschichten" tischt uns der ehemalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters köstliche Früchte seines

herzerquickenden und mitunter sarkastischen Humors auf. Aus der ersten Geschichte: „In der Schule des Lebens" spricht auch seine Beobachtungsgabe zu uns ... Mit einem wahren Heißhunger stürzte ich mich auf die Geschichte: „Aus der Wandermappe eines Theaterdirektors". Burckhard schildert darin mit behaglichem breitem Humor, an dem auch der Jurist Burckhard seinen Anteil hat, ein hochinteressantes Erlebnis in einer kleinen deutschen Musenstadt ... Wir kommen aus dem Lachen nicht heraus .... Ueberaus fein gestimmt und tief empfunden ist die vierte und letzte Geschichte „Dulsein". Das Märchen enthält wohl manche Wahrheit über das wahre Wesen der Liebe, das verleiht ihm jedoch keinen Anspruch auf den Namen einer „wahren Geschichte."

(„Münchner Allgemeine Zeitung".)

„Wenn in jenem Bande nichts weiter stände, als die ergötzliche Liebesgeschichte zwischen dem einfältigen Studenten und der jungen Gräfin, die zwar heimlich geliebt, aber nicht geheiratet werden will, so wäre der künstlerische Wert des Buches schon entschieden."

(„Hamburger Fremdenblatt.")